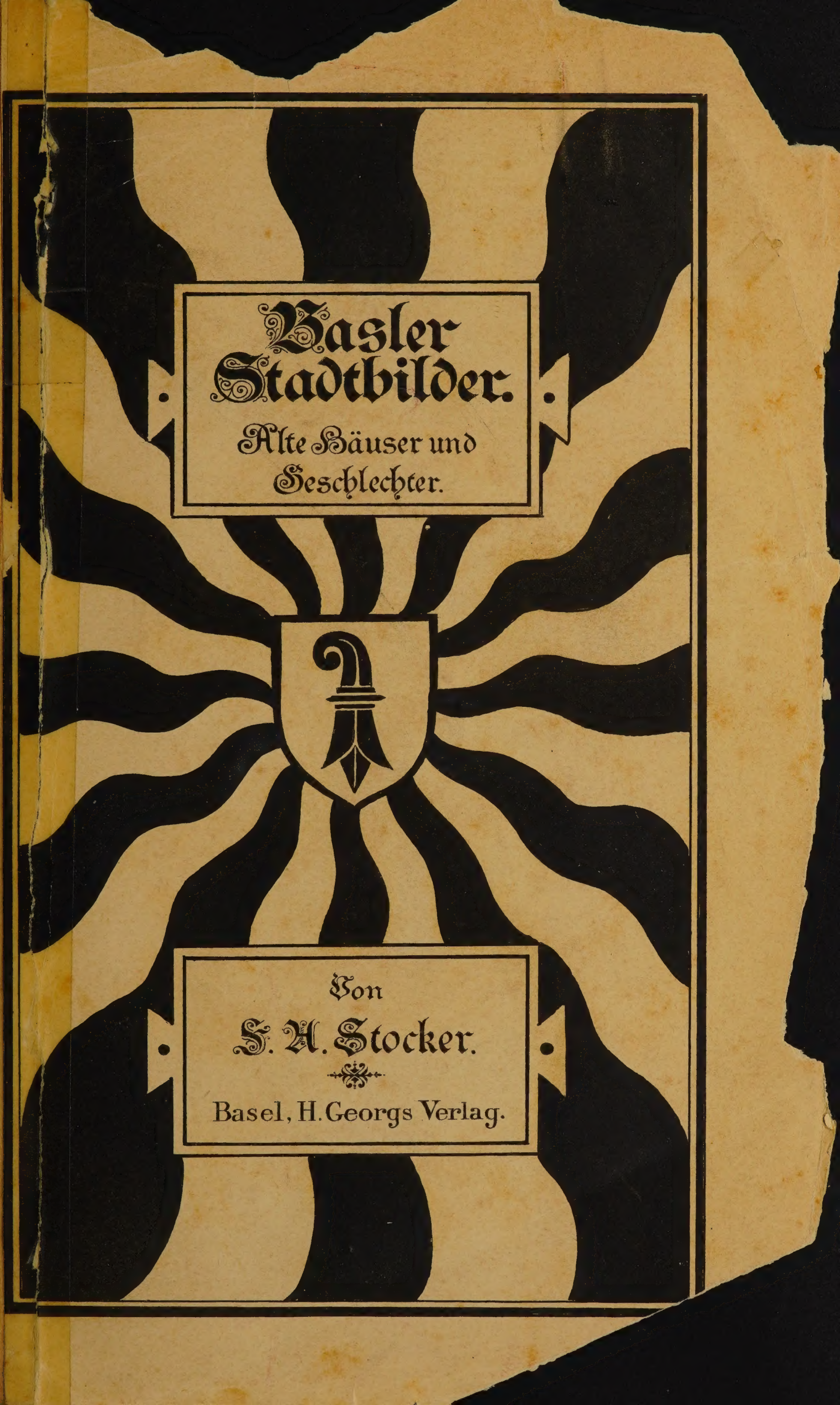

Basler Stadtbilder.
Alte Häuser und Geschlechter.
Von
F. A. Stocker.
Basel, H. Georgs Verlag.



# Basler Stadtbilder.



# Basler Stadtbilder.

## Alte Häuser und Geschlechter.



Von

F. A. Stocker.

Mit vier Bildern in Lichtdruck und drei Textillustrationen.



Basel
H. Georg's Verlag
1890.

---

Buchdruckerei von J. G. Baur.

# Vorwort.

Die „Basler Stadtbilder“ sind in den Jahren 1879 bis 1889 entstanden, und zum Theil in den „Basler Nachrichten“ zum Abdruck gelangt, aber sämmtlich in der jetzigen Buch-Ausgabe verbessert und vermehrt worden. Das Stadttheater erschien s. Z. in der „Helvetia“ von Robert Weber; der Gasthof zum Wilden Mann in meiner Zeitschrift „Vom Jura zum Schwarzwald“. Neu, d. h. noch nicht veröffentlicht, sind: Das Johanniterhaus, das Klösterli, der Formonterhof, die Dietschy-Häuser, die Häuser zum Ulm und der Gasthof zur Blume.

Die Lichtdruckbilder sind verschiedenen Ursprungs: der Fischmarkt und der Marktplatz sind Wandgemälden des Herrn Malers Rud. Weiß entnommen; das Haus zum Tanz ist nach der Tuschzeichnung von E. H. Berlepsch im Museum von Herrn J. Höflinger reproduzirt; die Façade des Hauses des Herrn Weitnauer ist nach der Natur aufgenommen. Sämmtliche Bilder sind von Herrn Photolithograph Bossert in Lichtdruck hergestellt.

Zur Sammlung selbst habe ich wenig beizufügen; in manchen Artikeln mußte ich das historische Moment mehr als das beschreibende hervortreten lassen, dadurch ist die Lesbarkeit einigermaßen beeinträchtigt worden, allein ich durfte um des historischen Interesses willen von dieser Uebung nicht abgehen.

Schließlich danke ich verbindlichst allen den Hausbesitzern, welche mein Unternehmen durch Ueberlassung von Hausurkunden so freundlich unterstützt haben; namentlich aber meinen verbindlichsten Dank dem Staatsarchivar Herrn Dr. Rud. Wackernagel, der mir die Einsichtnahme vieler Urkunden in bereitwilligster Weise gewährte.

Basel, am Sabinentage 1889.

**F. A. Stocker.**

# Inhalt.



## 1. Die St. Johannsvorstadt.

Eine laue Augustnacht hat ihren dunklen, sternenbesäeten Mantel über die Stadt ausgebreitet „und ruhig fließet der Rhein". Unaufhaltsam wälzen die Fluthen sich vorwärts, nur ein dumpfes Murmeln dringt zum Ohr; bald rauschen die Wellen lauter, wenn die Fluth über einen quer laufenden Felsgrat geht, bald leiser, wenn sie mächtige Tiefen füllt, dann aber gurgeln sie oft in kreiselndem Wirbel, wenn die Wasser in einen unverhofften Trichter gerathen. Ueber dem rechten Ufer erhebt sich ein dunkler Wald von Obstbäumen, aus dem heraus da und dort ein Licht schimmert; eine Gaslaterne mit hellem Schein oder eine Petroleumlampe aus freundlicher Wohnstube wirft einen blassen Reflex auf die rasch dahinfließenden Wogen. Tiefschwarz ist das Panorama, das uns gegenüber liegt; in scharfen Umrissen zeichnet es sich mit kräftigem Stift am nördlichen Horizonte ab: die zackigen Zinnen der Kaserne und die geraden Linien der Klingenthalkirche, die welligen Konturen der hochragenden Pappeln und Obstbäume. Den schönsten Anblick aber bieten zur Nachtzeit die beiden Brücken mit ihrem Strahlendiadem hellleuchtender Gasflammen. Vater Rhein hat sich damit eine wahre Lichtkrone auf das Haupt gesetzt; in langgezogenen Lichtstreifen wirft die alte Rheinbrücke den Glanz ihrer Gasflammen auf die Fluthen. Wie das flimmert und flirrt und hell aufzuckt in dem Kommen und Gehen der Wasser! Einen Augenblick wird die Welle geblendet von dem Abglanze des Gases, einen Augenblick erglänzt sie in lichtem Silberschein, dann verschwindet sie in dem Dunkel der Nacht und andere Wogen folgen und wiederholen dasselbe Spiel, bis der Laternenwärter dem Wech-

sel von Licht und Wasser ein plötzliches Ende bereitet. Wenn es so recht flimmert und glitzert auf dem Rhein und die Lichtreflexe in schiefen Linien von der Brücke abfallen, so glaubt man, der Rhein sei plötzlich aus dem Murmeln der Wellen in eine musikalische Stimmung gerathen und breite eine goldene Harfe aus, um die Lieder der „Wogelinde“ mit sanften Schlummerakkorden zu begleiten. Vom benachbarten Großhüningen her erklingt stromaufwärts um 10 Uhr in hellem Tone die „Betzeitglocke“ und gibt der feierlichen Stille die rechte Weihe. Ehedem vernahm man auch den dumpfen Trommelklang des Zapfenstreichs und des Lichterlöschens von Hüningen her, doch seit die Garnison daselbst das Nachbarstädtchen gegen Mülhausen vertauscht hat, stört die idyllische Ruhe nur hie und da das Pfeifen der Lokomotiven vom badischen Bahnhof und das Rollen der Eisenbahnzüge über die Rheinbrücken von Birsfelden und Hüningen. Wie die Vorboten eines heftigen Gewitters rollen die Schallwellen von den Rheinübergängen der Bahnzüge den Wassern entlang und verlieren sich schließlich in einem dumpfen ersterbenden Brausen. Dann und wann schreitet schwerfällig ein Droschkengaul über die alte Brücke und einen schwachen Lichtschimmer sieht man langsam über die Fahrbahn gleiten. Sonst ist alles ruhig, selbst die Fähre, die unermüdliche „Rheinmücke“ hat ihre Fahrten eingestellt; die Natur schweigt und schläft unter dem Schutze der Nacht. Das Geräusch und das Getriebe des Tages ist verstummt und ungeblendet schweift der Blick von dem dunkeln Himmel, an dem die Sterne ihre Bahnen wandeln, hinunter zu den kühlen Wassern, die dem Gesetze der Schwere folgen. O, wie herrlich ist so ein Abend am Rhein! Ein kühlender Lufthauch streicht über das Stromgebiet und erfrischt das von dem „starren Blick in die Tiefe“ ermattete Auge. Vom Bläsiquartier und vom St. Johannsthurm her schlagen die Uhren an und bald antworten die andern Stundenverkünder der Stadt und mahnen zur Ruhe. Aber es ist so schön da draußen auf der Altane von Nr. 70 und man möchte die ganze Nacht hineinblicken in dieses Bild von Ruhe und Frieden!

* * *

Geh' nur zu Bett, lieber Freund! Die Nacht ist kurz in diesem Viertel, und Du wirst früh genug geweckt werden von dem Strahlenglanze des Morgens, der gerade Dir gegenüber über das weiße Gemäuer der Kirche von Chrischona oder über den Grat des „Hörnli" seine feurigen Pfeile in die Fenster sendet und Dich aus den Federn treibt. So einen Morgen zu betrachten, ist hoher Genuß. Allmälig weicht das Dunkel der Nacht, die Sterne erblassen: über den Himmel streicht ein leichter Glanz, noch unbestimmt, noch farblos, erst eine Vorahnung. Die Pappeln rauschen kräftiger ennert des Rheines, die Bäume bewegen sich in ihren Wipfeln; ein frischer Hauch weht durch die Atmosphäre: es ist, wie wenn die Morgenlüfte die Ankunft des Weltengottes verkünden müßten. Endlich röthet sich über dem Höhenzuge der Chrischona der Himmel, die Lichter werden heller und farbiger und im unvergänglichen und ewigen Goldglanz steigt des Firmamentes Herrin, die Sonne auf, und küßt mit glühendem Kusse den jungen, neugebornen Morgen.

Und nun tritt allmälig das Bild der Landschaft im frischen Lichte des Tages vor uns. Die Umrisse sind einstweilen noch undeutlich, die kleine Stadt ist von leichtem Nebel umhüllt, die Berge sind von rosigem Dufte umschleiert; auf den Wassern ruht ein unbestimmtes Etwas, so wie ein Morgentraum der Rheinnixen. Nach und nach aber treten die Häuser aus dem Dunstkreise heraus. Schon längst hat das Pfeifen der Lokomotiven und das Pusten des Dampfes kundgegeben, daß beim badischen Bahnhof der Verkehr seinen Dienst eröffnet hat, aber auch die Fabrikschlote und die Kamine der Bäcker in der kleinen Stadt fangen an zu rauchen: der Tag hat seine Thätigkeit begonnen.

Während des Morgens die Sonne der Rheinseite unserer Vorstadt ihre Gluth in unverkürzter Fülle zuwendet, sendet sie dieselbe um die Mittagszeit direkt in die breite Straße und gewährt nur dem einen Trottoir einen dunklen Schattenstreifen für die Fußgänger. Abends, wenn die kleine Stadt im Vollglanz der Sonne liegt, da wird es auf der Rheinseite der Vorstadt erst recht anmuthig und schön, ja über alle Beschreibung lieblich. Von den Hügeln hinter dem elsässischen Neudorf hinweg, dessen Kirchthurm neugierig in die Landschaft guckt, bis zu den blauen Bergen

des Fricktals und Basellands, breitet sich ein Panorama aus, wie es für die Darstellung mit Pinsel und Stift nicht geeigneter sein könnte. Den Hintergrund bilden die Bergreihen des Schwarzwaldes, vom Müllheimer bis zum Zeller Blauen tief hinten im Wiesenthal; vor ihnen lagern sich als Vorberge das Käferhölzli mit seinen Buchenwaldungen, seinen breiten, gelben Getreidefeldern und grünen Rebenhängen, seinen am östlichen und westlichen Abhange reizend gelegenen Dörflein Tüllingen und Oetlingen. Von der Vorstadt aus muß man jedenfalls den Gang der Schlacht von Friedlingen am 14. Oktober 1702, die sich von dem genannten Orte aus über Weil und das Käferholz bis nach Tüllingen zog, leicht haben beobachten können, denn die Luftlinie beschreibt keine so große Entfernung, daß nicht einige militärische Aktionen mit Sicherheit zu erheben gewesen wären. Vor den Zeller Bergen steigen die Hügel von Bettingen und der Mayenbühl zu mäßiger Höhe an und sind mit einem Gemisch von Laub- und Nadelhölzern, mit Gehöften, Matten und Aeckern bedeckt. Noch um eine halbe Stunde näher gerückt tritt uns der bewaldete Bergrücken der Chrischona entgegen, das „Hörnli" mit seinem Steinbrucheinschnitt. Nach Südosten schließt der breite Rücken des Wartenberges mit seiner Ruine bei Muttenz das Bild ab.

Bei hellem Wetter erkennt man mit leichter Mühe das Gasthaus auf der Höhe des Blauen bei Müllheim, jede Falte, jede Mulde des imposanten Berges, von dessen Südostabhang das Kloster Bürgeln mit seinem weißen Gemäuer erkennbar herüberschimmert. Weniger leicht bestimmbar ist die Gruppirung des Zeller Blauens zu seiner Umgebung; hier sind die Berge der weiten Entfernung wegen schon in einen solchen Dunst gehüllt, daß sie nicht mehr deutlich genug hervortreten können.

Den Vordergrund dieses Rundgemäldes beherrschen die kleine Stadt und der Rhein so völlig und so abschließend, daß es scheint, als ob bei Hüningen und bei der obern Brücke, wo der Rhein in zwei starken Bogen sich von der Stadt entfernt, die Wasser sich zum See gestalteten. Nur die starke Strömung zerstört die Illusion, die — z. B. von der Altane bei Confiseur Wirz oder vom Seidenhof aus betrachtet — ziemlich vollständig wäre. Ueberraschend ist das Rheinbild abwärts und aufwärts.

Unten bei der Gasanstalt und dem alten Rhein springen zwei neugierige Nasen vor, die vielfach an die des Vierwaldstättersees erinnern. Der „Alte Rhein" streckt seine wald- und baumbewachsenen Ufer weit in das Flußbett hinaus und sucht vergeblich Hüningen dem Auge zu entziehen. Bis hinauf zur Kaserne dem Ufer entlang, dessen Uferweg seiner Vollendung harrt, wechseln Obst-, Zier- und Gemüsegärten, wechseln Pappelgruppen mit Fabriken und Häuserreihen, wechseln neue Straßen mit Bauten aus Kleinbasel's Urzeit. Aus dem dunkeln Grün blicken rothe Ziegeldächer hervor mit weißen Kaminen und vielfenstrigen Mansarden. An hellen Abenden glitzern hunderte von Fensterscheiben im goldnen Feuerglanze der untergehenden Sonne; weiße schroffe Giebel unterbrechen oft scheinbar hart und grell die Harmonie des Bildes, aber sofort dämpft ein dunkler Obstwald den grellen Ton oder grüne Matten geben der Staffage eine mildere Stimmung. Das Ganze lehnt sich mit kräftigen Farben an den sanft abgetönten Hintergrund an. Das Auge erfrischt sich angenehm an der grünen Pappelreihe bei der Kaserne, deren harte architektonische Linien, deren rothgelber Farbenton nicht so recht in das sonst so harmonische Gemälde passen wollen. Ein anderes Bauwerk dagegen, die obere Rheinbrücke mit ihren zwei kräftigen Pfeilern und den schöngeschwungenen Bogen, präsentirt sich in der schiefen Lage zu der horizontalen alten Brücke weit besser und weit gefälliger, als es sich nur je denken ließ. Die Steigung nach Großbasel ist eine fast unmerkliche und benimmt die schiefe Linie dem Gesammtbilde den günstigen Eindruck in keiner Weise, obschon die grüne Rheinhalde etwas gedeckt wird.

In mancher Beziehung ist die Aussicht aus den Fenstern der St. Johannvorstadt der von der Pfalz herab vorzuziehen, in anderer Hinsicht konkurrirt sie mit ihr. Einen Anblick, wie ein solcher vom Rheinschänzli sich bietet, gibt es in der ganzen Stadt nicht wieder.

Geschrieben im September 1879.

* * *

Und wieder nach zehn Jahren sitze ich auf der Altane. Wie hat sich die Landschaft verändert! Am rechten Ufer des Rheins, links zwischen Obstbäumen versteckt, befinden sich die großen Gebäulichkeiten der „Chemischen Industriegesellschaft". Noch stehen die Bäume, Gruppen und Gebüsche wie vor zehn Jahren, aber zwischen hinein sind Arbeiterhäuser gebaut mit niedlichen Gärtchen, Miethkasernen mit ihrer einförmigen Bauart. Gerade gegenüber ist eine neue Straße entstanden, die Leuengasse, drüberhin blicken das weiter hinten liegende Bläsi-Schulhaus und das Bläsi-Stift in die Landschaft hochragend hinaus.

Und dann die neue Rheinbrücke. Es geziemt sich einen Augenblick bei der Geschichte dieser Brücke zu verweilen. Der Großrathsbeschluß zum Bau derselben erfolgte am 9. April 1877, die Volksabstimmung fand am 3. Juni statt, mit 2566 gegen 1312 Stimmen wurde der Großrathsbeschluß genehmigt. Die vollendeten Bauprojekte konnten dem Regierungsrathe am 7. November 1878 vorgelegt werden. Zum Bauaufseher wurde Hr. Ingenieur Bringolf von Hallau ernannt, die Brücke selbst um den Betrag von 1,575,000 Fr. an die HH. Holzmann & Cie. in Frankfurt a. M. und Gebr. Benkiser in Pforzheim übertragen. Als Endtermin für die Vollendung der Arbeiten wurde der 31. Mai 1883 angenommen. Sofort nahmen die Arbeiten ihren Anfang. Das erste größere Objekt, das in Angriff genommen wurde, war der Landpfeiler (Widerlager) des rechtsseitigen Rheinweggewölbes, dessen Fundirung im November 1879 begonnen und im Februar 1880 vollendet worden war. Dann fand die Gründung des linksseitigen Pfeilers statt. Hier mußten vorher die drei in der Brückeneinfahrt liegenden, vom Staat angekauften Häuser Nr. 50, 52 und 54 abgetragen werden. Gleichzeitig wurde auch die verlängerte Schanzenstraße durchgebrochen. Ende Februar war auch die Hülfsbrücke fertig geworden. Der Unternehmung war vorgeschrieben, die Gründung der vier Wasserpfeiler und der beiden Widerlager auf pneumatischem Wege und zwar jeweilen mittelst eines einzigen, eisernen Kaissons zu betreiben. Der Kaisson war 21,60 Meter lang, 6 Meter breit und wog 50,000 Kgr. Die Versenkung des ersten Kaissons auf das Flußbett, das aus Kies, Nagelfluh und Letten gemengt war, begann

am 17. April 1880, die Ausbetonirung des letzten Kaissons fand im Mai 1881 statt. Entsprechend dem Fortschritt der Pfeilerbauten ging die Eisenkonstruktion vor sich. Die erste Sendung langte am 24. September 1880 an. Die erste linksseitige Oeffnung wurde im Januar und Februar 1881 zu Ende gebracht, auf Ende des Jahres waren sämmtliche fünf Oeffnungen aufgestellt und theilweise eingedeckt. Das enorme Hochwasser vom 2. September 1881 vermochte der Brücke selbst keinen Schaden beizufügen. Vor Eindeckung des Trottoirs wurde durch die Gasdirektion die Gasleitung unter das untere Trottoir angebracht. In den ersten Tagen des Juli 1882 konnte die Brücke dem Verkehr übergeben werden.

Sie kostete 2,100,000 Fr. (die Zufahrtsstraßen und die abgebrochenen Häuser miteingerechnet), und wurde gegenüber dem bewilligten Kredit eine Ersparniß von 200,000 Fr. gemacht.

Ueber die Größenverhältnisse der Brücke entheben wir nach der vom Baudepartement im Druck herausgegebenen Broschüre folgende Angaben:

Die Länge der Brücke zwischen beiden Widerlagern beträgt 225,315 Meter (die der obern neuen Rheinbrücke 193,94 Meter). Die Länge zwischen den äußersten Enden der Stützmauern 378 Meter, oder an einem Beispiel gemessen, gleich lang wie die Strecke vom Petersgraben bis zum Klösterli. Jede der fünf Oeffnungen hat eine Lichtweite von 42,263 Meter; die Brücke besitzt zwischen den Geländermitten eine Breite von 12,60 Meter, wovon 7,60 Meter auf die Fahrbahn und je 2,50 Meter auf die Trottoirs fallen. Das Gewicht der Eisenkonstruktion (ohne Kaisson) beträgt 1,128,000 Kgr.

Die Brücke liegt nicht so hoch wie der obere Rheinübergang am Harzgraben, sie ist horizontal und macht einen freundlichen Eindruck auf den Beschauer, vier kräftige Mauerpfeiler aus Laufener Kalksteinen stützen sie und zwei Widerlager, unter denen hindurch der links- und rechtsseitige Rheinweg sich zieht, bieten die Anhaltspunkte, theils an die St. Johannsvorstadt, theils an die bis zum badischen Bahnhof fortgesetzte und im Bau begriffene Feldbergstraße. Ein elegantes Geländer und die Laternenträger

vervollständigen den Schmuck der imposanten und doch leicht und gefällig ausgeführten Brücke.

Den 15. Juli 1882 wurde sie unter großer Betheiligung des Basler Volkes festlich eingeweiht.

An die Brücke schließt sich auf der rechten Rheinseite eine Reihe Häuser an, die auf den Erasmusplatz münden, der ebenfalls angebaut ist. Diese Straße, die von der Rheinbrücke ausgeht, heißt Feldbergstraße, sie läßt halbwegs links zur Seite den neuen Kirchplatz des Bläsiquartiers und führt direkt dem badischen Bahnhof zu.

Weiter hinauf gegen die mittlere Brücke erhebt sich das schöne Landhaus des Herrn Raillard, breitet sich, wo einst die hochragenden Pappeln standen, die schloßartig gebaute Villa des Herrn Dr. Robert Bindschedler mit seinen weiten Gartenanlagen aus.

Am linken Ufer des Stromes hat sich die Lage der Dinge wenig geändert. Beim Schlachthause ist eine Schuttanhäufung entstanden und ist dem Rhein ein ziemlich Stück Boden abgewonnen worden, der Rheinquai ist fertig und eine Badanstalt, ein Volksbad ist hinter unserm Hause Nr. 70 erstellt worden. Wie ein brauner Küchenkasten zieht sich das Volksbad dem Rheine entlang und aus demselben ertönt den Sommer hindurch lauter Jubel, Lachen und Geschrei der Badenden bis in die Nacht hinein.

* * *

An merkwürdigen Gebäuden sind aus der Vorstadt folgende zu verzeichnen: Vor allem das St. Johannsthor, dasselbe hat verschiedene Veränderungen erlebt und wurde 1582, wie das Thorgitter zeigt, und 1669, wie der Thorbogen aufweist, restaurirt, die erste Anlage des Thores geht in's Jahr 1385 zurück, in das erste Jahr des Ammeisteramtes.

Die Thore waren die sogenannten Schwibbögen, und der jetzige innere Graben schloß ihren Umfang ein. Nun ließen die Basler weiter hinaus eine neue Mauer und Graben vor allen Vorstädten anbringen. Die neue Mauer zählte 41 Thürme und war von 1099 Zinnen gekrönt. Zwölf Jahre lang wurde daran gearbeitet.

Das Johanniterhaus gab eine schöne Summe Geldes aus, damit dessen Besitzung auch innert der neuen Befestigung begriffen wurde.

Im Jahre 1444, als die Armagnaken die Stadt bedrohten, ließ der Rath die Thürme und Mauern mit Geschütz versehen, theilte die Stadt in fünf Quartiere ein und ordnete jedem seinen Hauptmann und Büchsenmeister zu. Zur täglichen Wacht waren von jeder Zunft 25 Mann beordert.

Im Jahre 1495 erkannten beide Räthe, daß künftighin die Thore beider Städte auf Niemands Befehl des Nachts anders aufgethan werden sollten, als im Beisein beider Häupter und zweier der vornehmsten Räthe, und daß, falls eines der Häupter nicht dabei sein könnte, ein Mitglied des Rathes an seiner Statt genommen werden sollte. Die Thorhüter und Thürschließer mußten es beschwören.

Im Februar 1531 wurden zwei neue Bollwerke angelegt, eines zwischen der Neuen Vorstadt und dem Petersplatz (das Wagenbollwerk), das andere bei St. Klara.

Der Rath ließ ferner im Jahre 1591 die Verbesserung der Bollwerke fortsetzen und das Zeughaus mit Kriegsrüstungen versehen.

Auch im Jahre 1622 wurde an der Befestigung der Stadt mit ziemlichem Aufwande gearbeitet. Der Rath ließ den berühmten französischen Ingenieur d'Aubigny hieher berufen, der sich etliche Male mit den Ingenieuren Lafosse und Lentulus hier aufhielt. Von ihren eingegebenen Plänen wurde einer angenommen, aber mit Auslassung der Außenwerke, die der Rath zu kostspielig fand; und von dem angenommenen Plan ließ er nur einen kleinen Theil, von 22 Bastionen d'Aubigny's, nur vier ausführen.

An diesen Ausführungen hat das St. Johannsthor seinen Antheil gehabt.

Das Thor hat bei seiner Restauration im Jahre 1874 eine wesentliche, zu seinen Gunsten ausgefallene Veränderung erlitten, es ist eleganter geworden und hat ein schlankes Dach mit einem zierlichen Thürmchen erhalten. Der Vorbau nach Außen ist derselbe geblieben, nur gefälliger und zierlicher ist er geworden, sein Erker giebt ihm den Eindruck des Alten und Ehrwürdigen. Die Ringmauer ist gefallen und wo die Gitter der Brücke über dem

Graben waren, ist jetzt ebenes Terrain und führt eine Straße auf dem Stadtgraben zum Rhein und in den untern Rheinweg. Früher bestand noch vor dem Thore eine Einfahrtspforte mit zwei Thürchen auf jeder Seite, auch dieses ist gefallen und das ganze Bodengebiet ausgeebnet und in nicht weiter Entfernung beginnen die Häuserreihen der Elsäßerstraße mit dem Schlachthaus und des St. Johannringwegs sich zu entwickeln.

Innerhalb des Thores, zu welchem man auf schmaler steiler Stiege hinaufsteigt, erhebt sich eine schöne Altane, von welcher aus man einen Ueberblick über die Vorstadt gewinnt, der noch interessanter wird, wenn man in den Thurm hinaufsteigt. Da überblickt man die ganze Stadt mit ihren Thürmen, Kirchen und Häusern. Die alte verwilderte Rheinschanze ist jetzt durch die Hand des geschickten Stadtgärtners J. N. Scholer in eine zierliche Anlage verwandelt, deren Abschluß der restaurirte Schanzenthurm, Endpunkt der ehemaligen Befestigung, bildet.

Ganz nahe ist die Liegenschaft des alten Johanniterhauses, hart am Rhein, Eigenthum der Erben des verstorbenen Zimmermeisters Hübscher. Wir haben dem Hause einen eigenen Artikel gewidmet.

Am 11. Dezember 1845 wurde der neue Elsäßer Bahnhof festlich eingeweiht. Zahlreiche Gäste aus der Schweiz und Frankreich waren anwesend. Da die Erstellung des Centralbahnhofes denselben überflüssig machte, so wurde er abgerissen. An seiner Stelle steht nun die von 1862—64 von Alfred Moser von Baden erbaute Strafanstalt. Die Anstalt wurde Anfangs Oktober 1864, nach vorheriger Besichtigung von Seite des Publikums, bezogen.

Von merkwürdigen Häusern verdient zuerst das Haus Nr. 72, in welchem sich der Laden des Konsum-Vereins befindet, genannt zu werden. Hier wohnte mehrere Jahre lang der ehemalige König Gustav IV. von Schweden (s. Artikel Oberst Gustavson, ein Basler Bürger).

* * *

Die St. Johannsvorstadt besteht an und für sich als baulicher Stadttheil aus zwei langgestreckten Häuserreihen, die in früheren

Jahrhunderten durch mehrere Thürme markirt waren: Schwibbogen beim Seidenhof, das alte Kreuzthor oder das Thor beim Antönierhof (Klösterli), endlich das äußere, jetzt noch stehende St. Johannsthor; dieses letztere bildet mit dem ebenfalls stehen gebliebenen St. Albanthor die historische Abgrenzung der Stadt; diese drei Thürme gaben der Vorstadt ein charaktervolles Gepräge, das sich mit der Zeit, als zuerst das Kreuzthor und dann der Schwibbogen fiel, wesentlich verlor. Heute noch zwar trägt sie das richtige Bild einer Vorstadt im gewöhnlichen Sinne: kleine zweifenstrige Häuser, wie sie noch in den meisten kleinen Landstädtchen angetroffen werden, wechseln mit großen Herrschaftshäusern von gewählter Architektonik aus dem vorigen oder dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Die Mehrzahl der Häuser derselben gehörte noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts den Fischern und Rebleuten, Handwerkern, Fuhrleuten und Sammtwebern an, auch einige Seidenfärber wohnten darin. Kleine schmale bürgerliche Häuser wechselten ab mit Scheunen und Stallungen. In den Wintermonaten erklang aus denselben der regelmäßige Taktschlag der Dreschflegel und im Sommer und Herbst trieb der Hirte aus den letztern das Groß- und Kleinvieh zum Thore hinaus auf die umfangreichen Waidplätze vor der Stadt. Aber neben Scheunen und Stallungen gab es auch eine Reihe stattlicher Adelssitze: der Bockstecher Hof neben der Prediger Kirche (das Haus Nr. 17 und 18 des Hrn. Müller-Krauer auf dem Todtentanz); der Reinacher Hof mit seinem prachtvollen Gitter (bewohnt von den HH. Champagnerfabrikanten Euler und Blankenhorn); die Häuser zum Ulm (HH. A. Kern-Ryhiner und Raphael Braunschweig's Erben), in welchen Dr. Bauhin und Azarias von Bodenstein wohnten; der schöne Hof von Luk. Preiswerk; der Formonter Hof mit seiner stylvollen Façade (Hr. D. Meyer-Merian); der St. Antönierhof mit seinem schönen schmiedeisernen Gitter (Eigenthümer die HH. Studer-Kuhn, Hägelin und G. Gengenbach); der Wachterhof, einst dem Hauptmann Wachter gehörend und von ihm den Namen führend (Eigenthümer Frau Werthemann-VonderMühll und Zäslin-Thurneysen). Wenig hervorragend durch seine Bauart, dagegen auffallend durch seine bilderreiche Façade ist das Haus zur Mägd. (S. Art. darüber.)

Das allmälige Gestalten der Straße in Gebäuden und Anlagen ist leicht erkenntlich an dem Styl und dem Zeitalter der einzelnen Bauten. Zwischen die Privatwohnungen haben sich Seidenbandfabriken, Seidenfärbereien und Seidenhandlungen eingedrängt, welch erstere mit ihrem regelmäßigen Geknatter und Geräusch der Stühle die Ruhe des Tages unterbrechen. Viele Häuser zieren eiserne Korbgitter vor den Fenstern; andere sind durch eiserne Thore vor unberufenem Eintritt geschützt. Diese Gitterwerke geben der Kunstschlosserei früherer Zeiten in Basel ein sehr ehrenwerthes Zeugniß, so daß sie heute noch als Muster dienen können. Die meisten der Herrschaftshäuser liegen auf der linken Seite der Straße und bergen hinter ihren Mauern große und wohlgepflegte Gärten, lauschige, von Bäumen beschattete, anmuthige Ruhepunkte für die Tage der Sommerhitze. Während die Mehrzahl der Häuser an der Innenseite der Straße zwei bis drei Stockwerke aufweisen, liegen an der Rheinseite, an der die Vorstadt von dem Felsenrücken, auf dem sie gebaut ist, steil abfällt, vier bis sechs Stockwerke übereinander. Die Vorstadtstraße liegt 10 Meter über dem Niveau des Rheins, und die neue Rheinbrücke, die vom Thüringerhaus in Kleinbasel her beim „Klösterli" (Antönierhof) in die Vorstadt einmündet, liegt 12,4 Meter über dem Nullpunkt des Rheinpegels, ist somit 3 Meter höher als die Mitte der alten Rheinbrücke und 6,5 Meter tiefer als die Mitte der Wettsteinbrücke.

Eine fernere Zierde ist der Vorstadt in dem unt e r n Rheinweg erstanden, der vom Seidenhofe, resp. Todtentanz ab, hinter den Häusern durch, längs des aufgefüllten Stromufers nach dem Schlachthause führt und vermittelst einer 15 Fuß breiten Fahrbahn mit einem 5 Fuß breiten Trottoir hergestellt ist, die von einer Steinböschung gegen die Fluthen des Rheines wohl in den meisten Jahren geschützt sein wird. Am 12. Juni 1876 hat indessen die Hochfluth bei 20—21 Fuß über dem Nullpunkt des Pegels gestanden und der damals im Bau begriffene Quai wurde in seiner größten Ausdehnung überschwemmt. Dieser Rheinweg wurde im Jahre 1872 mit einem Kostenaufwand von 125,000 Fr. beschlossen.

Außerordentlich malerisch ist die Rheinseite der St. Johanns-

vorstadt als Bauwerk an und für sich. Es war früher gar nicht oder nur unter großen Schwierigkeiten gestattet, Fenster- und Lichteröffnungen auf den Rhein hinaus zu bauen, das Quartier mußte in gewissem Sinne dem Zwecke eines Abschlusses der Festungswerke dienen, an die es sich durch die Rheinschanze anschloß und somit zur Sicherung gegen jede Ueberrumpelung von der Rheinseite her beitrug. Es war das noch zu einer Zeit, wo die schönen Aussichten wenig Werth hatten, wo der „Rigi" noch nicht entdeckt war. Das Malerische der Rheinseite vom Seidenhof bis zur Rheinschanze besteht nun in dem größtentheils hölzernen Aufbau der Hinterhäuser mit den vielen Fenstern, Lauben und Terrassen, die von wilden Reben und üppigen Guirlanden umrankt sind. Schlingpflanzen aller Art wuchern aus zierlichen, wohlgepflegten Gärten empor, spinnen und klettern der Front entlang und verdecken damit manche Eigenthümlichkeit dieser Häuserreihe, die früher in häßlicher Weise sich darbot, heute aber verschwunden oder gemildert ist. Auch an dem äußern Verputz der Häuser hat man es nicht fehlen lassen und so präsentirt sich die Vorstadt in sehenswerther Weise. Das Schönste ist aber immer und immer ihre Aussicht, die je nach dem Standpunkte variirt.

* * *

Wir wollen nun kurz in der Skizzirung einiger der bemerkenswerthesten Häuser der Vorstadt fortfahren:

Der Wachter Hof, aus zwei Theilen bestehend, hatte meist Handelsleute zu Besitzern, 1732 Joh. Rud. Stähelin, von 1732—1745 Daniel Iselin, von 1745 Isak Merian, Landvogt von Mönchenstein, von 1756 an Daniel Burckhardt. Jetzt besitzt den einen Theil Hr. Heinrich Zäslin-Thurneisen, nebst dem „Irrgarten", den andern Theil Frau Wittwe Werthemann-Vonder-Mühll. Bei den Ausgrabungen für die Zwecke der neuen Rheinbrücke wurden bei dem letzten Hause im Jahre 1879 einige hundert Münzen und Brakteaten gefunden.

Im Hause der Wittwe Werthemann hatte 1782 der Rathsherr Deucher eine große Sammlung von flamändischen Gemälden.

Zwischen dem Hause Eckensteins Hof und dem alten Erlacher stand das Haus des Bürgermeisters Adalbert Meyer.

Adalbert Meyer, aus dem um die Stadt wohl verdienten Bürgergeschlechte, wurde den 15. Januar 1617 E. E. Regimentes stillgestellt, und bei seinem Krankheitszustande auf einem Sessel bei Tag aus seinem Wohnhause in der St. Johannsvorstadt auf das Rheinthor getragen und ihm das Haus beschlossen. Sein Verschulden war, daß er seinem von ihm geschiedenen Weibe eine gewisse Summe Geldes nicht herausbezahlen wollte, daß seine Frau, eine reiche Wittwe, ihn der schwarzen Kunst anschuldigte, mit der er allerlei Zauberei gewirkt habe an jungen Weibern und Mädchen. Er wurde zeitlebens zur Haft in sein eigenes Haus verurtheilt.

Das Haus Nr. 23, in welchem von den HH. Preiswerk ein Rohseide-, Speditions- und Inkassogeschäft betrieben wird, weist eine Geschichte von gerade dreihundert Jahren auf, indem am 8. März 1589 die Vögte der Peter Perna'schen Erben das Haus, einerseits Benedikt Kriegelstein's Erben, anderseits Junker Paul Weiß, dem Hans Kaspar Elbs um 855 fl. zu kaufen gegeben haben. Der zweite Kauf datirt von 1619 und lautet auf einen Garten. Verkäufer ist Rudolf Ulrich, Käufer Peter Perna, der Kaufschilling 250 fl. Der dritte Kauf betrifft wiederum das Haus, sammt Scheune, Stallung und Garten, einerseits Johann Eckenstein, anderseits Junker Heid. Verkäufer die Perna'schen Erben, Käufer: Emanuel Schönauer. Kaufpreis 3800 fl. Zeit: 1637. Der vierte Kauf geht 1649 von den Heidischen Erben von Heidenburg an den Handelsmann Theobald Schönauer um 750 ℔ über. Im Jahre 1702 wird die ganze Liegenschaft dem Johann Schönauer gerichtlich vergantet und von Hauptmann Hans Rudolf Frey um 6000 ℔ ersteigert. Die Liegenschaft stößt einerseits an Jeremias Garnier, anderseits an Hans Heinrich Hauser, zu den drei Königen.

Im Jahre 1756 verkaufen die Erben des Brigadiers Frey das Gut um 8000 ℔ an den Bandfabrikanten Hans Balthasar Burckhardt, dessen Sohn, Peter Burckhardt, es wiederum, 1808, seinem Sohn, Hans Balthasar Burckhardt und dessen Associé Dietrich Burckhardt, um 24,000 Franken zu kaufen giebt. Sieben Jahre später giebt der Letztere dem Erstern die Hälfte der Be-

hausung um 16,000 Schweizer Franken zu kaufen, wonach dann das Haus im Jahre 1820 an Johannes Preiswerk übergeht, in dessen Besitz die Familie heute noch steht. Das Haus ist, wie alle die Herrschaftshäuser in der St. Johannsvorstadt, groß und geräumig eingerichtet. Eine massive Treppe mit schön geschnitztem Geländer führt in die obern Räume, die sich, wie im ersten Stockwerk, durch schön bemalte Kachelöfen auszeichnen. Stukkaturen an den Decken befinden sich in allen Zimmern. Ein weiter Hof dehnt sich hinter dem Hause aus, der durch ein Gitter, mit geschmackvoller alter Schlosserarbeit, abgeschlossen ist. Einige Treppenstufen führten zu einer Veranda. Im Hofe rauscht ein laufender Brunnen. Hinter dem Gitter sind Gartenanlagen, die durch einen Anbau abgeschlossen werden. Mächtige Bäume geben dem Ganzen Schatten und eine angenehme Frische.

Den Formonter Hof, die Mägd, die Dietschy'schen Häuser, und die Häuser zum Ulm werden wir in besondern Artikeln berücksichtigen.

Die „Schäferei" ist ein schlichtes Bäckerhaus, das seinen Namen seit 1706 trägt. Damals, den 2. August, verkaufte Abraham Schäfer dem Joh. Hoch, Weißbecken, die Hofstatt, Scheune und Stallung und Garten um 2450 ℔. Von nun an trägt es den Namen „zur Schäferei".

Seine Besitzer sind Hans Jakob Hosch, Weißbeck (1743), später Herrendiener, Weißbeck Bernhard Scherb (1758), Heinrich Horner, Weißbeck (1814), Friedrich Gräflein, Weißbeck (1818), Joseph Jaus bis 1829, Johann Jakob Riggenbacher, Weißbeck von Zeglingen (Baselland) 1829 und Friedrich Wilhelm Riggenbach, Besitzer des Hauses seit 1857. Die Preise des Hauses stiegen 1706 von 2450 ℔ auf 3450 ℔ anno 1743, 1100 neue französische Thaler im Jahre 1758, 7200 Schweizer Franken im Jahre 1814, 9200 Franken im Jahre 1818 und 12,000 Franken im Jahre 1829.

Der Bockstecherhof war 1720 im Besitze des Handelsmanns Philipp Heinrich Fürstenberger, des Stadtgerichts, er gab das Haus um 5000 ℔ der Frau Susanna Raillard, Wittwe des Archidiakonus Mathias Mangold zu kaufen, diese veräußerte es wieder an den Handelsmann Emanuel Ryhiner um 5500 ℔

(1733), der drei Jahre später noch eine Stallung und Heubühne dazu kaufte, 1738 noch einen Wellenschopf beim Predigerkloster. Achilles, Samuel und Emanuel Ryhiner handelten mit Indienne aus eigenen Fabriken und beschäftigten eine große Menge Arbeiter. Emanuel zog später in's Klösterli über. (S. daselbst.) Er besaß eine gute und große Sammlung italienischer, deutscher und niederländischer Gemälde, worüber bei Schweighauser 1772 ein Katalog erschien: Catalogue d'une collection de peintures de différentes écoles, rassemblées par un amateur.

Im Jahre 1827 verkaufen die Erben des Dietrich Iselin den Bockstecherhof an Joh. Jakob Iselin-LaRoche um 30,000 Franken. Dieser hatte mannigfache Aenderungen am Hause vornehmen lassen und erhielt an die Baukosten vom Staate eine Entschädigung von 8000 Franken. Im Jahre 1874 ging die Behausung von Iselin-LaRoche an Hrn. F. Müller-Krauer über, der sie noch heute inne hat.

Das Dominikanerkloster war wohl vor Zeiten das interessanteste der Vorstadt, von ihm steht außer der dem Gottesdienste der christkatholischen Gemeinde eingeräumten Predigerkirche, nur noch ein Theil des Siechenhauses oder des heutigen Spitals und das Gebäude des Hrn. Müller-Krauer, das den Todtentanz gegen die Vorstadt abschließt. Von den Klöstern der Stadt genoß dieses das größte Ansehen. Seine Bauzeit wird in das Jahr 1230 verlegt. Mehrere Mönche dieses Klosters (Mag. Johannes, Bruder Heinrich, Prior, der Bruder von Allschwiler, Bruder Eberhard, der Kardinal Joh. von Ragusio u. a. m.) sind durch ihre Beredtsamkeit und Gelehrtheit berühmt. Eilf Generalkapitel des Ordens wurden hier gehalten, ein Zeichen, daß das Kloster hoch angesehen war in der mönchischen Hierarchie. Die Kirche wurde 1614 der französischen Gemeinde zu ihrem Gottesdienst eingeräumt, der Klostergarten 1692 zum botanischen Garten verwendet. Der Chor der Kirche ist noch derselbe, wie er vor 610 Jahren war, als Albertus Magnus den Fronaltar einweihte. Der leider nur noch bruchstückweise in der Mittelalterlichen Sammlung vorhandene Todtentanz an der ehemaligen Friedhofmauer ist bekannt und berühmt. In der Nacht vom 5./6. August 1805 wurde die Mauer, die der Straße entlang stand, und mit einem

Dache bedeckt war, das einwärts gegen den Klosterhof ging, von den Bewohnern der St. Johannsvorstadt abgerissen und das Holz davon gestohlen. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, es kam aber nicht viel dabei heraus.

Ueber die Geschichte der Vorstadt wollen wir folgende kurze Andeutungen geben:

Das Areal der Vorstadt „ze Crüze“ war ursprünglich zu großem Theil bischöfliches Lehen derer zu Eptingen (vergl. Fechter, Basel im 14. Jahrhundert) und vorzugsweise von Fischern bewohnt, welche zu einer Gesellschaft vereinigt waren, die den Namen „Hümpelergesellschaft“ hatte und gegenüber dem Predigerkloster ein Gesellschaftshaus besaß. Der Ueberfall der Vorstadt durch Rudolf von Habsburg im Jahre 1272 und die fortwährenden Fehden mit dem Grafen von Mümpelgard veranlaßten den Rath, auch diese Vorstadt wie die übrigen mit einer Mauer einzuschließen. Diese Mauer scheint im Jahre 1289 erstellt worden zu sein. Sie zog sich hinter dem Hause zu den „Mägden“ hin und bog sich gegen den Rhein bei dem Hause der St. Antönierherren. Dort stand ein Thor, durch welches man in den Bifang der Johanniter trat (St. Johannthor 1300). Was außerhalb desselben lag, bezeichnete man mit den Worten: liegend „zu St. Johann“ oder auch „vor Crüze“, was innerhalb desselben lag: „in der Vorstadt ze Crüze“. Das Thor ze Crüze (der vor einigen Jahren abgerissene Schwibbogen) hieß auch etwa im Gegensatze zum äußeren Thore von St. Johann „das innere Thor ze Crüz“ (so 1395). Kreuze wurden nämlich immer gestellt um das Weichbild der Stadt zu bezeichnen, erweiterte sich dieselbe, so rückten auch die Kreuze vor (noch 1542 soll beim „Klösterli“ ein Kreuz gestanden haben als Abschluß der Vorstadt). An die Stelle der Kreuze traten später die Thürme und Thore.

Von der Belagerung von Hüningen im Jahre 1815 trägt die Vorstadt auch noch einige sichtbare Denkzeichen. Nach dem Durchmarsch der verbündeten Armeen durch die Stadt Basel über die Rheinbrücke ließ der Kommandant von Hüningen, General Barbanègre, ein alter, tapferer Offizier, der den zwischen den französischen und verbündeten Armeen vereinbarten Waffenstillstand nicht anerkennen wollte, ohne irgend welche vorangegangene An-

zeige, am Abend des 28. Juni die Stadt Basel aus der 7000′ vor dem St. Johannsthor gelegenen Abbatucci-Schanze mit Bomben und Granaten bewerfen. Die Beschießung richtete wegen der großen Entfernung nicht viel Schaden an, allein sie verbreitete in der Stadt allgemeine Verwirrung und Bestürzung. Eine Bombe platzte am 29. Juni in der Wachtstube am St. Johannsthor und richtete daselbst Verwüstung an. Die Bewohner der St. Johannsvorstadt flüchteten sich, so gut es ging, nach den östlich gelegenen Quartieren oder in die benachbarten Dörfer. Vor der Wohnung des Erzherzogs Johann (Burckhardt-Wild'sches Haus am Petersplatz) platzte eine Bombe. Durch Erzherzog Johann genöthigt, stellte Barbanègre seine Beschießung ein, setzte sie aber am 26. Juli Abends wieder fort, und dießmal traf es alle Quartiere der Stadt; einzelne Granaten verirrten sich bis ins St. Albanthal. Noch steckt eine Kugel in einer Mauer des Gäßchens, das von der St. Johannsvorstadt zur Spitalstraße führt. Das war nun das Signal zur Beschießung von Hüningen selbst, die am Morgen des 22. August begann und am 24. mit einem Waffenstillstand endigte. Am 28. August streckten die französischen Truppen die Waffen. Aber auch Barbanègre hatte fleißig die Stadt beschossen. Eine Bombe schlug in das ehemalige Johanniterhaus neben dem St. Johannsthor ein, drang durch alle Stockwerke bis in den Keller, wo sie zerplatzte; eine zweite beschädigte den Seidenhof. In der Vorstadt wurde ein Knabe getödtet.

Damals bot die Vorstadt das Bild bedeutenden militärischen Lebens dar, wie nie wieder seither. Das Bataillon Frey stand in einer vor dem Thor aufgeworfenen Redoute in nächster Nähe der Stadt. Ihre Ruhe wurde nur unterbrochen bei dem Kriegslärm im Jahre 1870, als die ganze elsässische Nachbarschaft hieher flüchtete mit Hab und Gut, mit Kind und Kegel. Wer sich jenes Momentes erinnert, wird gleichzeitig gewahr werden, daß damals die Wälle und Mauern der Vorstadt noch standen, die nun heute auch ein Opfer der neueren Zeit und neuerer Anschauungen geworden sind.

Von öffentlichen Anlagen sind hervorzuheben die kleine, aber hübsche und wohlunterhaltene, mit Sitzbänken versehene, vielbenützte Anlage auf dem Todtentanz; die zierliche Anlage beim St. Jo-

hannsfriedhof; die hübschen Umgebungen des St. Johannsthors, von dem wir schon gesprochen haben; der St. Johannsplatz und die Anlagen gegen die Strafanstalt. An hübschen Brunnen fehlt es dem Quartier. Bemerkenswerth ist bloß der „faule Mägdebrunnen", eine schöne Arbeit aus den Zeiten der Wiedergeburt der Künste.

Wir geben hier nach Felix Plater's Häuserverzeichniß (1611) das Verzeichniß der Häuser und ihrer Bewohner in der St. Johannsvorstadt:

In deren ingang ist S. Johans turn und ein Behausung des torwechters daran und ein Hüßlin vorußen. Danach volgt die Gassen, welche uff der linken siten in hatt:

1. Das Johanniter haus mit der Kirch und zimlichen begrif.
2. Des schlechters hus.
3. Henric Andres schüren und hus.
4. Der feuwbrüer Jockli Meier.
5. Alt Schlatter.
6. Rutzenen die Witfrau.
7. Veltin Schlossershaus.
8. Der rebmann Keiser.
9. Brunnmeisters haus.
10. Rebmann Christen Brotbeck.
11. Rebmann Gabriel kübler.
12. Bartelin Bechtold.
13. kübelgret.
14. rossingers haus.
15. Anni Meier ihr Mann Felix Nezli.
16. Fischer Lorenz Ruch.
17. Beck Hans Studer.
18. Posamentweber Adam Branc.
19. Fischer Hans Fuchs.
20. Fischer Hans Schlosser.
21. Rebmann und die Salome Seßler.
22. Rebmann Fridlin Schlosser.
23. Fischer Baschin Ruch.
24. Fischer Rudi Ruch.
25. Schwarz Claus Spanner.
26. Rebmann Casper.
27. Fischer Hans Pack.
28. Cl. Meltinger soldner.
29. Sammetweber Hans Hies.
30. Seidenwescher Alt Kars. (?)
31. Rebmann Felix Dorer.
32. Buchhaus.
33. Federlenen Wittwe.
34. Solothurneren.
35. Wolf fischer.
36. Ein Weber Jochum Kilchenroth.
37. Ursel Stehelin.
38. Zimmermann Balth. Weidman.
39. Glaser Adelberg.
40. Görg Steck der Alt.
41. Jockli Erlacher.
    Stegen zum Rhin Brunnen.
42. Fischer der alt Pack.
43. Jochum Löchlin Wittwe.
44. Heinrich Löchlin.
45. Niklaus Löchlin.
46. Bartholome Wertzasch (Verzasca).
47. Melchior Schmid.
48. An Weschcren . . . (unleserlich).

49. Seidenfärber Gravisath.
50. Heinrich Ruch.
51. Zimmermann Felix Müller.
52. Schnider Baschian von Wengen.
53. Murer Hans Staub, das stoht hinter des von Wengen haus, hat den Ausgang neben des von Wengen thurm.
54. Kornmesser Christen brögler.
55. Hausfüerer Hans Suter.
56. Kiefer Michel.
57. Hr. Fes.
58. Sammetweber Armant Jokodi.
59. Murer Heinrich Schalck.
60. Pauli der Karrer.
61. Weber Kaspar Heberlin.
62. Zeinenen.
63. Schwarz Lienhard Sidenkramer.
64. Fridli Seübrüher.
65. Kopf Wirtenen.
66. Beck Kridenmann.
Rheinhalden ein stroß hinab zum Rhein zwischen dem graben und des becken haus.

Rechte Syten von S. Johannsthor an inner Graben.

67. Thorwechters Haus an dem Thurn.
Gäßlein gegen das Pollwerk, sind auch nur Gärten. S. Johannsgarten.
68. Eckhaus Heilwegs.
69. rebmann Andreas Brotbeck.
70. Himmel Hans. Scheuren.
71. rebmann Jochum.
72. Eckensteins Gartenhüslin.
73. Hauptman Wachtershof.
74. Zum Gränzlin Christoph Gumberger.
75. Zum Eber die vom Adel.
76. St. Antoni Hr. Pyto.
77. Haus im Winkel.
78. Zur megt Geselschaft.
79. Garten.
80. Schäfter Hans Peter.
81. Azarias von Bodenstein.
82. Ruprecht Rüster.
83. Peter Perna.
84. Hans Eckensteins Hof.
85. Adelberg Meyers zwei Gehäus.
86. Alte Schultheißenen.
87. Alt Erlacher.
88. Riecher.
89. Hans Hertenstein.
90. Dr. Bauhinus.
91. Junker von Rinachhof.
Geßlein in die Lottergassen.
92. Bockstecherhof.
93. Predigerkloster. Kirchhof.



## 2. Das Johanniterhaus.

Hart am St. Johannsthor, gegen die Straße hin von einer Mauer umgeben, mit dem Eingange gegen die Stadt zugekehrt, in einem Baumgarten, der früher ein Friedhof war, steht ein großes, alterthümliches Haus, die Komthurei zu St. Johann. Die kleine, aber zierliche, neben derselben stehende Kirche war durch die Nachlässigkeit des damaligen zu Heitersheim residirenden Komthurs so baufällig geworden, daß der Chor in den Rhein stürzte und der Rest abgetragen werden mußte. An der der Straße entlang laufenden Mauer liegt noch jetzt der Grabstein eines in Stein ausgehauenen Ritters des Malteser-Ordens.

Das Haus war ein Hospital oder Kloster. Zu welcher Zeit dasselbe errichtet worden, ist unbekannt, doch hatten die Brüder schon 1219 zwei Kapellen, die eine bei ihrem Hause, eine zweite, dem heil. Niklaus geweiht, irgendwo in der Stadt im Sprengel von St. Peter, in welcher zu Ostern und Pfingsten den in die Stadt kommenden Fremden Messe gelesen werden durfte. Im Jahre 1250 stand an der Spitze des Klosters bereits ein Komthur. Das Johanniterhaus hatte seinen „Bifang", d. h. seinen eigenen Bezirk, welcher von dem Hofe der Antonierherren an sich nach außen hin erstreckte. Die auf diesem Bezirke angesiedelten Bewohner zahlten an das Johanniterhaus Grundzins, empfingen in dessen Kapelle die Sakramente und wurden auf dessen Friedhof begraben. Der „Bifang" bildete einen mit Kreuzen bezeichneten eigenen Kirchsprengel. In diesen „Bifang" flüchteten sich hie und da Verbrecher, denn hier fanden sie eine Freistätte; in denselben wurden auch Verbrecher zur Leistung verurtheilt.

Aus den hundert im Staatsarchiv vorhandenen Akten wollen wir das Wissenswertheste ausziehen:

1540 begehrt Peter von Engelsberg, Ritter und Kommandeur zu Freiburg in der Schweiz, Einsetzung in's Johanniterhaus zu Basel.

Im Jahre 1605 macht der Fürst zu Heitersheim dem Ritter Hermann von Andlau Vorwürfe wegen seiner Ungebührlichkeit außer dem Hause, wegen seiner Ueppigkeit und seines epikuräischen Wesens. Der Herr von Andlau verspricht, sich ruhig und ehrbar zu verhalten, so daß keine Klagen mehr gegen ihn geführt werden können. Aber doch erhebt sich 1608 und 1609 wieder ein Prozeß gegen ihn wegen eines Ehebruches mit Anna Meltinger. Die Akten über diesen Fall sind nicht mehr vorhanden.

Im Jahre 1652 fiel bei einem Hochwasser des Rheines die Mauer am Johanniterhaus ein. Wilhelm Hermann von Metternich, Prior des Klosters, bewilligte 200 fl. für die Wiederherstellung derselben, aber die vom Lohnamt berechneten Taglöhne und Materialien beliefen sich auf 1407 ℔.

Anno 1614 hatte der Fürst und Ordensmeister Hans Friedrich zu Heitersheim beim Rathe von Basel angehalten, und seinen Geheimsekretär Pallium nach Basel abgeordnet, der Rath möchte ihm doch ein Paar Hirschen schicken. Der Rath willfahrte dem Ansuchen, die Thiere kamen aber nicht lebend an. Gleichwohl bedankt sich der Fürst gar höflich bei den Gnädigen Herren des Raths, und dieser sandte ihm ein anderes Paar.

1664 ertrank J. Schlaberg, der Amtmann des Stiftes, im Rhein und sollte hier beerdigt werden. Der Ordensmeister bat aber, die Leiche auszufolgen, um sie in Heitersheim beerdigen zu lassen. Zu dem Zwecke schickte er den Christophel Georg Balker nach Basel an den Rath.

Ein Bischen Kulturkampf trieb die Regierung Basel's schon im Jahre 1597, als sie den Deutschordensrittern, welchen nur bei verschlossenen Thüren Abhaltung des katholischen Gottesdienstes vergönnt war, den Befehl ertheilte, das Thürmchen von ihrer Kapelle zu entfernen, womit die Verunstaltung dieses an sich nicht werthlosen Gebäudes ihren Anfang nahm.

Den 11. März 1745 wurde dem Rathe Anzeige gemacht,

daß in der Johanniterkirche katholischer Gottesdienst gehalten werde. Samuel Birmann, der Schaffner des Ordenshauses, wurde darum in's Verhör genommen und um die Verhältnisse im Hause befragt. Er antwortete: Der Herr Kommandeur halte Messe und Gottesdienst sammt seinen Bedienten in seiner geistlichen Stube. Zeitweise kamen auch Flüchtlinge dahin, Sonntags auch der Amtmann von Rheinfelden mit Frauenzimmern und drei Knaben. Der Gottesdienst werde zu keiner gewissen Stunde abgehalten und regelmäßig nur an Sonn- und Feiertagen. Die Thüre wird geschlossen. Letzthin sei auch eine Ehe, die des hiesigen Botschafters Koch Tochter mit einem Lakaien, getraut worden. Wegen dieser Kopulation wurde scharfe Information gehalten.

Ein interessanter Streit erhob sich 1746 zwischen dem Johanniterhaus, dem Stifte zu St. Peter und dem Rathe. Der Hergang ist folgender:

Es ist aus der Geschichte bekannt, daß die Pfarrkirche zu St. Peter vor dem Jahre 1200 durch einen Leutpriester (plebanus) versehen wurde. Die Grenzen seines Kirchspieles waren nicht in dem Bezirke der alten Stadtmauern eingeschlossen, sondern sie dehnten sich auch auf die Vorstädte vor dem ehemaligen Kreuzthore oder vor dem inneren Schwibbogen aus. Es durfte nach dem damaligen gemeinen Kirchenrechte kein anderer Geistlicher in diesem Kirchspiele geistliche Funktionen (Messe, Taufen und Begräbnisse) vornehmen.

Der Johanniter Ritterorden hatte in Basel Platz zur Erbauung eines Wohnhauses und einer Kapelle erhalten, allein da dessen Geistliche sich anmaßten verschiedene geistliche Verrichtungen in dem Kirchensprengel zu St. Peter zu besorgen, besonders auch Personen, die zu St. Peter gehörten, Begräbnisse in dem Johanniter Friedkreise zu gestatten, bei welchen Anläßen reiche Stiftungen zu Seelenmessen vergabt wurden, so entstanden zwischen dem Leutpriester zu St. Peter und den Brüdern des Johanniterhauses öfters Streitigkeiten, welche im Jahre 1219 eine richterliche Entscheidung veranlaßten, worin es heißt: „Es sollen die Brüder des Hospitalhauses das Recht haben, den Einwohnern ihres Geländes (dotis suae) und denen, die in dem Hause Rudolfs von Hintervingen und von dem Hause Fintram's, an dem

Rheinlauf wohnen, die Sakramente zu ertheilen und die Begräbnisse auf ihrem Kirchhofe zu geben." Dieser Entscheid wurde vom Bischof Grafen Heinrich von Thun und seinem Domkapitel getroffen und vom Ordensgeneral, den Brüdern des Spitales und vom Leutpriester zu St. Peter genehmigt.

Durch diesen Vertrag sind die Einwohner der St. Johannsvorstadt aus der Pfarrei zu St. Peter ausgetreten und der Johanniterkirche eingepfarrt worden, indem man nach dem damals allgemein üblichen kanonischen Rechte eine neue Pfarrei errichtete, sobald ihr ein gewisses Gebiet von zehn Familien angewiesen worden war. Es erhielt dadurch das Spital den Vortheil, daß seine Geistlichen ungehindert alle kirchlichen Verrichtungen, namentlich auch Begräbnisse in ihrer Kapelle und dem angehängten Kirchhof vornehmen durften, wodurch ihnen reiche Vergabungen und Stiftungen zufielen.

Die Pfarrkirche zu St. Peter wurde indessen 1233 von dem nämlichen Bischofe zu einem Kollegiatstifte erhoben und vom Papste Gregor IX. 1237 bestätigt. Diese Veränderung brachte keine andern Maßregeln hinsichtlich des Johanniterstiftes, das in der zugewiesenen Freiheit und mit den Rechten fortfuhr zu existiren. So blieb die Sache bis in die Zeit der Reformation.

Diese schaffte die geistlichen Vorrechte des Johanniter-Stiftes ab, allein die Begräbnisse blieben wie bis anhin, und die Verträge von 1552 und 1555 bestätigten den Besitz dieser Rechte, in denen es ungestört verblieb.

Dieses Recht wurde nun 1746 von Schaffner Gysendörffer bestritten. Gysendörffer hatte nämlich im Namen des Kommandeurs die Beerdigung der Frau des Bannwarts Jakob Gut auf dem Kirchplatz des Johanniterhauses verweigert. Das Stift zu St. Peter klagte beim Rath. Dieser wies die Gesellschaft zur „Mägd" an, in ihren Akten nachzuschauen, wie es sich mit der Angelegenheit verhalte. Die „Mägd" fand nichts in den Akten, ließ sich aber von den ältesten Einwohnern einmüthig bezeugen, daß bei ihrem Gedenken schon über 60 Jahre alle Einwohner vom Johanniterhaus hinweg bis zu dem äußern Brunnen bei den Linden alle ohne Widerrede beerdigt worden seien. Zudem zeigte sich in den vom Anfange des Jahres 1704 von den Geistlichen

zu St. Peter geführten Todtenbüchern eine allezeit ausgeübte Praxis von Beerdigungen auf dem Johanniter-Kirchhof.

Wie weit sich die Grenze der Gemeinde erstreckte, läßt sich heutzutage nicht mehr ermitteln, also wie weit das Begräbnißrecht ausgeübt wurde. Es wird gemeinhin der äußere Brunnen als die Grenze betrachtet, es ist aber wahrscheinlicher, daß der innere Brunnen, der dem Predigerkloster nahe liegt, gemeint ist.

Die Sache blieb beinahe ein Jahr hängend, bis den 21. März 1747 vom Schaffner die Beerdigung eines verstorbenen Kindes abgeschlagen wurde, mit der Meldung, daß man diese Beerdigungen nicht mehr gestatten werde. Dem Schaffner wurden vom Stift Vorstellungen gemacht, dieser erklärte aber, daß er vom Kommandeur gemessenen Befehl erhalten habe, sich diesem Begehren zu widersetzen. Darauf wurde die Beerdigung des Kindes eingestellt.

Das Stift klagte neuerdings beim Rathe und Gysendörffer wurde anbefohlen, die Leichen beerdigen zu lassen, wie es seit undenklichen Zeiten geschehen.

Damit war der Streit zu Ende.

Im Jahre 1770 wurde vom Kommandeur Freiherrn Franz Konrad von Truchseß in Rheinfelden und dem Staate Basel ein Stück Reben innerhalb des St. Johannsthores gelegen gegen ein solches am Hüninger Weg ausgetauscht. Wie umständlich der Akt vor sich ging, mag aus der Zeit ermessen werden, die es dazu brauchte, vom 10. Mai 1770 bis 14. Februar 1771. Darauf erfolgte erst noch die Bestätigung in italienischer und lateinischer Sprache.

Zum Schlusse erzählen die Akten des Staatsarchivs weitläufig von einem Handel, in dem sich der Kommandeur des Hauses nicht von der besten Seite zeigt.

Anna Magdalena Traber von Thundorf in der Landvogtei Thurgau war bei dem Freiherrn von Velen im Jahr 1753 in Dienst und kam von ihrem Dienstherrn in die Hoffnung. Die Traber klagte beim Ehegericht. Dienstag den 10. April wurde der Baron vor das Ehegericht geladen. Er erschien nicht, sondern erklärte durch ein Schreiben vom 15. April von Rheinfelden aus, daß er sich nicht für schuldig erachte vor Ehegericht zu erscheinen,

indem ein Malteser-Ritter nicht unter die bürgerliche Gesetzmäßigkeit gestellt werden dürfe, und das Spital seine Privilegien und Immunitäten besitze, die dem Gerichtszwang nicht unterworfen seien.

Das Ehegericht urtheilte unterm 29. Mai 1753 folgendermaßen: Der Baron und die Traber werden jedes zu 10 ℔ Gelds gebüßt, die Traber außerdem noch gethürmt und nach Bezahlung der Kosten aus dem Kirchenbann verwiesen; der Baron aber zu 50 Dublonen Alimentationskosten an die Traber und zu den Kosten verurtheilt. Die Traber kam den 30. Mai auf die „Bärenhaut" in Verhaft und genas daselbst eines Kindes.

Ueber das ehegerichtliche Urtheil beschwerte sich Baron von Velen beim Baron von Farell, Kommandeur in Sulz im Elsaß und Minister des Ordens. Dieser schrieb einige Male an den Rath in dieser Sache und kam dann selbst nach Basel. Er beschwerte sich beim Rath über das Urtheil, das Ehegericht halte nicht für genug, daß der Kommandeur von seinem Posten entfernt werde, sondern es bedrohe die Komthurei noch mit Exekution. Der Freiherr protestirt seinerseits beim Rath gegen die ihm gemachten Zulagen und sagt unter Beilage von Zeugnissen, daß die Traber eine gemeine Person gewesen sei, die sich mit Jedem abgegeben habe. Nach langem Korrespondiren wurde endlich zwischen einem Bevollmächtigten des Barons und dem Rathe ein Vergleich abgeschlossen, wonach Velen 70 neue Louisd'or zu bezahlen hatte (12. Januar 1754). Von dieser Summe bekam die Traber 46 Louisd'or und 3 Thaler, das Uebrige ging in den Kosten auf.

So endete der schmutzige Handel.

Die Akten des Staatsarchivs, welche über die Schaffner von 1557 bis 1660 handeln, sind nicht sehr interessant. Einzig ist eine Episode erwähnenswerth, welche in den Akten weitläufig behandelt wird. Der 75 Jahre alte gewesene Schaffner Sebastian Falkner fordert von dem Kommandeur Johann Friedrich Reding von Biberegg für seine vieljährige Schaffnereiverwaltung 2600 fl. Dieser wendet ein, daß die Schuldforderung nicht ihn allein, sondern die ganze Komthurei betreffe. Schließlich nach langen ein Jahr währenden Schreibereien zwischen Schaffner, Komthur, General und Rath wurde den 5. Juni 1660 ein Vergleich getroffen,

wonach der Komthur dem Schaffner 950 fl. bezahlte, 400 fl. baar und den Rest in Jahresterminen.

* * *

Die Stadt Basel konnte nicht immer im Frieden leben mit dem Malteser-Orden. Den 3. Oktober 1489 schickte Basel Panner, Mannschaft und Geschütz nach Heitersheim, dem Sitze des Ordens, um einen Schimpf zu rächen. Der Bürgermeister von Bärenfels hatte seine dem Adam von Landsberg verlobte Tochter in Gesellschaft von Verwandten und Freunden nach ihrem zukünftigen Wohnorte begleitet. Nach vollzogener Ehe kehrte er Donnerstag vor Micheli nach Basel heim, wurde aber mit seinem Geleite zwischen Grissen und Neuenburg a. Rh. plötzlich von dem Hochmeister des Deutschordens, dem Komthur Rudolf von Werdenberg, mit 80 Fußgängern und Reisigen angegriffen; seine Leute wurden theils verwundet, theils gefangen genommen und beraubt.

Dem Harste von Basel, der gegen Heitersheim ausgezogen war, kamen aber die Oesterreicher zuvor, nahmen Heitersheim weg und wollten auch die Gefangenen zu Handen nehmen. Zwischen dem österreichischen Statthalter Kaspar von Mörsberg und den Baslern wurde aber ein Abkommen getroffen, dahingehend: die Hälfte der Komthurei und ihre Einkünfte soll den Baslern überlassen werden, die Gefangenen werden ledig gezählt. Oesterreich und Basel setzen je 12 Mann Besatzung in das Schloß, die für Oesterreich und Basel das Schloß halten sollen.

Der Zug hatte Basel über 600 fl. gekostet.

* * *

Das Johanniterhaus besaß Gefälle in Basel, Pratteln, Witterswyl, Hofstetten, Hochwald, Helfranzkirch u. a. O. mehr.

Das Kloster gelangte im Jahre 1806, sowie sämmtliche Liegenschaften der Kommende, in Privatbesitz.



## 3. Das Klösterli.

Das „Klösterli", die Kapelle und der Hof der Antönierherren, oder wie sie im Munde des Volkes hießen: „der Tönierherren", ist das zweite Gotteshaus zu St. Johann. Als im 11. und 12. Jahrhundert die epidemische Krankheit, bekannt unter dem Namen Antoniusfeuer, viele Menschen dahinraffte (die Krankheit ergriff wie Brand die Glieder), strömten viele Kranke nach St. Didier la Mothe, wo die Gebeine des heil. Antonius ruhen, um von diesem Heiligen Genesung zu erflehen. Zur Aufnahme dieser Pilger wurde bei jenem Gotteshause ein Spital errichtet und eine Hospitalbruderschaft übernahm die Verpflegung der Kranken. An vielen Orten Europa's wurde dieses Institut nachgeahmt; alle „Antonierherren" standen unter dem Abte von St. Didier.

Ein solches Gotteshaus war auch der „Tönierhof" in der St. Johannsvorstadt. Wann sich die Antonierherren angesiedelt haben, ist nicht mehr auszumitteln; so viel ist gewiß, daß sie 1304 schon hier waren. Sie stunden zunächst unter dem Hause der Herren von Isenheim und hatten in ihrem Hofe eine Kapelle, welche nach St. Peter gehörte, und ein Hospital zur Beherbergung von Pilgern; ihr Vorsteher hieß Praeceptor. Zur Bestreitung ihrer Ausgaben scheinen sie die Mildthätigkeit des christlichen Volkes bei Festen auf öffentlicher Straße durch ihre petitores in Anspruch genommen zu haben; denn 1304 untersagte Bischof Peter den Brüdern dieses Ordens auf dem Atrium und den dem Münster benachbarten Straßen an Festtagen zu heischen.

Der Antönierhof lag in der Mitte der St. Johannsvorstadt

und bildete mit seinem Thurme (Thor zu St. Johann) den ursprünglichen Abschluß derselben. Jahrhunderte lang erfahren wir nichts mehr vom „Tönierhof", ebenso wissen wir nicht, wenn das Hospital als solches eingegangen ist. Erst die Kaufbriefe, die über das Haus existiren, geben uns, allerdings aus später Zeit, Aufschluß.

Den 17. Juni 1648 verkauft Johann Franz Wibert das Klösterli an Friedrich Betz, Herr von Altkirch. Den 29. Januar 1658 erkennt Johann Franz Wibert, daß die Erben von Friedrich Betz, gewesener Oberst, von seiner Behausung in der St. Johannsvorstadt die auf dem Hause haftenden schuldigen 23 Dublonen bezahlt haben.

Den 15. August 1651 verkauft Johann Baptist Paravicini, Burger von Basel, und seine Ehefrau Hypolita Grace in Heidelsheim (Kurpfalz) einen Theil des Klösterli, die „Reitschule" genannt, einerseits die „Mägd", anderseits der Käufer selbst, an Oberst Philipp Betz um 2190 fl.

1677 ist Frau Esther Baudichon Besitzerin des größern Hauses des Klösterli. Sie ist die Ehefrau des Kapitäns Peter Courcelles.

Den 13. Mai 1679 geben Frau Esther de la maison neuve und ihr Gemahl David Genin, genannt Betz, Rittmeister und Major unter dem Rosischen Regiment in k. französischen Diensten, die Behausung, Hof und Hofstatt sammt Garten neben der Mägd, und Bernhard Schneider des Raths gelegen, und welche der Major von weiland Oberst Philipp und Friedrich Betzen, Herren zu Altkirch, ererbt und laut eines zwischen ihm und seiner Frau Schwester, der Frau Anna Genin, des Hauptmanns Peter von Courcelles Gemahlin, den 5. Dezember 1661 aufgerichteten Theilungsvertrages zugetheilt worden ist, dem Dr. Nicolas Passavant, Professor der Rechte an der Universität, um 2500 Reichsthaler zu kaufen, der Frau Majorin 12 Dukaten zur Verehrung. Zu dem Kauf gehören: die Tapeziereien im großen Sommerhaus und im kleinen Saal, die Uhr im Sommerhaus und das Büffet in der großen Stube, der Abriß des Hauses in einer großen Tafel, sammt etlichen Genealogien oder Stammbäume in besondern Täfelein, insonderheit auch diejenigen Sachen, welche Franz Gui-

schard, Cand. jur., in dem Hause hat machen lassen. Genin, genannt Betz, ratifizirt den von seiner Frau geschlossenen Verkauf in St. Amant (Flandern).

Im Jahre 1691 kommt Peter von Courcelles, Sohn, etwas blöde und gemüthskrank, in den Spital.

Den 16. Mai 1711 verkaufen die Erben des gewesenen Spitalmeisters Isak Bischoff dem Christoph Burckhardt, französischem Hauptmann und Burger zu Basel, das sog. Courcellesche „Klösterli", einerseits zum Eber und der „Mägd" anderseits, um 6000 fl.

Den 15. November 1759 giebt Frau Anna Maria Iselin geb. Burckhardt dem Emanuel Ryhiner, Handelsmann, das sog. Klösterlein, einerseits der Mägd, anderseits Johann Heinrich Zäßlein's Erben zum „Eber", um 10,000 & zu kaufen. Das „Klösterli" zinst: an das Stift zu St. Peter 1 Sch. 6 Pfg., in die bischöfliche Hofschaffnerei vom Haus zum St. Antoni genannt 8 Sch. 8 Pfg., von einem andern Haus „Fendrich" genannt, 4 Schilling, sodann von dem Hause neben der „Mägd" 5 Pfg. zu Weisung 2 Ring Brod in den Spital. Der Akt ist geschehen unter dem Beistande des Isak Iselin, J. U. D., wohlverdienten Rathschreibers, dem Sohne der Frau Iselin, dem spätern Begründer der Basler Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen und Mitbegründers der Helvetischen Gesellschaft.

Im Jahre 1769 ist Samuel Merian, Sohn, Besitzer der Reitschule. Darauf übernimmt das größere Haus 1767 Emanuel Ryhiner, Handelsmann zum Bockstecherhof, während 1816 Emanuel Fäsch die Reitschule (?) um 24,000 Fr. kauft. Anno 1852 kauft der Bandfabrikant Johann Jakob Fiechter das Klösterli, behält es aber nur ein Jahr, worauf es dann der jetzige Besitzer, Herr Gustav Gengenbach, Vater, käuflich an sich bringt und darin seinen Handel mit Rohtabaken betreibt.

Eine Notiz wollen wir hier einflechten, sie ist sehr charakteristisch für den Lauf der Dinge in der Welt. Im Jahre 1799 war das St. Johannsquartier das höchste Quartier in der Gebäudeschatzung und wurde zu 2,200,000 Fr. taxirt, und darin das Klösterli am höchsten mit 65,000 Fr. Der Gasthof zu den

drei Königen mit 60,000 Fr. neue Währung, jetzt ist er zu 340,000 Fr. veranschlagt.

Das Klösterli besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln und wurde im Style Ludwig XV. im Jahre 1759 erbaut und zwar von Achilles Ryhiner, einem reichen und kunstsinnigen Privatmann, der Liebhaber der schönen Wissenschaften war und nach einem Berichte aus dem Jahre 1782 zahlreiche Original-Zeichnungen aus Italien und Flandern und eine mit Geschmack seit 25 Jahren gesammelte und ausgewählte Bibliothek deutscher und französischer Werke besaß.

Aeußerlich macht es einen imposanten, schloßähnlichen Eindruck und dazu paßt der Ausdruck „Klösterli" schlecht. Das Hauptgebäude ist vier Stock hoch (Erdgeschoß inbegriffen) und hat sieben Fenster in der Front. Der Seitenflügel links hat drei Stockwerke und fünf Fenster, der Flügel rechts sechs Fenster per Stockwerk. Die beiden Flügel verbindet ein Gitterwerk, das in einem ausgezeichnet gearbeiteten, schmiedeisernen Portal seinen Abschluß findet. Tritt man in das Haus, so empfängt man sofort den Eindruck des Geräumigen, Weiten, nach keiner Seite Beengenden. So sind die Büreaux weit und hoch. Prachtvoll ist die Treppe, die bis in's oberste Stockwerk geht und dort mit einer gemalten Decke „Phöbus, der Leuchtende, Strahlende, in den Wolken" abschließt. Die Zimmer sind alle hoch und im ersten Stock saalartig ausgestattet. Frau Ryhiner hat diese großen Räumlichkeiten offenbar benutzt, um große Gesellschaften zu geben, denn nach Allem zu schließen muß sie eine Frau aus der vornehmsten Klasse Basels und sehr reich gewesen sein. Außer den Räumen zeugen nur noch die vergoldeten Konsolen und Spiegel von der einstigen Pracht. Herr Gengenbach hat die meisten Wohnräume (es sind nicht weniger als 23 Zimmer im Hauptgebäude) dem Geschmacke unserer Zeit gemäß modern einrichten lassen. Mit ihm bewohnt sein Sohn, Herr Gustav Gengenbach mit seiner kleinen Familie das mächtige Haus. Im zweiten Stockwerk waren die Wohnräume der Frau Ryhiner und da ist namentlich ihr Schlafzimmer bemerkenswerth, das durch einen ingeniösen Drahtzug vom Bett aus geöffnet werden kann.

Die Seitenflügel sind entsprechend dem Hauptbau eingerichtet

und standen früher mit demselben in Verbindung. Diese Verbindung ist aber nunmehr aufgehoben, da diese Häuser verschiedenen Eigenthümern, den Herren Studer-Kuhn und Hügelin-Schilling gehören.

Hinter dem Hause dehnt sich ein großer Garten aus, der an die Spitalstraße (früher an die Schanze) stößt und mit mancherlei Bäumen bepflanzt ist, unter deren Schatten es sich gut ruhen läßt in den heißen Tagen des Sommers.

Das Geschlecht der Gengenbach wird auf fünfhundert Jahre zurückgeleitet. Prof. Dr. Jakob Bächtold berichtet über den Buchdrucker Pamphilus Gengenbach in seiner „Literaturgeschichte der deutschen Schweiz" folgendes:

„1505, Montag vor Frohnleichnam läßt Erhard Hoinig von Nürnberg den Druckergesellen Penfylus in Arrest legen; 1507 findet sich, offenbar bei einem Raufhandel, seine weitere Spur; 1509 erhebt ein Kollege Injurienklage gegen ihn; 1511 wird er mit seiner Ehefrau abermals im Urteilsbuch aufgeführt; im gleichen Jahre kauft er das Bürgerrecht zu Basel; 1516 ist „Panfelus" des Buchdruckers Laden im Hause zum „roten kleinen Löwen" an der Freien Straße aufgeschlagen; 1520 erscheint er als Mitglied der Bruderschaft der Schildknechte. 1522 wird er mit zwei Genossen aus dem Gefängniß entlassen und schwört Urfehde. Leichtfertige Reden bei einer Abendzeche auf der Kürschner Haus über Kaiser, Papst und König von Frankreich waren das Vergehen gewesen. 1524 tritt er in einer Prozeßsache klagend gegen einen Kaplan am Münster auf. Zwischen diesem und dem folgenden Jahr ist Pamphilus Gengenbach in Basel gestorben. Unterm Datum des 22. Mai 1525 schickt sich seine Wittwe Anna an, ihr Haus zu verkaufen, und 1526 ist seine Druckerei bereits in andern Händen."

Dazu bemerkt Dr. A. Geßler in seiner Schrift „Der Antheil Basel's an der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts":

„Dies das urkundlich absolut Sichere, was über G. bekannt ist. Daß Pamphilus Gengenbach „von Nürnberg nach Basel eingewandert und direkt von dort nach der Schweiz gekommen" sei, steht jedoch keineswegs „außer Zweifel". Wohl weisen Verbindungen eines gewissen in Basel auftretenden Druckers Panfulus

oder Penfylus nach Nürnberg, wohl mögen in Nürnberg Gengenbache urkundlich bezeugt sein. Die von Bächtold übersehene Thatsache aber, daß schon im Jahre 1480 ein Drucker Gengenbach in Basel vorkommt, dürfte die Sicherheit seiner Angaben etwas erschüttern. Laut Stehlin („Regesten zur Geschichte des Buchdrucks bis zum Jahre 1500") tritt nämlich im Februar 1480 Ulrich Gengenbach, der Diener des Buchdruckers Michel Wenßler in einer Injuriensache gegen seinen Meister auf; am 13. März 1480 belangt derselbe „Ulrich Gengenbach der Buchdruckerxell" seinen Meister Michel Wensler um eine Entschädigung wegen körperlicher Mißhandlung; und am 15. März 1480 giebt „Ulrich von Gengenbach, der Buchdrucker", seiner Ehefrau Anna Keßlerin eine Vollmacht, seine Guthaben an Meister Michel Wenslern einzuziehen. Daraus geht nun hervor, daß schon 20 Jahre vor dem ersten Auftreten des Pamphilus eine Buchdruckerfamilie Gengenbach in Basel existirt hat und die Annahme, daß Pamphilus ein Sohn aus der Ehe des Ulrich mit Anna Keßler — vielleicht einer Verwandten des Buchdruckers Niklaus Keßler zum Blumen — gewesen sei, dürfte wohl mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben als diejenige einer Abstammung aus Nürnberg. Mit dieser Stadt kann Gengenbach zufällige Verbindungen gehabt haben, wenn überhaupt der bei Bächtold namhaft gemachte Panfulus oder Penfylus identisch mit unserm Dichter ist. Die Benennung Ulrich von Gengenbach in der dritten der bei Stehlin aufgeführten Stellen aus dem „Urtheilsbuche", läßt sodann kaum einen Zweifel darüber aufkommen, daß die in Basel ansäßige Druckerfamilie aus Gengenbach bei Offenburg in Baden stammte; von dort aus sind jedenfalls nach Basel wie nach Nürnberg Leute ausgewandert, die dann nach ihrem Heimathsort genannt wurden. Die sich in Basel niederließen waren Drucker oder sind es in Basel geworden und ich bin überzeugt, daß Pamphilus diesem in Basel sich niederlassenden Geschlechte angehört hat."

Uebrigens existirten die Gengenbach schon 1393 in Basel, laut der von Fechter (Basel im XIV. Jahrhundert, Seite 118) erzählten Episode.

* * *

Schließlich wollen wir noch einen häufig bis auf den heutigen Tag geglaubten Irrthum berichtigen.

Allgemein wird angenommen, das Haus St. Johannsvorstadt 17 (der Firma Lukas Preiswerk gehörig) sei das Haus, das der berühmte General Hans Ludwig von Erlach, der Gouverneur von Breisach und Freund des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, bewohnt habe und man will dies aus Urkunden herleiten, wonach das anstoßende Haus Nr. 15 „Erlacherhofeck" heiße, während man über das Besitzthum des Generals keinerlei Urkunden aufzuweisen hat. Nun klärt sich aber die Sache auf sehr einfache Weise auf.

Nach Dr. Felix Plater's Häuserverzeichniß vom Jahre 1611 besaß unter der Nummer 87 der Alt Erlacher 1611 dieses Haus und hat ihm demgemäß den Namen gegeben. Es wohnte noch ein Erlacher, der Jockli Erlacher, in der St. Johannsvorstadt (41), aber an der entgegengesetzten Häuserreihe. Das Haus des „Alten Erlachers" stand aber genau auf der Stelle, auf der das Haus Nr. 17 steht (vgl. Plater's Häuserverzeichniß am Schlusse des Artikels St. Johann).

Dagegen ist urkundlich nachgewiesen wann und wo General Erlach ein Haus gekauft hat. Wir lesen in Aug. v. Gonzenbach's „Hans Ludwig von Erlach" Bd. III. 431 und 434 folgendes:

„Im November 1642 kaufte der Generalmajor Hans Ludwig von Erlach in der St. Johannsvorstadt ein Haus von Franz Wibert um die Summe von 8000 fl. und ein Trinkgeld oder Verehrung an dessen Hausfrau von 25 Pistolen, mit dem Beding, daß der Verkäufer die vergoldeten ledernen Tapisserien in dem Saale des Hauses belasse, sammt allem, was niet- und nagelfest ist.

„Das Haus, St. Urs genannt, war in der Vorstadt im Winkel gelegen, stieß an der untern Seite an die St. Antonierkapelle und an der obern an das Gesellschaftshaus zur „Mägd".

„Haushofmeister in Basel war Martin Welz, der aber im Dezember 1644 starb.

„In Basel empfing der General an reichbesetzter Tafel, auf welcher silberne und vergoldete Becher und Trinkgefäße aller Art glänzten, mitunter auch die Mitglieder der Regierung, die eine Einladung zum Gouverneur von Breisach nicht auszuschlagen

pflegten. Die Korrespondenzen mit seinen Bankiers Bartholmä Herwarth in London und dessen Bruder Johann Herwarth in Basel, mit dem Hause Zollikofer in Lyon und St. Gallen, mit den Herren Theobald Emanuel und Hans Jakob Schönauer in Basel beweisen, wie große Summen in Kastelen, Breisach und Basel verkehrt wurden."

Wo das Haus stand, in dem der General wohnte, ist heute nicht mehr genau festzustellen, indem es längst abgerissen wurde. Wahrscheinlich stand es auf der Stelle, wo sich heute das Klösterli befindet, denn es heißt in der Urkunde, „stößt an der unteren Seite an die St. Antonierkapelle, an der obern an die „Mägd".



# 4. Das Haus zur Mägd

hat schon im 13. Jahrhundert bestanden, als die St. Johanns-vorstadt noch ihre Dreitheilung besaß: die Gasse ze Crüze (Blumenrain bis zum Schwibbogen); die Vorstadt ze Crüze (vom Schwibbogen bis zum St. Johannsthor am Hause der St. Antonierherren), und endlich von diesem ehemaligen, längst abgebrochenen Thor bis zum heutigen Thor beim Johanniterhaus, den Bifang der Johanniter. Im Jahre 1272 war die ganze Vorstadt noch offen und erst 1289 kam der Rath auf den Gedanken, auch diese mit einer Mauer einzuschließen. Diese Mauer zog sich hinter dem Hause zu den „Mägden" hin und bog beim St. Antonierhause gegen den Rhein ab.

Lange bevor die heute noch bestehende Vorstadtgesellschaft zur „Mägd" existirte, bestand eine Fischergesellschaft, welche die Berufsleute des Fischergewerbes nach damaligem Brauch ordnungsgemäß in sich vereinigte. Diese Fischer besaßen ein Gesellschaftshaus, gegenüber dem Predigerkloster, dasselbe ist nicht mehr ausfindig zu machen. Die Gesellschaft nannte sich Hümpelergesellschaft. Hümpeler sind Schiffleute, welche kleine Nachen ohne Segel (sog. Hümpelnachen) führen (Beiträge zur vaterl. Geschichte XI. S. 126 und f.). Wir hätten also, sagt Fr. Iselin-Rütimeyer in seiner „Geschichte der Vorstädtgesellschaften Basel's", in der Hümpelergesellschaft die Vorläuferin der Schiffleutenzunft vor uns, wo nicht diese selbst, bevor sie ihr Haus an der Schifflände besaß. Die „Vischer-Gesellschaft zu St. Johann", für welche der Rath 1465 eine Ordnung berieth, mag den Grundstock der Vorstadtgesellschaft gebildet haben. 1487 heißen sie „Humpeller von der

Gesellschaft zu Sant Johanns". Ihre Mitglieder waren aber nicht blos Schiffleute der Vorstadt, sondern auch aus der kleinen Stadt.

Ihren jetzigen Namen „Vorstadtgesellschaft" nahm sie erst 1517 an, als sie von dem Burger Christian Knopff, dem Geldwechsler, um 180 Pfd. das alte Haus „Zer Megde", sammt dem Garten an der Lottergasse erkaufte. Das Haus gehörte ursprünglich dem Bischof von Basel, die Herren von Eptingen hatten es zu Lehen. Von Margarethe, der Tochter des Zürcher Minnesängers Rüdiger Maneß, kauften es 1357 die Beginnen, genannt die willigen armen Schwestern. Das Haus war also vor 500 Jahren ein Klösterlein, trug aber, wie schon gesagt, bereits hundert Jahre vorher den Namen der „Mägd". Da es an der Grenze des Besitzthums der Johanniter lag, war der Name „Magd", d. h. Jungfrau Maria, nichts Auffälliges, sondern geradezu Begreifliches.

Mit dieser Annahme stimmt auch das Bild an der Façade des Hauses, das 1675 und 1877 aufgefrischt wurde, seither aber wieder stark verblaßt ist, und das die Gottesmutter darstellt. Die Jungfrau Maria wird schon zu den Zeiten Ottfrieds, des Elsäßer Mönchs (868), also schon vor tausend Jahren „Magd" genannt; es ist somit die Bezeichnung „Mägd" nicht von der „faulen Magd", dieser Personifikation der Trägheit, herzuleiten, die heutzutage den Mägdebrunnen ziert; vielmehr wird behauptet und von mehrfacher Seite bestätigt, es hätte diese Figur aus der späten Renaissancezeit nicht immer diesen Brunnen geschmückt, sondern wäre vom Nadelberg hierher verbracht worden. Von einer Schnecke, welche den Brunnen überragte, sei demselben lange Zeit der Name „Schneckenbrunnen" beigelegt worden.

Der Hauskauf im Jahre 1517 brachte der Vorstadtgesellschaft erhebliche Schulden; man verkaufte zwar den hinter der „Mägd" liegenden und an die Lottergasse stoßenden Garten, allein der Verkauf machte die übernommene Schuld nicht viel leichter. Die Vorsteherschaft wandte sich deßhalb an den Rath. Um ihr aufzuhelfen, bewilligten Bürgermeister und Rath im Jahre 1535 mehrere Einnahmen: Wer in die Gesellschaft sich einkaufen wollte, mußte 1 Pfd., jeder Stubengesell jährlich 4 Schilling Heitzgeld

bezahlen, wer ein Haus in der Vorstadt kaufte oder ererbte, mußte ebenfalls 1 Pfd. erlegen, wer in der Vorstadt sich einmiethete, hatte der Gesellschaft für den Insitz (also als Einsaße) für einmal 10 Schilling zu geben, wer eine Scheune in der Vorstadt hatte, 5 Schilling. Aber diese Gefälle reichten nicht aus, oder es wurde schlecht gewirthschaftet von den Vorgesetzten, es ging mit dem Wohlstand der Gesellschaft zurück, das Haus zur Mägd kam sogar derart in Abgang, daß 1568 ein Aufenthalt darin mit Lebensgefahr verbunden war. Die Gesellschaft war wiederum in Verlegenheit und wandte sich daher neuerdings an den Rath mit dem Gesuch, er möchte eine von den Fischern, welche der Gesellschaft angehörten, auf ihr Gewerbe früher eingeführte Abgabe neu bestätigen. Der Rath willfahrte dem Gesuch und es wurde bestimmt, daß jeder Lehrling der Fischer, d. h. sein Meister, 5 Pfd. Stebler zu bezahlen habe, mit Ausnahme der weidgenössischen Meistersöhne, die nur 1 Pfd., wie bisher, zu leisten hatten.

Das brachte nun ziemlich Geld in die Lade der Gesellschaft, und von nun an scheint sich die finanzielle Lage der Letztern gebessert zu haben, denn schon 1569 konnte sie 125 Pfd. am Hauptgut ablösen und in den Jahren 1595 und 1596 verwendete sie beträchtliche Summen für den Umbau des Gebäudes. Das Haus, wie es jetzt steht, stammt wohl aus jener Zeit, aus der auch die schon erwähnten Bilder herrühren mögen. Die Hauptfigur derselben stellt einen Kriegsmann dar, wahrscheinlich einen Vorstadtmeister des 16. Jahrhunderts mit der weißroth geflammten Fahne. Auf dem zweiten Bild hält die „Mägd“ das Wappen der Gesellschaft: Fisch, Pfeile und Krone. Der Fisch ist das Zeichen der Hümpelergesellschaft; die Krone das Zeichen der hoheitlichen Rechte der Gesellschaft über die Fischer und den Rhein auf- und abwärts; die gekreuzten Pfeile sind die Symbole der Wehrhaftigkeit, für welche die Gesellschaft in Krieg und Frieden für die Stadt einzustehen gewillt war. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß ursprünglich statt der Pfeile zwei gekreuzte Schalten (Ruderstangen) im Wappen standen, um das Gewerbe der Schiffleute anzudeuten, und daß erst ein in der Heraldik ungewandter Maler die Pfeile daraus konstruirt hat.

Im Jahre 1598 wurde eine neue Fahne gemalt und damit

in den beiden Städten ein Umzug gehalten, an dem 300 Personen und 40 Pferde Theil nahmen. In der „Mägd" wurde sodann an 13 wohlbesetzten Tischen ein Essen gehalten „und ist Gottlob, wie das Protokoll sagt, Alles wohl abgegangen".

Das Protokoll theilt ferner noch mit, daß 1773 jeder Bürger in der Vorstadt eine Geiß zu halten hatte, „um im Frühjar eine Kur zu machen".

Im Saale der „Mägd" finden wir an den Wänden 152 gemalte Wappen von 82 Geschlechtern aus der Basler Bürgerschaft: es sind die Wappen der Herren vom „Regiment", wie man vor Zeiten sagte, oder der Vorsteherschaft. Sie umfassen den Zeitraum von 1683 bis 1830 und finden wir darunter als deren Inhaber 13 Vorstadtmeister, 57 Mitmeister, 6 Hausmeister, 5 Quartierherren, 8 Quartier- und Vorstadtschreiber, 1 Fischermeister, 1 Hirtenmeister, 1 Seckelmeister und dann die militärischen Chargen: 10 Kapitäne, 7 Lieutenants und Kapitän-Lieutenants, 2 Stückhauptleute, 10 Fähnriche und 31 Wachtmeister. Unter den Geschlechtern ragt das in der Geschichte Basel's überhaupt zahlreich vertretene Geschlecht der Burckhardt hervor, wir finden deren nicht weniger als 14, dann folgt das Geschlecht der Ryhiner mit 7, Lotz 6, das der Dietschy und Brändlin mit 5, Fäsch mit 4, Gysendörfer, Dietrich, Iselin, Jäcklin, Mäglein und Passavant mit 3 Gliedern; Bleser, Beck, Deucher, Ecklin, Frey, Hosch, Hummel, Heß, Keller, Langmesser, Mieg, Miville, Meyer, Offernay, Schmidt, Stupanus, Wohnlich und Wettstein mit je 2 Mitgliedern; mit 1 Mitglied sind vertreten die Geschlechter: Alt, AWengen, Büchy, Brandmüller, Bürgy, deBary, Eglinger, Elsner, Engler, Erzberger, Falkysen, Fürstenberger, Früh, Friedrich, Freuler, Gyger, Herbort, Huber, Holzach, Heusler, Hugo, Kappeler, Kündig, Locher, Locherer, Landerer, Liechtenhan, Leopart, Mechel, Müller, Merian, Mitz, Ortmann, Paravicini, Pfannenschmidt, Preiswerk, Rohner, Salathe, Schneilin, Schwäblein, Schnäbelein, Schaub, Schmidtmann, Schneider, Spörlin, Stuber, Thurneysen, Treulin, Weiß, Weitnauer, Wieland, Wirz und Winkelblech.

Hie und da finden wir berühmte Namen, wie Isak Iselin, unter den Herren des „Regiments". Dasselbe bestand aus acht Beamten: zwei Vorstadtmeistern, zwei Hausmeistern und vier

Sechsern oder Mitmeistern, und zwar waren unter diesen acht Vorgesetzten die eine Hälfte alte, die andere neue. Als der Gesellschaft später auch noch militärische Befugnisse, die Wache über Thurm und Thor, zugewiesen wurden, kamen auch, wie wir aus der obigen Aufzählung gesehen haben, noch militärische Chargen dazu. Die Amtsdauer begann am Sonntag nach St. Johann Baptist des einen und endete am gleichen Tage des folgenden Jahres. Vierzehn Tage nach „geordnetem Regiment", d. h. nach der Neuwahl, hatte der alte Vorstadtmeister Rechnung zu stellen, alles Geld abzuliefern, dazu die Gesellschaftslade, die Schlüssel zu den geheimen Gehalten, den Schlüssel zum Katzensteg (Ausgang am Rhein), das Silbergeschirr, die Büchsen, die Stadtfahne und — die Trommel. Sehr interessant war die Ceremonie bei der Wahl und Beeidigung der neuen Vorgesetzten. Am Abend des Wahltages fand das übliche Mahl im Gesellschaftshaus statt, zu welchem auch die Gesellschaftsbrüder der Fischleute aus Groß- und Kleinbasel berufen wurden, sowie die ganze Regenz mit den zwei Irtenmeistern und wen sie sonst „gutwillig zu Gast haben" wollten. Jeder hatte sein Essen in seinem Hause kochen und von da nach dem Gesellschaftshause zur „Mägd" tragen zu lassen; eine Irte wurde nur um Wein und Brod gemacht. Dagegen wurden bei diesem Anlasse die Fische verzehrt, welche die Fischer auf den Tag unentgeltlich zu liefern hatten. Diese waren nämlich schuldig, am St. Johannstag, Vor- und Nachmittags, die Salmengarne zu ziehen, und was sie da fiengen der Ehren-Gesellschaft zu deren Nachtmahl abzuliefern. Für Fang und Arbeit erhielten sie jährlich von der Gesellschaft 3 Pfd., „an den Eschen-Mittwuchen zu verzehren".

Die Räumlichkeiten in der „Mägd" waren sehr beschränkt: eine große Stube (der heutige Wappensaal) nebst anstoßender Kammer, eine kleine Stube und die Küche, das waren die Lokale, über welche die Gesellschaft verfügte; die übrigen Gelässer mag der Stubenknecht benützt haben. Bei seiner Wahl wurde von der Regenz darauf gesehen, daß er und seine Frau „wo möglich einen kleinen Anhang habe" und daß „Er lesen und schreiben könne". Sie hatten beide einen Eid zu leisten.

Aermlich genug sah es noch 1575 in den Gesellschaftsräumen aus. Der Hausrath bestand aus einem vollen und einem leeren Gießfaßkänsterli, einem alten Hafenschaft, einem alten Trögli, 12 guten und bösen Tischen, 11 guten und bösen Stühlen. Am Besten war noch für Koch- und Trinkgeschirr gesorgt; da zählte man 60 hölzerne Teller, 42 schlechte und 72 buchsene Löffel, 22 hölzerne Salzbüchsen, 8 hölzerne Lichtstöcke, 2 gute und böse Tischlachen, 7 neue, dazu 3 Handzwechelen. Von Silber- oder Goldgeschirr war damals noch keine Spur vorhanden.

Dagegen bemerkt man schon 24 Jahre später einen Fortschritt: ein Hirzenhorn, geschmückt mit einem Frauenbild, das einen Pfeil in der Hand trägt (die Mägd, das Gesellschaftswappen); ein Schärerfähnli, 2 hohe messingene, 3 neue eiserne, verzinnte Lichtstöcke, 2 Dutzend zinnerne Teller, sogar Silberzeug wird erwähnt.

Das Jahr vorher (1598) waren durch freiwillige Beiträge zwei Dinge angeschafft worden: eine Fahne und ein Sargtuch; die erstere ein groß daffatin fehnli, roth, blau und wyß, mit einem freuwli, so ein pfyl in der Handt hat (s. S. 38 und 39); das Sargtuch diente zur Bedeckung der Todtenbahre eines verstorbenen Mitgliedes.

Spätere Inventarien lassen das Fortschreiten des Wohlstandes der Gesellschaft verfolgen, trotz allen Bedrohungen durch die Stürme des 30jährigen Krieges. 1639 erscheint beim Silbergeschirr ein großer silberner Becher und dazu eine vergülte Jungfrauw, wiegt 13 Loth. Aber man hatte an diesem Silbergeschirr nicht genug, es wurde beschlossen, daß jeder neu erwählte Mitmeister 4 Loth Silber schenken sollte, und wenn er Hausmeister werde, noch 4 Loth, und sollte er Vorstadtmeister werden, wiederum 4 Loth. Durch solche obligatorische Geschenke wuchs das Gesellschaftsvermögen, so daß im Jahre 1713 451 Loth Silbergeschirr konnten gekauft werden. Noch heute wird beim Vorstadtessen mit silbernen Bestecken gespeist; eine silberne Jungfrau, mit Wein gefüllt, kreist bei den Genossen herum und spielt Jedem, der ihre Vorzüge nicht zu würdigen versteht und ungeschickt mit ihr umgeht, einen Schabernak, indem sie ihn mit einem Schwall Wein übergießt.

Das Gesellschaftsvermögen bestund 1882

| | |
|---|---|
| in Werthschriften . . . . . . . . . . . | Fr. 37,023. — |
| Liegenschaften . . . . . . . . . . . . . | „ 23,000. — |
| Zusammen . . . | Fr. 60,023. — |

Für gemeinnützige Zwecke verausgabte die Vorsteherschaft 1882 1,300 Fr.

Die Vorstadtgesellschaft übte seit 1549 die Aufsicht und Hut über Frieden, Feuers- und Wassersnoth; Hauptmann zum Gehrfähnlein war der neue Vorstadtmeister; er hatte sich, falls der Sturm erging, vor dem Brunnen, gegenüber der „Mägd", aufzustellen, mit ihm der alte Vorstadtmeister als Leutenant; wer nicht auf die Thürme oder anderswo abgeordnet war, mußte zu ihm stehen, „zu dem seufferlichsten mit gwehr und harnysten vßgebutzt". Außer der Hut und Wacht lag der Gesellschaft noch ob die Brunnen- und Straßenpolizei und das Friedensrichteramt über Schmäh- und Schlaghändel. Als Entschädigung für diese Verpflichtungen besaß sie das Recht des Waidganges bis unterhalb Hüningen, Michelfelden, bis zum Bann von Häsingen und Blotzheim; endlich die Fischwaiden auf dem Rhein, von Basel abwärts bis zur Kapelle von Rheinweiler und aufwärts bis gegen Augst.

* * *

Im Verlaufe der Zeit ist durch die veränderten Verhältnisse die politische und soziale Bedeutung der Gesellschaft verloren gegangen und es bleibt ihr heutzutage nur noch übrig, nach Maßgabe ihrer bescheidenen Kräfte auf dem Boden der Gemeinnützigkeit zu wirken, allerdings eine schöne und dankbare Aufgabe, über welcher wir die alte Machtstellung vergessen können.

Mit dem 1. April 1884 ist der Vorstadtgesellschaft zur „Mägd", wie überhaupt allen Gesellschaften der Vorstädte, durch Beschluß des Bürgerrathes, eine neue Ordnung erwachsen und mit dieser sinkt wieder eine Herrlichkeit der alten Zeit zu Grabe: die Lebenslänglichkeit des „Regiments", der Vorsteherschaft. Bisher waren die Vorsteher lebenslänglich gewählt, von nun an verfallen sie alle sechs Jahre einer Neuwahl, indem alle drei

Jahre im Monat März, das eine Mal vier, das andere Mal drei Mitglieder in Austritt kommen.

Aber auch die räumliche Umschreibung der Vorstadt hat sich verändert; bisher gehörte zur Genossenschaft, wer ein Haus in der Vorstadt (St. Johann-Schwibbogen bis St. Johannthor) besaß, oder als Bürger darin wohnte; nunmehr gilt als Vorstadtbezirk der Quartierwahlkreis von der alten Stadt weg bis zum St. Johannringweg. Damit hat sich die Zahl der Gesellschaftsgenossen so bedeutend vermehrt, daß weder Lokal, noch Vermögen in Zukunft mehr ausreichen werden, um im alten Hause zur „Mägd" ein Vorstadtessen abzuhalten, und es dürfte somit das Essen, das am 22. März 1884 noch in alter Observanz und Gemüthlichkeit abgehalten wurde, das letzte sein, das an die alten Zeiten der „Mägd" erinnert.



## 5. Der Formonterhof.

Der Formonterhof liegt mitten in der St. Johannsvorstadt und genießt über die Lindenbäume des Mägdebrunnens hinweg durch die Häuserlucke ein gut Stück Aussicht auf den Rhein und die Berge.

Es ist ein neues großes Haus und wurde erst im Jahre 1829 erbaut. Seine Urkunden reichen um 200 Jahre zurück.

Im Jahr 1674 gab der Rath dem Professor Lukas Gernler, Oberstpfarrer, für seine Behausung auf dem Nadelberg einen halben Helbling Wasser für 200 fl., welcher Brunnen sodann 1747 von Johann Heinrich Zäßlin, des Großen Rathes, um 2000 ℔ in sein Haus, genannt „zum Neuen Bau“, einerseits der „Mägd“, anderseits Johann Wernhard Huber, in der St. Johannsvorstadt geleitet wurde.

Erst lange nach dem Jahre 1720 erhielt der „Neue Bau“ den Namen „Formonterhof“. In diesem Jahre gab Philipp Heinrich Fürstenberger, Mitglied des Großen Rathes und Beisitzer des Gerichts, dem wohledlen Johann Formont de la Tour von Paris, zur Zeit in Basel wohnhaft, die Wohnbehausung, das Nebenhäuslein (die Reitschule genannt), die Hofstatt, Garten, Matten und Reben, sammt Scheune und Stallung zu kaufen um 3600 fl.

Im Jahre 1737 verkaufte Johann Magent de Formont, wahrscheinlich des Vorigen Sohn, zu Welsch-Neuenburg wohnhaft, dem Johann Heinrich de Jakob Zäßlin, des Großen Rathes, das „Formontisch Haus“ um 9000 fl.

Bei 40 Jahren fehlen die Urkunden. Erst 1773 wird uns Samuel de Samuel Merian, Handelsherr, genannt, der dem Johann Georg Streckeisen, ebenfalls einem Handelsheren, den „Formonterhof“ um 40,000 Livres verkauft.

Aus der französischen Revolutionszeit ist folgende das Haus betreffende Schrift von Interesse:

„Freiheit (Bild: Tell mit dem Knaben) Gleichheit.

„Da die Verwaltungskammer des Kantons Basel zum Behufe der General-Direktion der französischen Feldpost des Hauses des abwesenden Bürgers Johann Georg Streckeisen in der St. Johannsvorstadt benöthigt ist, als wird hiemit dessen Neffen Bürger Emanuel Streckeisen angezeigt, gedachtes Haus hiezu einzuräumen, mit der Erklärung, daß die Verwaltungskammer dieses Haus auf gemeine Staatskosten repariren, säubern und meubliren lassen, übrigens seiner Zeit auf die dem Bürger Johann Georg Streckeisen allenfalls gebührende Entschädigung billige Rücksicht nehmen werde.“

Wieland, Präsident.

„Den 12. Juli 1798.

„Adresse: Dem Bürger Emanuel Streckeisen
hinter dem Münster.“

Auszug aus dem Protokoll der Verwaltungskammer des Kantons Basel vom 10. Oktober 1804:

„Auf eingelegte Petition des Bürgers Martin Stehelin, im Namen der J. G. Streckeisen'schen Erben um Reparation in ihrem Hause in der St. Johannsvorstadt, welches seit 1798 durch fränkische Employés bewohnt worden und auf's Neue von der Munizipalität für den Bürger Blanchard, Kriegskommissair, requiriret ist:

„Da die Munizipalität dermalen über das Streckeisen'sche Haus zu Gunsten des Kommissairs Blanchard disponirt, so ist der begehrte Augenschein nochmals ausgestellt.

J. R. Fäsch, Verwalter.“

Blanchard, Jean Pierre Nicolas Louis, ist 1768 in Hüningen geboren. Er war Commissaire ordonnateur en chef, ehemaliger Intendant von Portugal, Gouverneur des Frickthals, korrespondirendes Mitglied des israelitischen Konsistoriums in Paris. Er schrieb ein „Mémoire sur le Frickthal“ und starb 1847 in Heitern. Der Archivar Xaver Mooßmann in Kolmar hat seine Biographie geschrieben.

Im Jahr 1825 ging der Formonterhof aus den Händen der Handelsleute Gottfried und Mathias Stehlin und Johann Georg Schickler um 22,400 Fr. an Niklaus Burckhardt-Zäslin über, welcher 1836 das Haus, das nun wieder „Neubau“ genannt wird, weil es im Jahre 1832 neu erbaut wurde, dem Eduard Merian-Burckhardt, Bankier, um 57,375 Fr. verkauft.

Nach mündlichen Ueberlieferungen war es dieser Niklaus Burckhardt-Zäslin, der 1832 das Haus umbaute und zwar mit einer für die damalige Zeit prachtvollen Ausstattung. Sämmtliche Getäfer und Thüren sind von Eichenholz erstellt; die schönen und feinen Stukkaturarbeiten der Plafonds in den hohen Räumen wurden durch Arbeiter, die von Paris herbeschieden wurden, angefertigt. Von Parkettböden wußte man zu damaliger Zeit noch nicht viel, deßhalb sind sämmtliche Böden mit breiten, tannenen Dielen belegt und mit Teppichen bedeckt. Burckhardt-Zäslin stattete aber nur das Erdgeschoß und das erste Stockwerk aus, da die Liegenschaft verkauft wurde. Eduard Merian-Köchlin übernahm dann den luxuriösen Ausbau des zweiten Stockwerkes. Er erstellte auch beim Zuwerfen des Stadtgrabens bei der Lottergasse Stallung und Remise, welche Bauten der Architekt Berry (der Erbauer des Museums) kostbar ausführte.

Im zweiten Stocke des Wohnhauses befindet sich ein Saal, im Pompejanischen Styl nach einer Zeichnung von Berry ausgeführt, mit Malereien von Dekorationsmaler Spahn, der in den Dreißiger Jahren einen bedeutenden Ruf hatte und das Innere vieler Herrschaftshäuser in Basel ausschmückte. Zeichnungen und Malerei sollen bei 4000 Fr. alte Währung gekostet haben.

Während der Beschießung der Alliirten durch General Barbanègre, Vertheidiger der Festung Hüningen, flogen im Jahre

1815 einige Bomben nach Basel; eine solche fiel im Garten des Formonterhofes nieder, ohne zu platzen und ist dieselbe aufbewahrt worden.

Den 17. Dezember 1859 ging die Liegenschaft an Herrn Daniel Meyer-Merian über. Damals war unter dem Publikum das Gerücht verbreitet, es „geiste" im Hause, so daß Herr Meyer Mühe hatte sein Dienstpersonal zu bekommen. Nicht nur in den untern Bevölkerungsklassen stand dieser Glaube fest, sogar ein Kanzelredner erkundigte sich angelegentlich darum, ob wirklich ein Geist sein Unwesen treibe, und trotz der Verneinung des Herrn Meyer glaubte er doch, daß er ihm die Thatsache verheimliche.

Es scheint, daß ein Gärtner, dem die Bewachung des unbewohnten Hauses übertragen worden war und dem diese unabhängige Stellung gefiel, die Rolle eines Gespenstes übernahm und so auf diese Weise ruhig auf seinem Posten zu bleiben hoffte.

Im Formonterhof wohnte und starb den 8. Juni 1850 der bekannte Maler Hieronymus Heß, geb. den 15. April 1799. Maler Neustück gab ihm Anregung und Anleitung zum Malen und brachte ihn in die Kunsthandlung von Birmann & Huber. Nach vier Jahren kam er in eine Kunsthandlung in Neapel und im 19. Jahre nach Rom. Hier hatte er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und kehrte nach fünfjährigem Aufenthalte nach Basel zurück, ein Schritt, den er oft bereute. Trotzdem verließ er Basel, mit Ausnahme eines Aufenthaltes in Nürnberg, nicht mehr. Er war ein ächter Schüler Holbein's und Hogarth's und seine Werke sind viel verbreitet. Was in unserem Museum sich von ihm befindet, gereicht ihm zur Zierde. Unübertroffen aber steht er da in genialer Auffassung des Lebens und tiefem Studium der Persönlichkeiten.



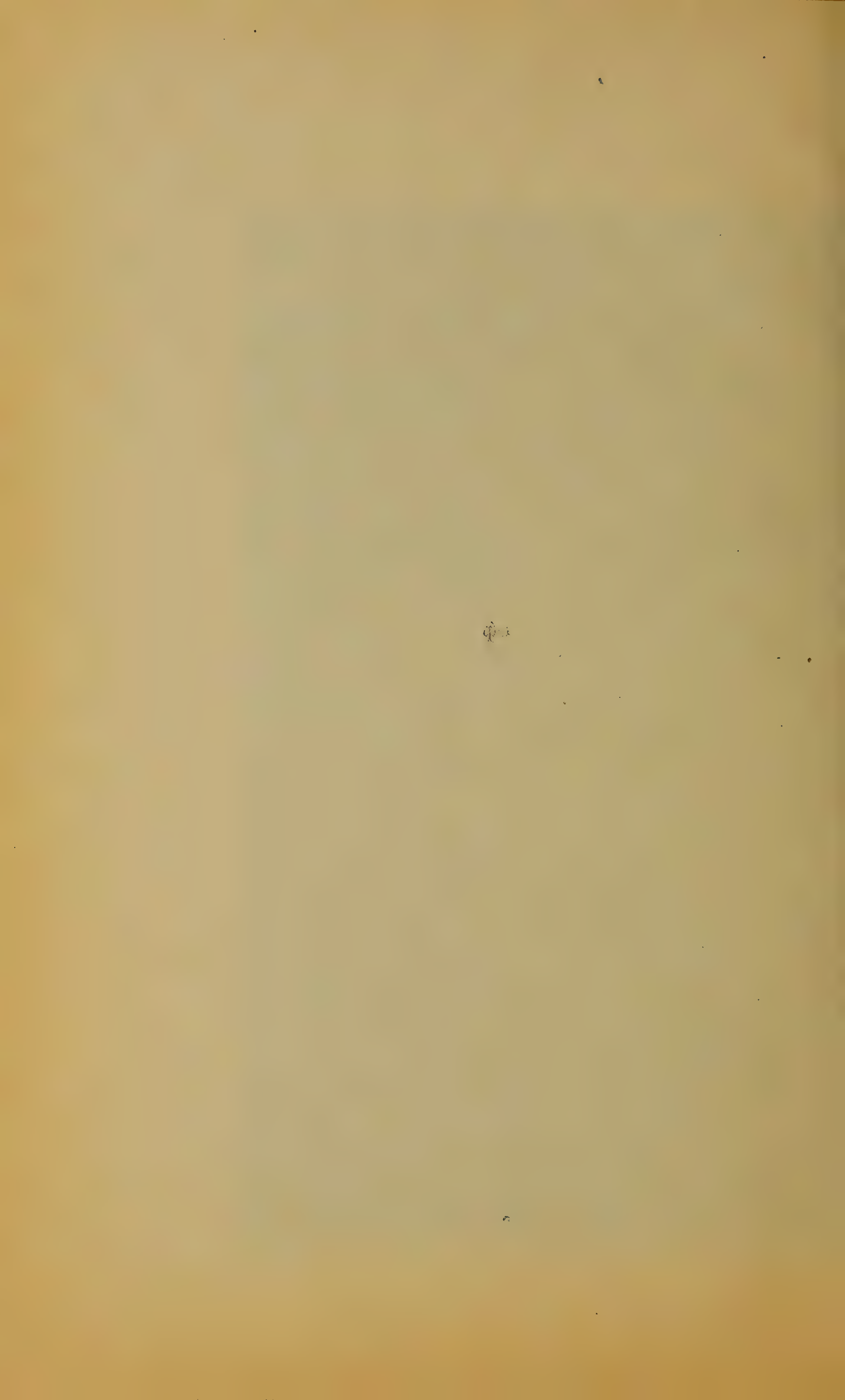
## 6. Die Dietschy-Häuser.

Die Namen der Häuser 15, 19 und 21 in der St. Johannvorstadt sind wenig oder gar nicht bekannt: der Erlacherhofeck, die Bannwartshütte und der Ackermannshof. Die Namen gehen theilweise in die graue Vorzeit zurück, wo die St. Johannnsvorstadt nur aus Rebleuten, Schiffern, Fischern und Ackerbauleuten bestand, und da mag wohl auch der Bannwart und ein Ackermann seinen Sitz aufgeschlagen haben. Eine Jahreszahl (1568) im Hofe des einen Hauses über einem steinernen Thürgesims giebt die erste Nachricht von dem Alter des Hauses. Die zwei Häuser, Bannwartshütte und Ackermannshof (Eigenthum der Erben des im Frühjahr 1889 verstorbenen Bandfabrikanten J. J. Dietschy-Liechtenhahn) sind so ineinander verbaut, daß es schließlich gut war, daß die Häuser in eine Hand kamen.

Im Jahre 1587 hieß die Bannwartshütte „Schlierbachshof" und war im Besitz des Oberstzunftmeisters Luk. Gebhart. (S. „Buchhaus".)

Die erste Urkunde geht auf's Jahr 1692 zurück. Den 13. Januar verkauft Franz Guichard, J. U. D., dem Handelsherrn Philipp Dienast die Behausung zum Erlacherhofeck genannt, sammt Garten, Scheune und Stallung um 1550 Reichsthaler. Die Dienast'schen Schwäger, Johann Heinrich Wettstein und Hans Jakob Schaub, kaufen das Haus im Jahre 1721 um 5000 fl. Fünf Jahre nachher, am 15. April 1726, geht es schon wieder in andere Hände über, indem es der Gerichtsherr Theodor Falkeisen sammt der Bandfabrike um 16,550 fl. übernimmt und es im gleichen Jahre, den 21. Oktober, dem Lukas Falkeisen und





## Basler Nachrichten 24 Mai 1888.

**Johann Jacob Dietschy-Lichtenhahn, Bandfabrikant** ist vorgestern im Alter von 88 Jahren gest. Geb. 1 Juni 1799, half er seinem Vater, der Bäcker war von 1813–1817 im Berufe trat dann in die Lehre in das Haus Joh. Rud. de Peter Merian & Sohn im Violenhof ein & verblieb daselbst bis 1828 wo er als Commis in die Band fab. Hans Balthasar Burckhardt & Sohn kam. Dieser Schritt war entscheidend für sein ganzes Leben. H. B. Burckh. (geb 1763 † 1824) & später noch dessen Sohn Dietrich, führten das Geschäft unter den neuen Verhältnissen Rechnung tragend, mit ihnen wuchs der junge Dietschy auf. Nach Dietrichs Tod (1835) übernahm er die Band fab. jedoch ohne die altbekannte Firma Hans Balt. Burckhardt zu ändern #, welche schon seit 1698 besteht & in der berühmten Seidenfab. Basels eine der ersten Stellen einnimmt. Dass sie diesen Rang einnehmen konnte, ist vielfach der Geschäftstüchtigkeit & der unermüdlichen Thätigkeit Dietschys & seines Sohnes Dietschy Burckhardt zu danken.

In den Wirren der 1830 Jahre machte D. die Ausmärsche der Basler Truppen als Kavalerist mit bei welchem Anlasse ihm am 3ten Aug 1833 ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde.

Während der 50 Jahre gehörte er dem Grossen Rathe an, längere Zeit als Richter dem Ehegericht & Jahrzehnte lang bekleidete er das Amt eines Seckelmeisters E. E. Zunft zu Brodbecken.

Bis Ende 1887 brachte er seine Zeit auf dem Bureau zu; nie krank war ein äusserst thätiger, stiller & ruhiger, sehr haushälterischer Bürger & von ihm kann man nach Heine mit Recht sagen: „nennt man die besten Namen im Land, so wird auch der meine genannt".

# auf 1 Jan 1888 wird das Geschäft Dietschy & Co heissen.



Joh. Jakob Winkelblech um den gleichen Preis wieder abtritt. Lukas Falkeisen verkauft das Haus 1735 dem Handelsmann Joh. Jak. Müller, aber ohne Inventar, um 5300 fl. Im Jahre 1758 kauft es Samuel Grynäus, Pfarrer zu Wintersingen und alt-Cammerarius der Landschaft Basel, um 7500 ℔; er stirbt aber bald darauf und seine Erben gaben es dem kunsterfahrenen Christian von Mechel, Kupferstecher und Mitglied des Großen Rathes, um 9500 fl. zu kaufen, den Erlacherhofeck und die Waldmannshütte dazu (19. August 1760). Mechel behält es fünfzig Jahre.

Christian von Mechel, Kupferstecher, geb. zu Basel 1737, war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, weihte sich aber, seinem Genius folgend, der Kunst. Nachdem er bei der Künstlerfamilie Preisler in Nürnberg den ersten Kunstunterricht genossen hatte, begab er sich 1757 nach Paris, wo er sich unter der Leitung des berühmten Wille zum Kupferstecher herausbildete. Verschiedene ihm aufgetragene Arbeiten hielten ihn bis 1764 in der französischen Metropole zurück. Nach seiner Rückkehr nach Basel wurde er Mitglied des Großen Rathes, doch machte er sich schon das nächste Jahr wieder auf die Reise. Diesmal war Italien das Ziel seiner Sehnsucht. Die großherzogliche Malerakademie zu Florenz ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, in Rom wurde Winkelmann sein Freund. Bereichert mit vielfachen Erfahrungen, die ihm das Studium in den italienischen Sammlungen zugeführt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und errichtete hier eine Kunsthandlung, die mit einer Zeichnungs- und Kupferstecherschule in Verbindung stand; da er zugleich Verleger war, so unternahm er die Herausgabe verschiedener, theilweise sehr fein ausgeführter illustrirter Werke; so das Galleriewerk von Düsseldorf in zwei Bänden, dann das Holbeinwerk, in welchem aber der große Meister kaum mehr zu erkennen und zu würdigen ist. Ein Besuch des Kaisers Josef II. in seinem Hause in Basel 1777 war Veranlassung, daß er einen Ruf nach Wien erhielt, wo er die kaiserliche Gemäldegallerie im Belvedere einrichtete und einen Katalog derselben in vier Bänden herausgab (1783). Im Jahre 1787 kam er wieder nach Basel, besuchte 1789 abermals Rom. Der Ausbruch der französischen Revolution zwang ihn in seinem

Geschäfte auf die veränderten Zeitumstände Rücksicht zu nehmen. In seinem hohen Alter kam er noch nach Berlin, wo ihn die k. Akademie zum wirklichen Mitgliede ernannte, und wo ihn auch 1818 der Tod ereilte.

Außer den Stichen für das erwähnte Holbeinwerk, lieferte er noch viele andere, die sich indessen kaum über die Grenze des Mittelmäßigen erheben; sie stellen Bildnisse, schweizerische Trachten und allegorische Kompositionen dar (Wessely, Deutsche Biographie Bd. 21. S. 153).

Mechel war ein Liebhaber der schönen Künste, besaß eine ausgewählte Sammlung von Gemälden und Originalzeichnungen verschiedener Schulen, Skulpturwerke, alte und neue, kostbare und seltene Kupferstiche. Im Hause herrschte die peinlichste Ordnung, ein schönes Arrangement und die größte Ruhe, trotz der vielen Personen, die darin arbeiteten. Sein Associé war Theodor Mieg, Kunstverleger und Mitglied des Kleinen Stadtrathes, der 1818 starb.

Mechel und seine Frau, eine geborene Haas, Schwester des berühmten Buchdruckers und Schriftgießers Haas, verkauften das Haus an Hans Franz Werthemann den 5. Januar 1810 und behielten nur den Erlacherhofeck für sich. Im Jahre 1770 hatte er das Hinterhaus neu erstellen lassen.

Werthemann besaß das Haus nicht lange, er verkaufte es an Karl Wild von Montbeliard um 9000 neue französische Sechslivresthaler. Wild gab es hinwiederum im Jahre 1837 an Lukas Thurneysen-Fäsch um 32,000 Schweizer Franken zu kaufen und dieser verkaufte es den 1. Juli 1842 an den verstorbenen J. J. Dietschy-Liechtenhahn um 48,000 Fr.

Der „Ackermannshof“ hat eine kurze Geschichte. Seit 200 Jahren wird in dem Hause Bandfabrikation getrieben, indessen datirt die erste erheblich gemachte Urkunde erst vom Jahre 1783. Den 20. Mai gaben Peter de Hans Balthasar Burckhardt, Mitglied des Großen Rathes und Handelsherr, sowie seine Frau Anna Forkart, ihrem Sohne Hans Balthasar Burckhardt und seiner Frau Anna Elisabeth deBary, den Ackermannshof sammt Garten, Scheune, Stallung und Angebäude, ebenso die Remise und Magazine neben dem „Buchhaus“ (s. daselbst)

um 16,200 ℔ zu kaufen. Weil aber der Ackermannshof mit des Verkäufers Wohnbehausung, die „Bannwartshütte" genannt, zum Theil in einander verbaut ist, so wird bedingt, daß sämmtliche Lichter, so von dem Giebel der „Bannwartshütte" in den „Ackermannshof" gehen, von dem Besitzer zu keinen Zeiten verbaut werden dürfen.

Das Haus Hans Balthasar Burckhardt war entstanden, bald nachdem die Seidenindustrie in Basel sich entwickelt hatte. Einige Jahre, nachdem sich in Basel mit gleichzeitiger Erfindung der mehrschiffigen Bandwebstühle (Mühlstühle, Kunstmühlen, „Bändelmühlen") die Bandfabrikanten als freies Gewerbe neben die zünftigen „Bortenwirker" oder „Paßamenter" gestellt hatten, gründete Hans Balthasar Burckhardt, der Sohn des Baslerischen Bürgermeisters, 1698 unter seinem Namen eine neue Firma, die heute noch in der berühmten Seidenbandfabrikation Basels eine der ersten Stellen einnimmt. Neben der glücklichen Förderung seines Geschäftes nahm sich der durch humanistische Studien gründlich gebildete Fabrikant auch der öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt und der Eidgenossenschaft eifrig an und wirkte vielseitig im Rath und als Abgeordneter bei Verhandlungen über allgemeine schweizerische Angelegenheiten. Er konnte dies um so besser, als sein gleichnamiger Sohn, Hans Balthasar Burckhardt II., geb. 1703, † 1773, sich ganz dem Geschäfte widmete und dasselbe zu großer Blüthe brachte. Dieser zweite Burckhardt soll die façonirten Bänder zuerst in Basel eingeführt haben, die übrigens neben den glatten bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts keine sehr bedeutende Stellung gewannen.

Peter Burckhardt, Sohn des vorhergehenden, geb. 1742, † 1817, trat wieder in die Fußtapfen seines Großvaters. Er hielt seine Bandfabrikation durchaus auf der Höhe, wie sie von dem Vater an ihn übergegangen war; daneben aber widmete er sich dem Staatsdienst, für welchen er gründliche Studien gemacht hatte. 1789 wurde Peter Burckhardt zum letzten Bürgermeister des alten Basel erhoben; die Umwälzung von 1798 beseitigte ihn begreiflich aus Amt und Würden; aber im Jahre 1811 wählten ihn seine Mitbürger neuerdings zu ihrem Standeshaupte, und während des Jahres 1812 bekleidete er sogar die Stelle

eines Landammans der Schweiz. Zwei Jahre vor seinem Tode zog er sich von allen öffentlichen Aemtern zurück.

Sein Sohn Hans Balthasar Burckhardt III., geb. 1763, † 1824, und später noch dessen Sohn Dietrich, führten das Geschäft weiter, den neueren Verhältnissen stets sorgfältig Rechnung tragend; nach des letztern Tode aber (1835) ging es an dessen Antheilhaber, Johann Jakob Dietschy-Liechtenhahn, über, jedoch ohne die alt-bekannte Firma Hans Balthasar Burckhardt zu verändern. Im Jahre 1889 starb Hr. Dietschy im hohen Alter und nun führen seine Söhne, die HH. Dietschy-Burckhardt und Dietschy-Alioth, das Geschäft fort unter der gleichen Firma und mit den gleichen Prinzipien.

Den Ackermannshof kaufte Dietschy-Liechtenhahn im Jahre 1849 von Frau Wittwe Louise Burckhardt-Wick, sammt Hof, Fabrikgebäude, Stallung und übrigen Gebäulichkeiten, ferner die Remise (Nr. 50), neue Nummer 26, um 80,000 Fr. Schon vorher (1838) hatte er das „Buchhaus" um 12,000 Fr. käuflich an sich gebracht, somit besaß Hr. Dietschy die Häuser 15, 19, 21 und 22, 24 und 26 zu eigen.

Peter Burckhardt, um auf diesen nochmals zurückzukommen, besaß eine schöne Sammlung von Gemälden aus verschiedenen Schulen, und Kupferstichen, ein Erbtheil seines Vaters, des Rathsherrn Burckhardt.

* * *

Das „Buchhaus" liegt, wenn man vom St Johannsthor herkommt, links und den vorbeschriebenen Häusern gegenüber.

Hans Holbein hat darin gewohnt.

Bisher war man der Meinung, daß Holbein von 1526 an drei Jahre ununterbrochen in England geweilt habe. Dieser Ansicht (sagt Dr. His in seiner Abhandlung „Die Basler Archive über Hans Holbein, den Jüngern, seine Familie und einige zu ihm in Beziehung stehende Zeitgenossen" in Zahn's Jahrbücher für Kunstwissenschaft III. 1870) widerspricht indessen ein aufgefundenes Dokument, welches in mehr als einer Beziehung wichtig ist. Wir ersehen nämlich aus dem Fertigungsbuch, daß Holbein im Sommer 1528 ein Haus in Basel kaufte:

„Sampstags den XXIX Augusti (1528). Da geben ze kouffen der Ersam Eucharius rieher der gwandtmann, Burger zu Basel, vnnd Katherina sin efrow mit Jm als Irm eman vnnd vogt, dem sy ouch der vogtye bekannthlich vnnd anwederen, für sich vnnd Jr beyder erbenn, gemeinlich vnnd onverscheidenlich dem Erbern Meister Hansen Holbein dem maler Burger zu Basel, der Jm selbs, Elspetha siner efrowenn, vnnd Jr beyder erbenn, recht vnnd redlich koufft hat, das huß vnnd hofstatt mit aller gerechtigkeit vnnd zugehörd, als dan Jnn der statt Basel Jnn der vorstatt, ze crütz (jetzige St. Johannsvorstadt) an der Sidtenn des ryns, zwüschen meister Hansen Frobenny des truckerherrn seligen vnd Ulin von rinach des Vischers Hüser gelegen, Ist zinsfrig, lidig eigenn niemands hafft noch verbunden, als die verköuffern gesprochenn vnnd by guten trüwen an eydsstatt behalten haben vnd ist der kouff geschehen um iij C Gulden Jnn müntz für Jeden Gulden j & V ß. guter Stebler Basler werung, Insbesonders gerechnet, mit quittiren globen vnd versprechen vt. informa."

Daß Holbein selbst bei diesem Kaufe zugegen war, dafür bürgt uns die damalige unumgängliche Förmlichkeit des Gerichtswesens. Würde er aus der Ferne Auftrag zu diesem Kauf gegeben haben, so hätte er sich müssen durch einen Bevollmächtigten, einen „Gewalthaber", vor Gericht vertreten lassen, und dieser würde im Kaufbrief als Käufer für Holbein genannt sein, wie sich dies aus Beispielen nachweisen läßt.

Ueberall, wo es sich um den Kauf im Namen eines Andern handelt, ist die im Gericht anwesende, den Kauf abschließende Person, sie sei die Frau des Käufers oder ein von ihm bestellter Gewalthaber, die an erster Stelle genannt wird. Da es aber im vorliegenden Falle in unzweideutiger Weise heißt: ... Hansen Holbein, der Jm selbs, Elspetha siner Efrowenn vnd Jr beyder Erben koufft hat 2c., so ist die Anwesenheit des Malers bei diesem Kauf außer allem Zweifel.

Der Beweis, daß Holbein im Sommer 1528 in Basel war, ist mehrfach geleistet, und auch festgestellt, daß er in dieser Zeit seine Frau und Kinder gemalt hat. Ebenso ist seine Anwesenheit in Basel in den Jahren 1529 und 1530 urkundlich erwiesen. In

das letztere Jahr fällt nämlich die Vollendung der Wandgemälde im Rathssaale. Die betreffende Aufzeichnung befindet sich in der Jahrrechnung von Joh. Bapt. 1530 bis Joh. Bapt. 1531. Item LXXV ℔ geben an meister Hans Holbein vom saal vff dem richthuß zemalen. Im Ganzen erhielt er 60 fl. und für eine weitere Malerei auf dem Richthaus 12 fl. und zwar vom 6. Juli bis 18. November.

Im Frühjahr 1531 kaufte Holbein zu dem bereits 1528 erworbenen Hause noch ein kleines daneben. „Da gyt zu kouffen, Clementz Keller, der wechselher Burger zu Basel, als vollmächtigter gwalthaber Uly von Rynachs, des Vischers, Burgers zu Basel vnd Elspeth siner Eefrowen, luth sag des gwalts . . . dem Erbern Meyster Hansen Holbeyn &c. . . . das Hus vnd Hoffstatt in der vorstat ze Crütz, an der syten des Rins, zwüschen dem Hus, zum Morenkopff, vnd dem andern, der köuffer Hus gelegen." Dies Haus ist St. Johannsvorstadt Nr. 22, dem Herrn Dietschy-Burckhardt gehörend. Dr. His schreibt darüber: „Im Jahr 1587 kauft ein Oberstzunftmeister Lux Gebhart das Haus Schlierbachshof, sodann weiter das Häuslein und Hoffstatt gegen diesem Hof über gelegen, einerseits neben dem Haus zum Mohrenköpflin, anderseits neben Peter Sigin, so Holbein's Huß genannt, stoßt hinden auf den Rein." Dem Schlierbachshof gegenüber (Bannwartshütte genannt, Nr. 19) mußten also Holbein's Häuser liegen und zugleich, wie im ersten Kaufbrief angegeben, neben Johann Froben's des Druckerherrn sel. Haus. Dieses war nicht das Wohnhaus des berühmten Buchdruckers, sondern diente wohl schon unter ihm, jedenfalls aber unter seinem Enkel Eusebius Bischoff oder Episcopus als Büchermagazin. „Eusebii Bischofs Buchhus" wird es in einem Kaufbrief von 1581 genannt; in einem spätern (1602) „Episcopanisches Buchhus"; im Plater'schen Verzeichniß heißt es einfach „Buchhus", welche Benennung es behielt. Im Nummernbüchlein der Stadt Basel vom Jahr 1798 wird es „Buchmagazin" genannt. Auf dieses Buchhaus folgt in Plater's Verzeichniß in der Richtung stadteinwärts die Wohnung der „Federlenen Wittwe". Susanna Federlin war in der That die Wittwe des 1601 verstorbenen Peter Sigin, also des Besitzers des Hauses

„so Holbein's Haus genannt". Das größere befand sich an der Stelle des 1856 neuerbauten Hauses Nr. 22, das kleinere ist mit dem ehemaligen „Mohrenköpfli" in das Fabrikgebäude Nr. 20 zusammengebaut worden. Beide hatten vor 60 Jahren noch ein sehr mittelalterliches Aussehen; das größere bestand gegen die Straße aus dem Erdgeschoß und einer Etage, das kleinere nur aus einem Erdgeschosse; heutzutage bieten sie als neue Gebäude kein Interesse mehr.

Holbein kaufte das größere Haus um die zu damaligem Geldwerthe ziemlich ansehnliche Summe von 300 fl., hauptsächlich aus dem Grunde, weil Uli von Rinach der Fischer ein schlimmer Nachbar war und Holbein sich seiner vielleicht gern dadurch entledigte, daß er ihm das Haus abkaufte. Das kleinere Haus kostete 70 fl. An das kleinere bezahlte er baar 10, an das größere 100 fl.

Holbein war öfter in Basel als man bisher angenommen hat. So war er im Herbste 1538 hier anwesend und es wurde ihm bei Anlaß dieses Besuches von seinen Mitbürgern besondere Ehre zu Theil. Eine Rechnungsnotiz des Predigerschaffners Mathäus Steck sagt: „Uff Zinstags vor des heiligen Creutz tag (10. September) als ich vnd der schulmeister bruder Jacob, sin frow vnd die minne (die meinige) do zertthand zur Megd dem Hollbein zur Eeren: erschinen domale, vßgeben viij ß." Die Mägd war damals wie heute noch das Gesellschaftshaus der St. Johannsvorstadt und als Bewohner derselben war Holbein ein Mitglied dieser Genossenschaft. Diese war es ohne Zweifel, welche ihrem berühmten Mitgliede ein Bankett gab.

Aus dem Inventar, das am 8. März 1549 nach dem Tode der Wittwe Holbein's aufgenommen wurde, ersehen wir, daß Holbein's Angehörige, weit entfernt von der Dürftigkeit, welche man ihnen andichtete, sich vielmehr in ganz anständigen bürgerlichen Verhältnissen befanden. Das Inventar umfaßt folgende Lokalitäten: Esterich. In der hindern einen kamer. Im Summerhuß. In der vordern kamer neben der stuben. In der Kuchy. Unden im hindern kemerly. In der vordern stuben. Unden im Huß. Im holtz hüßly. Inn der stuben. An Silbergeschirr besaß

er acht silberne Becher, ein büchsen dorinn j dotzett löffell mit silber beschlagen, zwei silberne Petschafte.

Soviel von Holbein,

* * *

Lange hören wir nichts mehr vom „Buchhus".

Im Jahre 1770 ist Johann Jakob Schorndorff, Buchdrucker und Buchhändler, Besitzer des Hauses, 1778 verkauft es seine Wittwe an den Buchdrucker und Buchhändler Emanuel Thurneysen, der seinen Antheil 1829 mit Emanuel Maring und der Schweighauser'schen Buchhandlung (A. Wieland, B. Landerer-Wieland und J. Landerer) an Dietrich Burckhardt-Werthemann abtritt. Im Jahre 1838 verkauft Hans Balthasar Gustav Burckhardt das Haus um 12,000 Fr. alte Währung an Johann Jakob Dietschy-Liechtenhahn.



## 7. Die Häuser zum Ulm

bilden die Häuser zum großen Ulm, der Reinacher Hof (Nr. 3. J. R. Strub, Metzger, und Emil Vest-Strub), mittlern Ulm (Nr. 5. A. Kern-Ryhiner) und kleinen Ulm (Nr. 7. Raphael Braunschweig's Erben).

Die Urkunden im Besitze des Hrn. A. Kern-Ryhiner gehen in's 15. Jahrhundert zurück. Samstag nach St. Blasiustag 1445 kamen vor den Bürgermeister Hans Rott die Fünf, so über den Bau gesetzt sind, Klaus Hetprun, Hans Volz, genannt Saitenmacher, Stube der Zimmermann, Bernhard und Hans Stelzer die Maurer und bringen vor, wie Hans Ellenbogen, Schaffner, im Namen des Priors und Konvents des Klosters zu Predigern, erklärt habe, daß dieselben die Häuser zum mittlern Ulm und kleinen Ulm und ein anderes in der St. Johannsvorstadt, zum gelben Horn und großen Ulm, gelegen, von der Frau Margaretha Brandis gekauft hätten, und daß ein Streit wegen der Fensterlichter entstanden sei. Der Rath schlichtet den Streit.

Am nächsten Freitag nach St. Andreastag 1455 thun Prior und Konvent des Predigerklosters kund, daß sie die zwei Häuser mit Garten und Zubehör in der Vorstadt ze Crütze, zwischen den Häusern zum großen Ulm und zum gelben Horn, um 300 fl. rhein. gekauft haben von Frau Margaretha Brandis, genannt Lostorphin.

Das Kloster war also im Besitze der ganzen Häusergruppe an der Ecke des Klostergäßleins. Die Frau Brandis gehörte wahrscheinlich dem Hause Brandis an, von dem das Haus des Photographen Höflinger den Namen hat.

Im Jahr 1563 ist Besitzer des Hauses zum großen Ulm Nikolaus Bischoff, 1618 Dr. Kaspar Bauhin.

Doktor Kaspar Bauhin starb im Alter von beinahe 65 Jahren, den 5. Dezember 1624. Sein Vater, Johann Bauhin, hatte sich 1541 von Amiens nach Basel geflüchtet. Unter Anleitung desselben entwickelte sich Kaspar rasch, nachdem er erst im 5. Jahre sprechen gelernt hatte. Er machte seine Studien in Basel und Padua, und auf großen Reisen erwarb er sich eine ausgedehnte Bildung. Seit 1581 lehrte er an der Universität Basel Anatomie, Botanik und Griechisch. Als Arzt, Lehrer und Schriftsteller wirkte er in glänzender Weise und mit verdientem Ruhme. Er verbesserte die anatomische Terminologie und machte sich durch gute Lehrbücher bekannt. Ueber die Geschichte der Pflanzenkunde schrieb Bauhin mehrere vortreffliche Werke. Er zuerst benannte die Pflanzen mit kurzen charakteristischen Namen und wurden bis zu Linné's Zeiten die Verdienste der beiden Bauhin sehr anerkannt.

Sein Sohn, Dr. Kaspar Bauhin, war noch 1666 Besitzer des großen Ulm.

Im Jahre 1757 kommt ein Kaufsprojekt zu Stande zwischen Hans Georg Karger, des Raths, und Samuel Ryhiner, dem ältern, Handelsmann, über die Hälfte des Brunnens, einen halben Helbling, den Karger auf dem Peters-, bezw. Nadelberg im Hause zum Hagedorn besitzt, den er Ryhiner um 3000 fl. verkauft und den dieser in sein Haus zum großen Ulm oder Reinacher Hof leiten läßt.

Hier hören die Urkunden zum großen Ulm auf. Woher der Name Reinacher Hof stammt, ist uns unbekannt. Nach Plater's Häuserverzeichniß ist dies Haus den Junkern von Reinach gehörig.

Zahlreicher sind die Urkunden über den mittlern Ulm, doch gehen sie bloß in's 18. Jahrhundert zurück. Im Jahre 1732 wohnt Johann Ludwig Iselin im mittlern Ulm und hat darin eine Tabakfabrik errichtet. Er kommt 1747 in Konkurs und es erkauft das Haus um 8500 ℔ die Handlungssocietät Emanuel Ryhiner, Johann de Ludwig Fäsch und Abraham Legrand. Den 4. März 1740 verkauft Susanna Clemens (eine Französin), des gewesenen Buchhalters Joh. Salathé hinterlassene Wittwe, dem Handelsmann Johann Ludwig Iselin ein Wohnhaus neben Sa-

muel Ryhiner zum großen Ulm und Niklaus Mäglin, des Raths, um 6600 ℔.

Im Jahre 1748 geben die schon genannten zwei Handelsleute, Besitzer des mittlern Ulm: Emanuel Ryhiner und Johann de Ludwig Fäsch, das Haus dem Albrecht Louvis um 7000 ℔ zu kaufen. Dieser Louvis ist unterdessen Appellationsrath geworden und giebt im Jahre 1759 der Frau Esther Fürstenberger, des Handelsherrn Samuel Ryhiner, älter, hinterlassenen Wittwe, das Haus sammt Mobiliar und Tabakpressen um 3000 neue französische Thaler zu kaufen. Das Haus liegt einerseits der Käuferin selbst, anderseits Niklaus Mäglin, des Raths.

Es wurde im Jahre 1786 ganz neu und im großen Style erbaut, dafür zeugen die prachtvollen Fenstergitter, die großen Korridore, das gewaltige Treppenhaus, das eichene Getäfer, die schönen Schränke, die reich in Stukk gearbeiteten Decken, die prachtvollen Oefen, wovon der im ersten Stockwerke an Architektur und Malerei nichts zu wünschen übrig läßt, die seidenen Tapeten in den Gemächern, die schönen Gemälde über den Thüren (von Esperlin gemalt), die vergoldeten Trümeaux und Konsolen. Es ist ein behagliches Wohnen in diesen Räumen.

Im Jahre 1803 geben Samuel Ryhiner, älter, Peter Ryhiner, A. C. Werthemann, geb. Ryhiner, und Hans Franz Werthemann das Haus zum mittlern Ulm der Frau Rosina Ryhiner, geb. Werthemann, um die Summe von 9000 französischen Thalern zu kaufen.

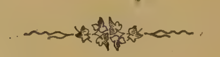
Seit dem Anfang des Jahrhunderts ist das Haus immer in der Familie Ryhiner geblieben, bis es Hr. Aug. Kern-Ryhiner übernommen hat.

Nun kommen wir zum kleinen Ulm (Nr. 7). Beide Häuser, der mittlere und der kleine Ulm, gehörten eine lange Reihe von Jahren bis 1856 zusammen und waren im Besitze der Familie Ryhiner. Sie hatten einen Brunnen gemeinsam und keine Trennungsmauer im Hofe, Garten und Dachräumen; ebenso bildeten die beiden Hinterhäuser ein Ganzes, obschon jedes seinen besondern Eingang hatte.

Die Geschichte des kleinen Ulm beginnt urkundlich nachweisbar im Jahre 1590. In diesem Jahre verkaufen Georg Spörlin,

des Raths, und seine Frau Agnes Ottendorf, genannt Rebhuhn, an Melchior Gisler, den Weinmann, den kleinen Ulm um 1200 fl.

Im Jahre 1602 verkauft des Vorigen Sohn, Simon Gisler, das Haus dem Hans Hertenstein um 1800 fl., dieser 16 Jahre später dem Materialisten Peter Roschet um 2000 fl. Anno 1661 ist Daniel Iselin Obligationeninhaber von 1129 ℔ auf Peter Roschet, die ihm dieser schuldet. Das Haus wird vergantet, und erkauft es der Gläubiger um 625 ℔, der es dann 1664 an Philipp Heinrich Fürstenberger um 1900 fl. abtritt. Fürstenberger behält es viele Jahre, im 18. Jahrhundert kommt es dann in die Hände der Familie Ryhiner. Statthalter Samuel Ryhiner ist der letzte Besitzer des Hauses. Dieser Samuel Ryhiner war ein großer Freund physikalischer Instrumente, von denen er eine reiche Sammlung besaß. Auch befanden sich in seinem Besitze eine gute Bibliothek und viele Kuriositäten.



## 8. Der Seidenhof.

An dem Kreuzungspunkte der Hauptverkehrslinie aus der Stadt nach dem Elsaß, da wo der Petersgraben in sanfter Neigung gegen den Rhein mit seiner Fähre nach Kleinbasel abfällt, liegt ein schloßartiges, im Style des vorigen Jahrhunderts erstelltes und verziertes Gebäude mit vorspringenden Erkern, einem Thürmchen und vielen Fenstern, auf der einen, Südseite, an die Häuserreihe des Blumenrains und die Straße sich anlehnend, an der zweiten auf den Rheinweg sich stützend, und auf der Nordseite endlich in seinen Fundamenten von den Wellen des Rheins bespült. Aus den Fenstern gegen Norden genießt das Auge eine prachtvolle Rundsicht auf die drei Brücken des Rheins, auf Kleinbasel, auf die fruchtbaren Gelände des Elsasses, auf die wald- und weinreichen Hügel und Berge des badischen Landes. Der „Seidenhof", so heißt das Gebäude, besitzt einen der schönsten Aussichtspunkte der Stadt. Seine exponirte Lage an der Stadtmauer des Petersgrabens und am Rhein, namentlich zur Zeit, als die St. Johannsvorstadt noch eine offene Stadt war, läßt schließen, daß das Haus schon in frühester Zeit sehr fest war. Es hat heute noch mit seinem Thor und Hof einen burgähnlichen Charakter. Jedenfalls ist es sehr alt, denn Amerbach spricht schon 1578 von einer „alten Behausung".

Der Seidenhof hat namentlich deshalb eine hervorragende Bedeutung erlangt, weil er seiner Zeit die Wohnstätte des Kaisers Rudolf von Habsburg war; eine Statue Rudolfs im Hofe des Hauses erinnert heute noch an jenen Moment. Im Jahre 1815 wohnte sodann Kaiser Alexander von Rußland ebenfalls darin.

Der Kaiser war schon 1814 mit seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin, in Basel gewesen und hatte in dem benachbarten „Segerhof“ (gegenwärtig Eigenthum des Frln. Marie Burckhardt, Blumenrain 19) Quartier genommen; bei seiner Rückkehr von Paris stieg er am 8. Oktober 1815 dagegen im „Seidenhof“ ab.

In der Ambraser Sammlung in Wien befindet sich eine in Oel gemalte lebensgroße Abbildung der genannten Statue im Seidenhof. Wie aus dem Briefwechsel des gelehrten Dr. Basilius Amerbach und des Freiherrn Richard Strein, k. geheimer Rath in Wien (1578—1580) hervorgeht, wurde diese Statue zu Basel allgemein für das ächte Bildniß Rudolfs von Habsburg gehalten, und deshalb suchte eine dem kaiserlichen Hofe nahe stehende Person, vielleicht aus höherem Auftrag, sich eine solche „Abconterfehtung“ zu verschaffen und Amerbach († 1591) übernahm die Besorgung dieses Auftrages. Selbst noch im vorigen Jahrhundert wurden 500 Dukaten für die Statue geboten, ja sogar rechtliche Ansprüche vom Wiener Hofe darauf erhoben, die aber der damalige Besitzer des Hauses rundweg abwies.

Das Interesse, das man in Basel für das Steinbild zeigte, scheint ganz plötzlich erwacht zu sein; Theodor Zwinger in seinem Methodus apodemica (Basel 1577) zählt es bei der Beschreibung der Stadt unter den Statuae rariores auf; auch Wurstisen berichtet darüber, ist aber gleich so kühn, seine Entstehung in die Regierungszeit Rudolfs selbst zurückzuversetzen. Aus dem Jahre 1578 (8. Juli) datirt sodann die obenerwähnte Bestellung aus Wien. Schon zu Amerbach's Zeiten gab es indessen Solche, welche die Wurstisen'sche Behauptung in Zweifel zogen, so Amerbach selbst, und in der That lassen sich die Zeitgenossen Rudolfs als gute Zeugen gegen Wurstisen aufführen. Der Chronist Albrecht von Straßburg beschreibt Rudolf von Habsburg als einen hohen, schlanken Mann mit Adlernase, und die Dominikaner-Chronik von Kolmar schildert ihn noch genauer: von langer Gestalt (er soll sieben Fuß gemessen haben), kleinem Kopf, mit wenig Haaren, langer Nase u. s. w. Dieser Beschreibung entspricht nun unsere Statue sehr wenig; jene paßt besser auf die Reiterstatue, die von Erwin von Steinbach im Jahre 1291 zu Straßburg am Dom

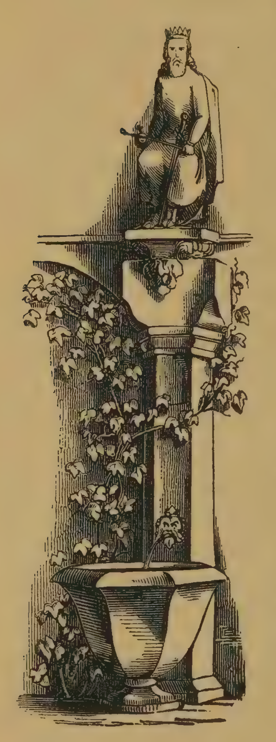
ausgeführt worden sein soll, also in einem Jahre (Rudolfs Todesjahr), in welchem der Kaiser sich noch in Straßburg befand.

Dr. Eduard His-Heusler in Basel hält in seiner, hier vielfach benützten Erörterung dieser Statue *) das Bild im Seidenhof ebenfalls nicht nach dem Leben gefertigt, sondern er erachtet es als eine Idealstatue, schon aus kunsthistorischen Gründen, die eine Zurückdatirung in dessen Regierungszeit nicht zulassen. Nach seinem Urtheil und nach dem von Lübke, Jakob Burckhardt u A., ist es nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach ein Werk der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, auf welche Periode der Kunstentwicklung der Schnitt des Gesichtes, die gedrehten Locken des Hauptthaares und Bartes, die Art, wie die Muskulatur in den Beinen und Armen beobachtet ist, der Styl des weichen und vollen Faltenwurfs und namentlich die Menschen- und Thierfrazen des gothischen Sockels hinweisen. Die Jahreszahl 1273 (Jahr der Königswahl) scheint spätere Zuthat zu sein und die Formen der arabischen Ziffern deuten auf das 16. Jahrhundert.

Dr. Eduard His erörtert nun die Frage, was die Errichtung der genannten Statue und gerade in diesem Hause veranlaßt haben möge und kommt zu folgendem Resultat. Die Geschichte des Kaisers Rudolf ist eng mit der Basel's verknüpft. 1254 überfiel Rudolf die Stadt, plünderte und verbrannte das Kloster Maria Magdalena in der Steinen und von 1263 bis 1273 stand er zum Bischof von Basel, Heinrich von Neuenburg, in ständiger Fehde; in dem Jahre der Königswahl äscherte er sogar die Vorstadt zu Kreuz (St. Johannsvorstadt) völlig ein. Mit der Königswahl wandelte sich sein Groll in Huld um, namentlich als sein früherer Beichtiger, der Minoritenmönch Heinrich von Isny, genannt Gürtelknopf, Bischof von Basel wurde und ihm zu dem bedeutungsvollen Siege über König Ottokar von Böheim auf dem Marchfelde bei Wien verhalf. Rudolf lohnte dem Bischof diese That durch viele Rechte und der Stadt durch die Förderung ihrer Verfassung. Rudolf soll nun bei seinen mehrfachen Besuchen in

*) Separatabdruck aus den Mittheilungen der k. k. österreichischen Centralkommission. Mit Abbildung. Wien, 1872, Juli-Aug., S. 64 u. ff.

Basel im Seidenhof sein Absteigquartier genommen haben: so 1274 bei der Rückkehr von der Krönung in Aachen, 1284 bei der Vermählung mit Agnes von Burgund, die hier stattfand; 1286 und 1287 beim Frieden mit Burgund. Der Ulmer Mönch Felix Faber, ein geborener Zürcher, will in seiner 1489 geschriebenen Historia Suevorum (worin die Geschichte des Bischofs Gürtelknopf inbegriffen ist) wissen, daß Kaiser Rudolf beim Predigerkloster eine an das alte Stadtthor anlehnende Behausung besessen habe, wie es denn auch Thatsache ist, daß der Kaiser in Basel Liegenschaften besaß. Dr. His hält nun einen Zusammenhang der Geschichte Faber's mit dem Vorhandensein der Statue in dem Sinn möglich, daß dieselbe wirklich in dem Hofe errichtet wurde, weil es früher Rudolfs Besitzthum gewesen war, oder daß Faber dies Haus für das Habsburgische hielt, weil eben die Statue sich darin befand. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß das Bild von Bischof Gürtelknopf gestiftet wurde, 1356 beim Erdbeben zerfiel und nachher, wie auch P. Hergott annimmt, durch ein neues ersetzt wurde.



Aus dem Style des Standbildes geht nämlich untrüglich hervor, daß hier ein Werk des 14. Jahrhunderts vorliegt, das etwa nach dem Jahre 1356 an der Stelle eines schon früher vorhandenen, aber durch das Erdbeben zerstörten Standbildes verfertigt worden sein mochte. In Lebensgröße aus Stein gehauen ist der Kaiser thronend dargestellt. In der Linken hält er das Szepter, in der Rechten den Reichsapfel, welche Attribute aber, gleich den Händen, aus Holz in späterer Ergänzung hinzugefügt worden sind. Auf dem Haupte, das sanft geneigt, im Verhältniß zu dem Körper

eher etwas zu groß erscheint, trägt er eine Krone. Der Ausdruck des Gesichtes ist süß, fast weichlich. Bart und Haare sind reich gelockt und fleißig durchgeführt. Die Kleidung besteht aus einer kurzen geblumten Tunika, welche die nackten Arme und Beine freiläßt; darüber trägt der König einen weiten Mantel, der über den Schultern durch eine Schnur mit zwei Agraffen festgehalten wird und dann zu beiden Seiten lang herunterfallend die Lehne des Thrones und das linke Bein verhüllt. In Allem herrscht eine gewisse Zierlichkeit; insbesondere zeigt dies die fleißige, aber viel zu weichliche Behandlung der nackten Theile, der Arme und Beine und die affektirte Haltung der Letztern, die tänzelnd mit den Fußspitzen sich berühren. Von dem Bilde hat Herr Photograph J. Koch in Basel, der sich um schöne und getreue photographische Vervielfältigung von Basel's Alterthümern ein wirkliches Verdienst erworben hat, eine große, äußerst sauber und genau ausgeführte Photographie hergestellt, die wir, wie alle seine derartigen Erzeugnisse, den Freunden der Geschichte bestens empfehlen.

Als Fürst Mathias, Erzherzog von Oesterreich, der spätere deutsche Kaiser, am 20. September 1598 von Basel nach Konstanz reiste, führte man ihn auch in die „Löwenburg" (den Seidenhof), die Bildsäule seines königlichen Ahns Rudolf zu betrachten, welche die Habsburger 1564 gerne in Innsbruck gehabt hätten, aber nicht bekamen.

Ueber die Besitzer des Seidenhofes können wir Folgendes mittheilen.

Dr. Streuber sagt in seiner illustrirten Beschreibung der Stadt Basel (1856) bei Anlaß der Sage vom Kaiser Rudolf und dem reichen Gerber, daß der jetzige Seidenhof die Wohnung des damaligen Bürgermeisters gewesen sei. Dies ist jedoch die Folge einer Verwechslung mit einer viel spätern Zeit, nämlich derjenigen des Basler Konzils (1432—1448), wo, wie Wurstisen berichtet, ein Bürgermeister Rothberg Besitzer dieses Hauses war. In der That finden wir hiefür in einer uns von Hrn. Photographen Höflinger — dem Nachbarn des Seidenhofes — mitgetheilten Pergamenturkunde vom Jahre 1437 eine Bestätigung dieser Behauptung, indem Friedrich Schilling, einer der Achtburger, die im Jakober Kriege noch im Rathe blieben (Heusler Verf. G. 302),

an Meister Simon dem Bruggmeister, Burger zu Basel und Johannes Bruggmeister, Deutschordensherren, seinem Sohn, um 40 Goldgulden rheinische Währung zu kaufen gab: das Haus zum „Brandis" (jetzt Eigenthum des Hrn. Höflinger) zwischen Arnold von Ratberg und dem Kürschner Troller. Dieser Ratberg war somit Besitzer des Seidenhofes und saß im Rathe, aus dem er 1445 mit seinem Bruder Bernhard ausschied, während sein Nachbar Schilling darin verblieb. Mit dem Ratberg waren auch die Bärenfels, Offenburg u. A. ausgeschieden, und so war das in Folge der St. Jakober Schlacht gegen den Adel in der Bürgerschaft existirende Mißtrauen geschwunden. Arnold wurde 1451 Bischof von Basel, Junker Jakob von Rotberg (Ratberg) war Meister der obern Stube, in welche die Ratberg mit den Wolpach, den frühern Eigenthümern des Seidenhofes, den Zibol, den Schilling, Seevogel, Offenburg rc. zu Anfang des 15. Jahrhunderts aus den Herrenzünften hinüber getreten waren. Ludwig v. Ratberg war Bürgermeister: seine Tochter Sophie, die Wittwe des Oberstzunftmeistes Ziboll, verkaufte dem Rathe ihr Haus am Rheinsprung, das s. Z. den Edlen von Schaler gehört hatte, zum Zwecke der Erstellung einer Universität. Der Seidenhof, damals Wolpach oder Walpach genannt, war vielleicht ein Jahrhundert lang Eigenthum der durch hervorragende Mitglieder ausgezeichneten Familie von Ratberg. Aber auch aus einer andern Urkunde geht hervor, daß die Ratberg auf dem Seidenhofe saßen (ich verdanke deren Mittheilung der Freundlichkeit des Hrn. Dr. Isaak Iselin). Am St. Johannistage 1489 verkaufte „die edle Frow Gredannen von Riichenstein geporn von Rotberg" an den „wolgelerten Johannsen Textoris von Mörnach, der freyen Künste Meister, Haus, Hof und Hofstatt, als das in der Statt Basel inwendig dem Thor zu Krütz zwischen demselben Thor und weiland des frommen Junckher Heinrich Zieglers säligen Seßhus gelegen, zum „Walpach" genannt, um dritthalb hundert Gulden". Zeugen waren: Junker Hans Heinrich Grieb, Junker Rudolf Schlierbach, Heinrich Zschech, Vogt, Heinrich vonBronn, Hans Brataler, Klaus Gebhart, Friedrich Hartmann, Hans Böcklin, Antoni Schermann, Jakob Ris und Stephan Wüffinger, alles Bürger von Basel.

Auf den Professor Textoris von Mörnach werden wir noch am Schlusse zurückkommen.

Am 5. April 1544 sodann verkaufte Bernhard Mörnach sel., eines Basler Burgers Erben zu Mülhausen, das Haus „Wallpach" an den Rathschreiber Heinrich Falkner um 300 fl.; dieser veräußert es 1556 an den Junker Hans Friedrich Münch von Münchenstein, genannt von Löwenburg und Anna von Wyndegk, sein Ehegemahl, um 1400 fl. Im Jahre 1573 geht das Haus „Wallpach", von dem Junker Friedrich von Sigkingen sel. und Frau Anna von Landegk seinem Ehegemahl und ihren Töchtern, an die Gebrüder Klaudius und Kornelius Pellizare, Bürger zu Basel, um 1200 fl. über. (Wir machen speziell auf die verschiedene Schreibart des Hausnamens in den jeweiligen Urkunden aufmerksam). Am 27. März 1596 verkauften des sel. verstorbenen Stephan Bellezari hinterlassene Kinder an Christoph Danon die genannte Behausung, um diese Zeit die „Loewenburß" oder der „Seydenhof" genannt, um 2700 fl. und den Rechenberg gegenüber dem Seidenhof um 800 fl.

Im Jahre 1602 ist Thomas Zenoin aus Italien, der das Seidengewerbe Pellizari's fortbetreibt, Besitzer des Hauses. Mit Hans Rudolf Obermeyer, der den „Erimannshof" dem Seidenhof gegenüber besitzt, kömmt er in Streit, der drei Jahre lang dauert. Obermeyer bekennt nämlich vor dem Rath am 29. Juni 1605, daß ihm vor 30 und mehr Jahren durch die Häupter und die Pfleger des Gotteshauses zu Predigern bewilligt worden sei, das Abwasser von dem Klosterbrunnen durch das alte Gewölbe bis unter den innern St. Johanns-Schwibbogen gegen den Rhein zugeleitet, abzufassen und in seinem Nutzen zu verwenden, wie er dann anno 1602 mit Zenoin Streit bekommen und wie der Rath die Sache verglichen habe, daß jeder Theil 40 fl. bezahlen mußte. Der Rath erkannte, daß es fürderhin sein Verbleiben habe, wie es seit 30 Jahren geschehen, daß Zenoin den Schlüssel habe zum Rhein, daß er ihn bewahren und besorgen solle und Nachts keineswegs offen halte, damit kein Uebel und kein Unheil geschehe.

Der Besitz wechselt nun rasch.

Im Jahre 1617 kommt das Haus auf die Gant. Verkäufer

ist Michael Angelo Zenoin, Bürger von Basel, für eine Schuldforderung an des 1616 verstorbenen Oberstzunftmeisters Hieronymi Mentelin's Wittwe. Käuferin wird um 4420 fl. Frau Ursula, des verstorbenen Oberstzunftmeisters Seb. Beck's Wittwe. Das Haus führt nun wieder den Namen zum „Walpach". Die Zenoini stammen aus Venedig, Hieronymus Zenoin war Doktor der Medizin in Basel. Schon drei Jahre nach der erwähnten Gant sitzt wieder ein anderer Eigenthümer auf dem Seidenhof und zwar, wie dies aus einer fernern im Besitze des Hrn. Höflinger befindlichen Vergleichsurkunde über eine Sommerlaube hervorgeht, Hr. Abraham Murlot (Morlot).

Mit seinem Nachbarn, dem Salzschreiber Emanuel Russinger im nebenanstehenden Hause „Brandis" geräth Morlot in Streit wegen etlicher gegen den Seidenhof stehender Fenster. Das Fünferamt vermittelt. Anno 1628 ist Abraham Morlot's Wittwe einzige Eigenthümerin.

Ein weiterer Kaufbrief verzeichnet als Verkäufer am 7. September 1700: Frau Sara Passavant und ihr Ehevogt Professor und Dr. med. Jakob Roth; Käufer: Hans Niklaus Herff, „wohlverordneter Vorsteher der französischen Gemeinde". Niklaus Herff und seine Gattin, Frau Magdalena Mangin, kamen in dem genannten Jahre aus Straßburg nach Basel „auß forcht des Pabstumbs, so zu Straßburg überhandt genommen". Durch ihn wurde der „Walpach" restaurirt, in dem Style, in dem er sich heute noch repräsentirt; von nun an trug er auch fortwährend den Namen „Seidenhof". Die Erben von Abraham Herff verkauften das Haus im Jahre 1764 an den Handelsmann Johannes Fäsch und seine Gattin Elisabeth De Hoy.

1775, den 20. Mai, verkaufen die Erben des Johannes Fäsch dem Handelsmann Johann Jakob Fäsch den Seidenhof, den Rechenberg und das Haus zum Steinbrunn an der Schwarzen Pfahlgasse um 16,000 ℔.

Dieser Johann Jakob Fäsch, geb. 18. Mai 1732, war der Sohn von Waagmeister Emanuel Fäsch, widmete sich Anfangs der Kaufmannschaft, dann dem Kriegsdienste. In seines Bruders Emanuel Kompagnie erhielt er in holländischen Diensten eine Lieutenantsstelle, ward 1751 abgedankt und pensionirt. Er ergriff

von Neuem den kaufmännischen Stand und unternahm eine Reise nach Curaçao zu seinem Onkel Isaak Fäsch, der daselbst Gouverneur war. Nach einiger Zeit kehrte er nach Amsterdam zurück, ließ sich daselbst nieder und verheirathete sich mit Katharina De Hoy, von welcher er fünf Kinder erhielt. Die Frau starb 1766. Er verheirathete sich zum zweiten Male in Basel (1771) mit Valeria Schweighauser, Tochter des Johann Konrad, Domprobstschaffner, die ihm vier Kinder gebar. Im Jahr 1771 ward er Sechser zu Gartnern, 1780 Rathsherr. In einem Anfall von Schwermuth stürzte er sich am 3. August 1796, Morgens zwischen 10 und 11 Uhr, vom Seidenhof zum Fenster hinaus in den Rhein; sein Körper wurde erst am 23. August bei Kembs gefunden und daselbst begraben.

Er hat den Seidenhof, den vorher sein Bruder Johannes besessen, eingerichtet, wie er es dermalen ist und dieser wird heute noch zu den angenehmsten Häusern der Stadt gezählt. Die darin befindliche Gemäldesammlung von lauter kostbaren Stücken der niederländischen Schule lockten beständig Kenner und vornehme Reisende dahin, die diese seltene Sammlung unter den Merkwürdigkeiten von Basel in ihren Berichten anpriesen.

Johannes, Bruder des Vorigen, geb. 1725, erlernte die Handelsschaft, ließ sich in Amsterdam nieder und heirathete in erster Ehe Elisabeth De Bouine, in zweiter Ehe Adriana Elisabeth De Hoy, zog sich nach Basel zurück, um hier seinen Reichthum zu genießen. Er bewohnte den Seidenhof. Aus dieser Familie ging er endlich Ende des letzten Jahrhunderts an die Familie Passavant über, in deren Besitz er sich noch heutzutage befindet.

Der obengenannte Besitzer des Seidenhofes, Johannes Textoris von Mörnach, „der freien Künste Meister", war eine Zeitlang Rektor der Universität und von 1504 bis 1528 Lehrer an derselben, beider Rechte Doktor und Professor des Kirchenrechts. Es scheint, daß er unehelicher Geburt war, sagt Ochs (V. 385). „Die Fakultät dispensirte ihn über den Mangel seiner Geburt in Rücksicht seiner besondern Tugenden. Einige Jahre nachher heirathete er und verließ als Baccalaureus in der Theologie seine theologischen Studien, worüber die Fakultät ihn in's Lächerliche zog."

Der Name Textor bringt uns nun mit dem Studentenleben aus den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Universität zusammen. Die meisten Studenten lebten zusammen in sogenannten „Bursen" (Kosthäusern, Konvikten), die, wie es der Name schon andeutet, eine Gemeinschaft der Interessen und der Billigkeit des Unterhaltes zusammenhielt. Diejenigen Studenten, die bei ihren Eltern wohnten und aßen, mußten gleichwohl in die Burs einen Beitrag für das Holz bezahlen. Jede Burs hatte einen Rektor oder Propst und einen oder einige Mitvorsteher. Sein Amt war, die Sitten, Lektionen und Disputationen der Studirenden zu überwachen; am Ende der Woche Rechnung über seine Auslagen für den Kosttisch zu stellen, wozu die Studenten (Bursanten) ihm ihren Antheil zu bezahlen hatten. Die Bursen standen unter der philosophischen Fakultät und waren ursprünglich ziemlich zahlreich, im Jahre 1496 wurde die Zahl auf vier heruntergesetzt, indessen sind heute nur drei mit Namen bekannt: die „Pariser Burs" am Spalen Schwibbogen, meist von französischen Studenten besucht, die Burs im Untern Kollegium und die „Löwenburs" im Seidenhof. Textor, der Besitzer desselben, war ihr Rektor, zu der Löwenburs gehörte auch noch das gegenüberliegende Haus (von Herrn Maler Stückelberg). Sie währte bis zum Jahre 1518, wo sie in den Hof des Markgrafen von Rötelen verlegt wurde und von nun an den Namen die „neue Burs" erhielt.



## 9. Der Erimanshof.

„Sie wünschen den Maler Stückelberg zu besuchen?"

— Ja, mein Herr, wenn Sie so freundlich sein und mir den Weg andeuten wollen.

„Kennen Sie den großen Gasthof zu den drei Königen?"

— Gewiß, ich habe schon dort gewohnt.

„Um das Atelier des berühmten Malers zu finden, schreiten Sie vom genannten Gasthofe den kleinen Steig „Blumenrain", an dem er liegt, hinan und am Ende der kurzen Gasse, an der Einmündung auf den vielgenannten Todtentanz, gegenüber der altkatholischen Kirche, stoßen Sie auf ein aus grüner Molasse gebautes, hohes Haus mit einem Garten. Hier wohnt der Doktor!"

— Der Doktor?

„Freilich, die Zürcher Hochschule hat ihn in Anerkennung seiner Verdienste um die malerische Ausschmückung der Tellskapelle zum Doctor phil. honoris causa promovirt."

— Ah, das lasse ich mir gefallen. Bei uns in Deutschland geht man indessen noch weiter und werden die verdienstvollen Maler gleich zu Professoren ernannt. Darf ich Sie bitten, mich zu dem Doktor zu begleiten?

„Sehr gern, es gibt mir dies eine erwünschte Gelegenheit Ernst Stückelberg's Haus- und Familien-Urkunden einmal in Augenschein zu nehmen."

Bald sind wir an Ort und Stelle.

„Sehen Sie," sagte ich zu meinem Gesellschafter, „hier stand noch zu Anfang der Siebziger Jahre ein Thorthurm, ein Schwibbogen, wie wir hier in Basel sagen, der die beiden Häuserreihen

der ohnehin schon engen Gasse des „Blumenrains“ mit einander verband. Gegen die Stadt und die Vorstadt St. Johann, die sich hier anschließt, verkündete am Thor eine Uhr mit Schlagwerk den raschen Gang der Zeit. Hier links war an den Thurm das Stückelberger'sche Haus angebaut, in den Umfassungsmauern beinahe gleich wie heute; der Pavillon, das Atelier, das der Doktor hat erstellen lassen, ist neuern Datums. An dasselbe angelehnt, vermittelt ein alter Treppenthurm den Aufstieg in die Stockwerke des Hauses. Ein Hofraum bot seiner Zeit Unterkunft für Wagen und Pferde, die ihre Ausfahrt am Petersgraben hatten. Dieser Graben bildete einen Theil der Festungswerke der Stadt und wurde seiner Zeit aufgefüllt und als Verkehrsstraße verwendet, wie das in anderen Städten ebenfalls geschehen ist. Rechts war der Thurm durch einen Zwischenbau mit Wohnräumen dem gegenüberstehenden „Seidenhofe“ verbunden; ein Pförtchen im Thurme vermittelte von der Außenseite den Eingang. An der Umzäunung des dem Hause vorgelegten Gartens, in dem hohe Pappeln standen, erhob sich eine Stange, an der eine eiserne Kette zum Nachbarhause hinüberführte und an welcher die Oellaternen zur Straßenbeleuchtung hingen, die jetzt seit bald 50 Jahren durch die Gaseinrichtung ersetzt sind. Als der Thurm, der durch das große Erdbeben 1356 zerstört und dann wieder aufgebaut worden war, im Jahr 1873 niedergerissen wurde, mußte Stückelberg sich einer neuen Baulinie anbequemen und so entstand der heutige Bau, der sich, wie Sie sehen, in schönen Verhältnissen präsentirt.“

Wir überschreiten die Schwelle des Hauses. Der Maler tritt uns entgegen, eine mittelgroße, festgebaute Gestalt von freundlicher Physiognomie, starkem, leicht ergrautem Bart. Er erschaut sofort, was wir wollen, deshalb führt er uns ohne Weiteres in sein zu ebener Erde gelegenes Atelier. Das Atelier ist pavillonartig gebaut und schließt oben mit einer Kuppel ab, mehrere Nischen reihen sich an das Gemach, in dem Bilder und Malerutensilien, Staffeleien und Rahmen, Skulpturen, Büsten und Modelle, Teppiche und Draperien aller Art aufgestellt sind; fertige und unfertige Gemälde stehen überall herum, auf dem Boden oder mit Tüchern verhüllt auf den Staffeleien. An den Wänden hängen Skizzen und fertige Bilder aus vier Jahrzehnten. Ein Porträt von Jo-

hannes Herbster (Oporinus), um das den Besitzer Mancher beneiden wird, leuchtet aus einer dunkeln Nische heraus. Ein reizendes Wirrwar bezeichnet die Stätte, wo Hunderte von Entwürfen fertig geworden sind und wieder Hunderte auf Vollendung harren. Kostbare Tapeten fallen von den Wänden herunter, goldgestickte Gewänder liegen malerisch auf den Stühlen, prächtige Decken breiten sich am Boden aus und dämpfen den Schritt des Besuchers.

Während der Maler und der Gast die mir schon bekannten Bilder besichtigen und über deren Gegenstand und Bestimmung sich unterhalten, schlage ich das „Künstler-Album" von Gottfried Kinkel*) auf und finde gerade an der zweiten Stelle eine Lebensskizze unseres Malers, die ich hier im Auszug zum Abdruck bringen will.

Ernst Stückelberg ist einer der strebsamsten und vielseitigsten unter den Künstlern der Schweiz. Am 21. Februar 1831 in Basel geboren, sollte er (wie sein Onkel Berry, der ihm den Umbau des Hauses besorgte) Architekt werden, bestimmte sich aber selbst zum Maler. Kunstsinnige Verwandte nährten diese Neigung. Nachdem er die ersten Anweisungen bei Zeichnungslehrer Kelterborn in Basel und bei Maler Dietler in Bern (1849—1850) erhalten, ging er im letztern Jahre nach Antwerpen, besuchte von da die Londoner Weltausstellung von 1851, war 1852 in Paris und studirte dritthalb Jahre in München. Dann erst ging er auf die hohe Schule der Figurenmaler, nach Rom, wo er von 1857 bis 1859 verweilte. Abwechselnd arbeitete er dann in Basel und Zürich, besuchte Italien noch zwei Mal und fand dort auf Capri und in Pompeji die Motive jener sonnigen Bilder, die seit der Münchener Ausstellung von 1869 seinen Ruf auch im Auslande begründeten. Ausflüge, die ihn von Holland bis Madrid führten, wechselten mit angespannter Arbeit daheim. Seit den Sechsziger Jahren mit Fräulein Marie Brüstlein glücklich verheirathet, hat er in Basel bleibend sein Atelier errichtet und sich vielfach mit Porträt-

---

*) Schweizerisches Künstler-Album. Originalwerk für bildende Kunst von lebenden Schweizer Künstlern. Text von Dr. Gottfried Kinkel in Zürich. 52 Radirungen und Steinzeichnungen. Basel 1873, Chr. Krüsi.

malen beschäftigt. In allen vornehmen Häusern findet man Bildnisse von Stückelberg gemalt.

Wie ein reiches Talent oft seine Sphäre sich erst suchen muß, griff der junge Künstler Anfangs in Gebiete, die ihm später fremd geworden sind. Sein erstes Bild auf der schweizerischen Ausstellung in Basel 1852 stellte den Propheten Elias dar, wie er der Wittwe von Zarpath das zum Leben erwachte Kind zurückbringt. Dann folgte der Versuch, den fast jeder Kunstjünger der Schweiz gemacht hat, die vaterländische Geschichte zu malen. Auf der Pariser Weltausstellung von 1855 sah man einen Arnold von Melchthal, der zu seinem geblendeten Vater heimkehrt, und in demselben Jahr im Münchner Kunstverein die Stauffacherin, welche ihren Mann zum Befreiungskampfe aufmuntert. Für letzteres Bild erhielt er auf der Kunst- und Industrie-Ausstellung 1856 zu Bern die silberne Medaille. Daneben erschienen auf dieser Ausstellung noch eine „Falknerin" und ein mittelalterlich kostümirtes „Mädchen mit Frühlingsblumen". Der Künstler blickte noch immer in die Vergangenheit.

Aber nun kam 1857 sein erster Aufenthalt im Sabinergebirge und es erschloß sich ihm der Zauber der wirklichen Welt. Auf einer Ausstellung in Rom sah man 1858 einen „Abend im Sabinergebirg" und die figurenreiche Komposition eines „Waldbrunns" derselben Gegend (nunmehr Eigenthum des Hrn. Moser auf Charlottenfels in Schaffhausen). Damals auch beschäftigte ihn bereits der Entwurf des großen Bildes, das seinen Ruf zunächst in der Schweiz begründete: „Die Marienprozession in einem Städtchen des Sabinergebirges". Es charakterisirt den Künstler, daß er diese Komposition zwei Mal ausführte und zwei Mal wieder vernichtete; erst in Zürich, wo er 1861 neben Rudolf Koller im Kunstgütli sein Atelier aufgeschlagen hatte, vollendete er dasjenige Exemplar, welches jetzt Eigenthum des Museums zu Basel ist. Das Bild fand in allen Schweizerstädten rasche Anerkennung: der Künstler erschien hier ebenso sehr als Dichter wie als Maler. Nun schien er für seine Natur die ächte Bahn gefunden zu haben.

Auch die zweite italienische Reise vom Jahre 1863 hatte glänzende Erträge. Damals stellte Stückelberg in Rom das pracht-

volle Kostümbild „Mariuccia alla fontana" aus, jetzt Eigenthum des Hrn. Christ-Ehinger in Basel. „Es ist eines jener räthselhaft anziehenden Bilder, aus welchem", wie damals ein Berichterstatter geistreich sagte, „jeder Beschauer sich eine andere Novelle gestalten wird."

Gleichwohl trat während der ersten Hälfte der Sechsziger Jahre in den Urtheilen über Stückelberg's Bilder von vielen Seiten der Tadel hervor, daß seine Färbung zu schwarz sei. Eine Sennerin mit Kind aus dem Haslithal auf der Londoner Internationalen Ausstellung von 1862 fand der Rezensent der „Times" zwar solid, kraftvoll und natürlich gemalt, aber zu schwarz in der Farbe. In Zürich entstand im Jahre 1861—1862 das Familienstück der Vollenweider'schen Kinder (Eigenthum von Frau Vollenweider-Berry). Höchst poetisch ist die Auffassung: Zwei Kinder spielen am Fluß, das verstorbene Brüderchen wacht als Schutzgeist, um sie vor dem Wasser zu warnen. Die seelenvollen Kinderköpfe mit den großen, tiefen Augen sind schön und unvergeßlich: aber der Ton ist schwarz und schwer. Noch im Jahre 1866 malte der Künstler in Zürich das bekannte Bild der Dorfgeschichte Gottfried Keller's entnommen und wie diese „Romeo und Julie auf dem Dorfe" benannt; später übermalt, ist es unter dem Titel „Jugendliebe" für das Städtische Museum zu Köln erworben worden. Gerade bei diesem Bilde störte das unglückliche Schwarzsehen des Künstlers den Beschauer am wenigsten. Der dunkle Ton erschien wie eine Ahnung des schweren Geschickes, das diese jungen Herzen brechen wird.

Aus dieser Düsterniß erlöste den Künstler sein dritter Aufenthalt in der Sonne des Südens. Es war seine Hochzeitsreise und die Liebe hob den schweren Schleier von seinem Schauen. Fünf Monate verweilte er auf Capri, und in Campanien's lachendem Glanz lernte er zu schildern, „wie schön diese Welt ist, wenn man versteht, sie mit hellem Auge zu betrachten". Im Jahre 1868 nach Basel zurückgekehrt, stellte er im Stadtkasino die drei Früchte dieser Reise aus: den „Mittag auf Capri", den „Abend im Tessin", und den „Frühlingsmorgen in Pompeji" (Eigenthümer Hr. alt-Rathsherr ImHof-Rüsch). Durch alle drei Bilder ging der poetische Zug und die Heiterkeit des Lichtes. In dieser Richtung

auf Genre-Darstellung des antiken Lebens schritt der Künstler auch weiter in zwei Bildern, die erst nach der Rückkehr aus Italien fertig wurden und auf der Münchner Internationalen Ausstellung von 1869 Stückelberg's Sieg auch im Ausland entschieden: nämlich die „Römische Dilettantin" (Eigenthümer Hr. Ammann auf Seeburg bei Konstanz) und das so rasch berühmt gewordene Bild „Die Marionetten", jetzt im Museum zu Basel. Ueber das letztere Werk war in München die Kritik einstimmig. In einem blüthenreichen Hofe Pompeji's läßt ein Jüngling vor der Geliebten, einer reizenden Blondine, durch einen landfahrenden alten Gaukler die Geschichte von Amor und Psyche aufführen, die als Puppen am Seile tanzen. Der Alte ist eine prächtige Figur. Ihm zu Füßen, das junge Paar aufmerksam betrachtend, sitzt flöteblasend sein brauner Sohn. Nicht mit so arglosem Blick aber schaut hinter der Blondine eine dunkle Schönheit aus dem Schatten hinaus auf die Liebenden, während ein bildschöner Knabe, über die niedrige Mauer im Hintergrund blickend, an den Puppen seine arglose Freude hat. Diese gemalte Novelle, zu der die Phantasie unwillkürlich Anfang und Schluß hinzu konstruirt, schwimmt in frohem, klarem Sonnenlichte: Oleander und Myrrhen treiben ihre Blüthen, und die Farbe, obwohl alles Brennende absichtlich vermieden wird, wirkt durch große Feinheit reizend.

So trat in diesem Bilde, in dem er das antike Element gerne zur Darstellung der menschlichen Anmuth verwandte, vielleicht am klarsten die innere Natur des Künstlers hervor, der im Gegensatz gegen die moderne Richtung in der Malerei die Kunst als eine Erhebung aus dem Alltag betrachtet und die technischen Mittel mit Bewußtsein dem Inhalt des Kunstwerkes unterordnet. Ein solcher Verzicht auf die höchste koloristische Wirkung hat aber auch seine Gefahren. In den spätern Bildern trat an die Stelle des frühern schwarzen Tons, den Stückelberg so schwer los wurde, wie absichtlich gesucht, ein kaltes Grau, das in der Carnation gar nicht angenehm wirkte. Solch eine strebsame Natur, sagt Kinkel zum Schluß, darf schon einmal eine falsche Bahn wandeln, aber sie wird auf solcher Bahn sich nicht beruhigen.

Sie hat sich auch nicht beruhigt, vielmehr ist in dem Talente Stückelberg's eine neue Wandlung zu Gunsten des Kolorits ein-

getreten und die Kritik hat allmälig diese Stütze ihrer Opposition fallen lassen müssen.

In Italien hat Stückelberg viele Bekanntschaften gemacht. So lesen wir in einer Biographie im „Alpenhorn", daß er in Assisi den jungen Lovello von Valencia fand, in Rom die Gebrüder Benlire, Maler und Bildhauer zugleich. Er besuchte den Anticali-Corrado, Antonio Carboni und dessen Bruder Monsignor Loretto, um die sich seither eine wahre Kolonie von Künstlern in dem wilden Felsennest am Anio angesiedelt hatte, um unverfälschte Natur zu studiren. Da sammelten sich an kühlen Abenden im geistlichen Hause um den Flügel im Saale Covelli, Ferazenti, Stady etc., alles Leute, deren Kunst Jugendfrische besitzt, wenn sie auch nicht alle den Weltruf haben, wie die erst genannten Spanier. Auch den biedern Veteran und Landsmann Weckesser traf er hier und tauschte seine künstlerischen Ideen mit ihm aus. Mit welchem zufriedenen innern Wohlbehagen erinnert sich jetzt noch gerne Stückelberg an die Zeit, wo er mit dem genialen Reimers und mit dem geistvollen Ernst Hebert, gegenwärtig Direktor der französischen Akademie in Rom, auf der Bergeszinne der Cervera saß, einem Punkte der schönen Erde, den man gesehen haben muß, um allen Naturzauber ermessen zu können. Auf Schritt und Tritt genoß er hier Natureindrücke, an welche keine Phantasie hinanreicht.

In die Mitte der Siebziger Jahre fallen die Arbeiten zur malerischen Ausgestaltung des Stückelberg'schen Hauses. Für seinen Empfangssalon, von dem man durch ein Fenster einen Blick in das Atelier werfen kann, sowie für die zum Salon führende Glasgallerie, fertigte der Maler die Kartons an zu den Wandbildern, die heute das künstlerisch ausgestattete Gemach schmücken: „das Meer des Lebens" und „das Land der Ruhe", sodann die vier allegorischen Figuren: Prudentia, Diligentia, Caritas und Sapientia. Als Modelle zu diesen Figuren hat er seine Mutter und seine Gattin genommen, wie denn die beiden geliebten Gestalten, sowie seine wohlgestalteten Kinder bei allen möglichen Anläßen in den Bildern wiederkehren, auch Verwandte von Links und Rechts; ein sprechendes Beispiel dafür, wie sehr das Familienleben des Malers die Grundlage seines Hauses bil-

bete. Man möchte fast sagen, er malte seine Angehörigen zu seiner Erholung, zur neuen und steten Kräftigung der Liebe und Zusammengehörigkeit.

In die Jahre 1874 bis 1878 fallen überhaupt eine Menge Portraits. Daneben kommen 1876 die „Kinder in der Fremde" (in S. Raphael bei Cannes) zur Ausführung, das „Veilchen von S. Raphael" (ein Brustbild im Besitze von Hrn. Burnat-Dollfus in Vevey). Im Sommer 1877 brachte Stückelberg das Freskobild „Das Erwachen der Kunst" im Vestibüle der Kunsthalle Basel zur Ausführung. Das Jahr darauf begannen bereits die Studien zu den Bildern der Tellskapelle; 36 Studienköpfe aus Bürgeln im Kanton Uri, in Tempera gemalt, sind das Resultat seines ersten Aufenthalts im Lande Uri; das Jahr später kommen 45 Studienköpfe zu gleichem Zwecke zur Erscheinung und der Karton zum Rütlischwur, 1880 der Karton zu Geßler's Tod; im gleichen Jahre wird das Wandgemälde „der Apfelschuß" in der Tellskapelle al fresco ausgeführt. Daneben gelangen noch verschiedene Bildnisse zur Vollendung und eine Anzahl Portraitzeichnungen zu dem Stückelberg'schen Familienalbum, auf das wir noch zurückkommen werden. Im Jahre 1881 wird der Rütlischwur, ferner das Bild „Tell stößt das Schiff zurück", al fresco ausgeführt und das Jahr darauf das letzte Wandgemälde der Tellskapelle, „Geßler's Tod".

Nun beginnt, nachdem das große Werk gethan, wieder eine Serie der mannigfaltigsten Arbeiten: im Hause des befreundeten Stadtpräsidenten Dr. Römer in Zürich malt Stückelberg das Fresko „Gastmahl auf Manegg"; für Herrn E. P. von Planta-Fürstenau den „Sprung des letzten Hohenrhätiers"; für Herrn Oberst Vögeli-Bodmer in Zürich den „bezauberten Busch"; für Herrn Oberst Merian-Iselin in Basel 1884 das „Kind mit der Eidechse"; für das Museum in Genf die „Lehrschwestern in den Urkantonen"; für Herrn Rud. von Reding-Bonstetten ein Portrait Alois von Reding's.

* * *

In das folgende Jahr fällt die Vollendung des Bildes „Episode aus dem Erdbeben von Basel" (Eigenthum des hiesigen

Museums), sowie einiger hervorragenden Portraits. Im verflossenen Sommer 1886 hielt sich Dr. Stückelberg mit seiner Familie im Schloß Wildenstein im Aargau auf, wo es ihm außerordentlich gefiel und dem er auch mehrere Ansichten und Panneauxskizzen gewidmet hat. Von dort stammen Portraits, Genre- und Historienbilder: „Ein Sang aus alter Zeit" stellt des Malers Kinder Marie, Gertrud und Helene im Kostüme des 17. Jahrhunderts dar, im Hintergrunde das Schloß Wildenstein, „Der Liebesgarten", auch „Das Märchen vom Zauberschloß" betitelt, endlich „Königin Bertha zu Pferd mit dem Spinnrocken" bilden außer Obigem die hauptsächlichsten Arbeiten dieses Jahres.

Und nun bin ich bei den neuesten Schöpfungen angelangt: „Eine Prozession im Sabinergebirge", kerzentragende Mädchen in der Abenddämmerung, wurde erst vor einigen Jahren vom Museum in St. Gallen angekauft; ferner die Portraits von Frau Margaretha Merian, Wittwe von Christoph Merian-Burckhardt, mit Zugrundelegung eines Dietler'schen Oelbildes aus den Fünfziger Jahren, und Daniel Burckhardt-Forkart, Bruder der verstorbenen Wohlthäterin. Schließlich erwähne ich noch zwei Tempera-Malereien im Hause zum Luft für Herrn Rud. Sarasin-Stehlin: Erasmus von Rotterdam (1882) und Bonifacius Amerbach (1887), lebensgroße Halbfiguren. Die Zahl der Gemälde, Fresken, Portraits (ganze Figuren, Brustbilder und Kniestücke), Studien, Kopien, Farbenskizzen, Kreidezeichnungen aus seiner Hand beträgt viele Hunderte, ein reiches Stück Arbeit.

* * *

Das schon erwähnte, aus drei großen Bänden bestehende Familienalbum mit seinen ausführlichen, theils gedruckten, theils geschriebenen Stammbäumen und den von Dr. Stückelberg besorgten chronologischen und genealogischen Aufzeichnungen gewährt einen lohnenden Einblick in das Leben einer hervorragenden Basler Familie, die auf alte gute Traditionen hielt.

Der erste Band beginnt mit Hans Herbster, dem Maler und Vater des bekannten Oporinus, und der Christina, welche den Kürschner Leonhard Zwinger heirathete. Deren Sohn ist der

bekannte Professor, Dr. phil. und med. Theodor Zwinger, geb. 1533, gest. 1588, ihm folgt ein Sohn Dr. ph. und med. Jakob Zwinger, diesem schließen von 1597 sich eine ganze Reihe Professoren, Aerzte und Pfarrherren an.*)

Der Begründer des Familienbuches ist Professor Theodor Zwinger III., Med. Dr., geb. 1658 und gest. 1724. Von dessen Sohn, dem Prof. Dr. med. Johann Rudolf Zwinger, geb. 1692 und gest. den 30. August 1777, ist noch die gedruckte Leichenrede vorhanden, gehalten im Münster durch Pfarrer Emanuel Merian. Dieser würdige Mann zierte den Lehrstuhl der Medizin an der Universität seiner Vaterstadt während eines Zeitraumes von 56 Jahren und stand vermöge seiner reichen Kenntnisse, seiner herzlichen Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit vielleicht als der beliebteste und bewundertste Gelehrte da in der Reihe der Professoren, deren Namen der Universität Ehre machten. Wie er einmal in hohem Alter auf einem Gang auf der Rheinbrücke wie durch ein Wunder vom Tode errettet wurde, erzählt ausführlich das „Basler Taschenbuch“ 1862, S. 213 u. ff. Er verheirathete sich 1712 mit Maria Magdalena Frey, einer Tochter des Rathsherrn Joh Ludwig Frey. Von ihr erhielt er drei Töchter, von welchen Margaretha, geb. 1720, sich 1737 mit dem Handelsmann Emanuel Stickelberger (geb. 1708, gest. 1782) vermählte, der mit Kornelius Escher von Zürich in Lyon eine Seidenstofffabrik gründete. Stickelberger wird in einer Lobrede auf Johann Rudolf Zwinger Musarum Amicus genannt und dessen Frau eine Zierde der Lyoner Gesellschaft der Jahre 1740 bis 1750. Mit ihm beginnt der zweite Band des Albums.

Unter seinem Sohn, Johann Rudolf Stickelberger-Christ, dem Großvater des Malers, geb. 1740, blühte jenes Seidengeschäft fort bis zur französischen Revolution, wo Geschäft und Vermögen verloren gingen. Nun galt es, Beides wieder zu ersetzen. Die

---

*) Prof. Dr. Theodor Zwinger (1597—1654) verheirathete sich mit Magdalena Buxtorf (1604—1670), der Tochter des berühmten Professors der hebräischen Sprache Johann Buxtorf und der Margaretha Curione.

Familie zog nach Basel, wo von Neuem gearbeitet wurde. Nach Johann Rudolf's Tode (1798) verfügte seine zweite Gattin Rosine (gest. 1811), eine der „sieben geistreichen Frauen Basels jener Zeit", wieder über ein ansehnliches Vermögen.

Des Malers Vater, Emanuel Stückelberger (geb. 1781 zu Lyon, gest. 1833), der aus erster Ehe mit Judith Preiswerk drei, aus der zweiten Ehe mit Susanna Berry zwei Kinder hinterließ, stand einem Wollengeschäft vor, er war aber mehr Naturfreund als Kaufmann. Dr. Ernst Stückelberg besitzt aus seinem Nachlaß drei Bände Naturbeschreibungen mit Illustrationen, die er zum Theil nach der Natur aufnahm. Er war ein origineller Mann, von dem in der Familie noch allerlei lustige Stücklein im Umlaufe sind. Besondere Freude machte ihm die Landwirthschaft, die er auf seinem Gute „Nonnenrain" betrieb und auf welches er jedes Frühjahr seine Freunde zu einem „Spargelmöhli" einlud. Stückelberger's zweite Gattin, Susanna Berry, starb im Alter von 86 Jahren; für seine Mutter, die, wie seine Urgroßmutter, eine sehr geistreiche Frau war, hegte der Maler die größte Verehrung. Ihre Devise war „Aimer est quelque chose, tout le reste n'est rien." Im Hause sprach man nämlich von dem Aufenthalte in Frankreich her meist französisch, der Maler selbst sprach bis zu seinem vierten Altersjahre nur französisch, und seines Vaters, der Großeltern und der Urgroßeltern Papiere waren in dieser Sprache abgefaßt. Emanuel Stückelberger hinterließ vier Töchter, Margaretha, Valeria, Rosine und Salomea; die erstere heirathete den Johann Rudolf Frey, Valeria den J. J. Preiswerk, Rosine den Albrecht Frischmann und Salomea den Peter Merian. Dieser letztere kaufte später den „Erimanshof", Oberst Albrecht Frischmann den „Lützelhof", den die Familie jetzt noch inne hat. Oberst Frischmann's Bild, dasjenige seiner Gattin Rosine, sodann die Portraits von Bürgermeister Frey-Stückelberger, endlich das von Frau Valerie Preiswerk-Stückelberger und das des Vaters unseres Malers schließen den zweiten Band.

Der dritte Band beginnt mit den Portraits von Susanna Berry, der Mutter des Malers, deren Bruder Architekt Melchior Berry und ihren Schwestern; er endet mit den Bildern der jetzigen Generation. Die ganze Sammlung umfaßt über 200 Por-

traits, die, abgesehen vom Familienstandpunkt, namentlich in Bezug auf die Kostüme von Werth sind.

Die Familie unseres Malers zeigt die eigenthümliche Erscheinung, daß während 200 Jahren im Zweige der Stückelberger immer nur ein Sohn und mehrere Töchter vorhanden war, bis auf die Kinder Emanuels, des Malers Vater; somit mag es nicht auffallen, daß von Stückelberg's Verwandtschaft keine andern Träger des Namens mehr vorhanden sind.

Der Name Stückelberger hat zwei Male Aenderungen erfahren. Der Urgroßvater des Malers Emanuel schrieb sich wie die Vorfahren Stückelberger, dessen Sohn und Großsohn, weil meist in Frankreich lebend, änderten das „ü" im Namen in „i", der Vater des Malers schrieb sich wiederum Stückelberger und dieser ließ die Endsilbe „er" weg, indem er und seine Angehörigen fanden, daß der Name ohnehin lang genug sei.

Stückelberg's Vorfahren gehörten die Behausungen „Riedi" am St. Albangraben, die beiden Häuser auf dem Nadelberg, welche mit Fabrikräumen sich bis zum Andreasplatz ausdehnten, endlich während eines halben Jahrhunderts das Landgut „Grüt" bei Mönchenstein. Dort war der Vater von Dr. Ernst's Großmutter, Hieronymus Christ, eine Zeitlang Landvogt und der Großvater mütterlicher Seits, Melchior Berry, starb 1831 daselbst als Pfarrer.

* * *

Das Stückelberghaus hat eine halbtausendjährige Geschichte hinter sich. Zum ersten Male wird sein Name im Jahre 1348 genannt in einer Urkunde, die der Schultheiß Johannes zum Truben im minderen Basel ausstellt und wonach ein Bösschilling, der auf dem Haus und der Hofstatt ruht, um $7 \frac{1}{2}$ ℔ neues Basler Geld verkauft wird. Damals hieß das Haus bloß „Zu dem Hoff".

Bald nachher erhält es einen andern Namen, indem es der Oberstzunftmeister (magister scabinorum) Wernher Eriman erkauft. Die Urkunde ist nicht mehr vorhanden. Eriman gehörte zu den bedeutendsten Bürgergeschlechtern der Stadt. Diese Geschlechter nannten sich theils nach dem Orte ihrer Herkunft, wie

die von Haltingen, von Hüningen, von Rinach, von Schliengen rc., theils nach ihrem Hause, wie die zur Sunnen, zum Schaltenbrand, zum Sternen, zum Tanz; theils nach sonst zufälligen Beinamen. Im vorliegenden Falle gab der Besitzer dem Hause den Namen, der urkundlich auch bis 1622 verblieb, von da an aber im Volksmunde noch lange fortlebte.

Die Eriman waren wie die Sürlin und Kibi lange Zeit die Münzmeister der Stadt. Bischof Imer von Basel erneuert den 11. Juli 1384 dem Wernher Eriman seinen Pfandbrief (Boos, Urkundenbuch 471). Einer der hervorragendsten Männer des Geschlechtes der Eriman war der genannte Oberstzunftmeister Wernher.

Im Oktober 1366 hatten die verbündeten Städte Basel und Freiburg wider Graf Egeno von Freiburg bei Endingen eine schwere Niederlage erlitten, in Folge deren sich die Stadt Freiburg genöthigt sah, sich an das Haus Oesterreich zu übergeben. Nicht nur sah dadurch Basel die österreichische Herrschaft sich auch auf dieser Seite um einen bedeutenden Schritt näher gerückt, sondern auch in seinen eigenen Mauern entstand Hader und Zwiespalt. Deutlich trat dies nach dem Unglückstage von Endingen an's Licht: der Kriegszug und sein Ausgang machte den Verdacht rege, daß die Häupter, namentlich der Oberstzunftmeister Wernher Eriman, die Stadt verrathen wollten, und am nächsten Schwörtag weigerten sich Viele, den Bürgereid zu leisten, so daß Rath und Meister auf Jeden, der nicht innert acht Tagen Gehorsam schwöre, die Strafe des Bürgerrechtsverlustes auf fünf Jahre setzten. Dazu wurde die Spannung zwischen Bürgerschaft und Adel immer schärfer. Im Jahre 1373 hatten Räthe und Sechser erkannt, „daß jeder Ritter, der dem Rathe nicht den Bürgereid schwören wollte, die Stadt meiden mußte“. Der Oberstzunftmeister Eriman, seit dem Endinger Unglück verhaßt, wurde aller seiner Aemter entsetzt und auf zehn Jahre der Stadt verwiesen, weil er Gut wider die Stadt angeboten und angenommen, und „um ander viel Unglimpfs, so er gegen die Stadt und Arme und Reiche gethan und geredet hat“. Das Verbannungsurtheil wurde aber später wieder zurückgenommen, denn Wernher Eriman saß 1375 und 1376 neben Hemmann von Ramstein wieder im Rathe. Aber zum zweiten Male traf ihn die Verbannung (20. Juli 1385),

da er wider das Ammeisteramt sich mißbeliebig geäußert oder dem neuen Verbote, Geschenke anzunehmen, zuwider gehandelt hatte.

Damit schließt nach den vorhandenen Materialien die Geschichte des Geschlechtes der Eriman, von dem zu gleicher Zeit mit Wernher auch ein Thüring Eriman bekannt geworden. Das Haus des Wernher geht nach seiner Verbannung an den Metzger Claus Luprant über und an Heimann Brunner von Liestal, im mindern Basel Burger, diese verkaufen es am nächsten Samstag vor Margrethen des Jahres 1389 wieder. Nun schweigen über hundert Jahre die Hausbriefe.

Aus einem Fünferbrief, Donnerstag nach Marthen 1501 ausgestellt, erfahren wir, daß das Erimanshaus einem Wilhelm Zaygler gehört, der mit seinem Nachbar Hans von Schorndorff in Betreff der Fensterlichter im Streit liegt. Im Jahre 1547 ist der Lohnherr Eucharius Richner Besitzer des Hauses. Dasselbe wird folgendermaßen umschrieben: Das Erimanshus ist am Thor zum Krütz (Schwibbogen zu St. Johann) am innern Stadtgraben und gegen den Hof Walpach (Seidenhof) und am Haus Rechenberg gelegen.

Samstag den 1. Oktober 1547 erscheinen vor dem Schultheißen Jakob Götz der Bürger Paul Graf, als Bevollmächtigter des Junkers Hans Werner von Flachslanden und dessen Gemahlin, Frau Ursula von Roggenbach, sowie Junker Hanemann Offenburg, Vogt zu Farnsburg, und bringen vor: wie er (Paul Graf) Namens derselben als Erbe der Frau Elsbetha Offenburgerin an den Bürger und Salzhausschreiber Germann Obermeyger Haus und Hofstatt genannt „Erimanshaus“ sammt Sodbrunnen und Garten und Grabenrecht, neben Eucharius Richner's Kindern gelegen, stoßt hinten gegen den „Hof Oesterreich“ und auf Hans Hummel's des Stadtsoldners Haus, und zwar um 600 fl. und 10 ℔ jährlichen Zins dem Stift St. Peter und 2 Schilling dem gemeinen Gut des Grabens wegen, verkauft habe. Der Stadtgraben war nämlich an vielen Orten, da wo es thunlich schien, zu Gartenpflanzungen verwendet worden. Indessen mußten die Anwänder zu diesem Zwecke beim Rathe einkommen und für die Bewilligung einen Jahreszins bezahlen, der je nach der beanspruchten Bodenfläche bemessen wurde. Dieser Zins für den Eri-

manshofgraben wurde später auf jährlich 3 ℔ festgesetzt, seit der Revolution von 1798 an aber nicht mehr bezogen.

Zwanzig Jahre später (17. April 1567) tritt das Haus in den Besitz der Brüder Hans Rudolf und Hans Jakob Obermeyer und ihres Schwagers, Niklaus Falkner, des Augustinerschaffners, um die Summe von 1300 fl.; 1570 übernimmt es Hans Rudolf, der unterdessen Salzhausschreiber geworden, als alleiniges Eigenthum. In der ziemlich begüterten und angesehenen Familie der Obermeyer, die 1530 aus Deutschland einwanderte und von der sechs Mitglieder nacheinander im Großen und Kleinen Rath saßen, blieb das Haus 95 Jahre im Besitz.

Die Bewohner des Erimanshofes erfreuten sich seit Langem der Berechtigung, durch einen unterirdischen Gang aus dem Stadtgraben zum Rheine gehen zu können. Nun ließen Dr. jur. Isak Lichtenhahn, Stadtschreiber, Dr. jur. Hypolit de Collibus (Vögte der Kinder des verstorbenen Stephan Pellizari) im Jahre 1593 eine Quermauer erstellen, wodurch den Bewohnern des Erimanshofes der Durchgang verwehrt wurde. Obermeyer protestirte gegen diesen Bau und der Rath ließ denselben wieder abtragen und gestattete ferner den Obermeyern die Benützung des Rheinganges, jedoch unter der Bedingung, daß daraus keine Gerechtigkeit erwachse. Auch des Abwassers wegen, das die Obermeyer vom Gotteshaus zu Predigern seit 30 Jahren benutzt hatten und das vom Kloster in den innern Stadtgraben abfloß und in diesem unter dem Gewölbe außerhalb des Schwibbogens gefaßt wurde, entstand Streit mit den Erben Christoph d'Annone's. Der Rath erkannte 1599 das Recht der Benützung beiden Nachbarn zu, jedoch solle jeder Theil dem gemeinen Gut 40 fl. bezahlen. Hans Rudolf Obermeyer mußte sich noch mehrmals seines Rechtes wehren und noch 1605 wies er am 29. Juli einen Brunnenbrief vor, worin ihm das Recht der Benützung des Wassers zugestanden war. Um ferneren Mißhelligkeiten vorzubeugen, wurde 1709 im Stadtgraben ein Brunnen erstellt und das Wasser gemeinsam von den Anwändern bezahlt.

Auch wegen des Hinterhauses gerieth Hans Rudolf Obermeyer mit seinem Nachbarn Abraham Morlot in Streit. Morlot hatte 1623 sein Haus Rechenberg umbauen lassen. Nun war bei

diesem Umbau eine Thüre zum Vorschein gekommen, die sein Vorgänger, Dr. Thomas Zenonin zum „Seidenhof", dem auch der Rechenberg gehörte, wegen des Geläufes, das durch dasselbe entstand, hatte vermauern lassen; Morlot machte Anspruch auf die Benützung dieser Thüre, die in das Höflein des Obermeyer führte, mußte aber zugeben, daß seit Dr. Zenonin die Servitut erloschen war.

Die Hausurkunden liefern überhaupt zahlreiches Material über Baustreitigkeiten der Besitzer mit den Nachbarn, aus welchen sich ergibt, daß meist die Nachbarn die Privilegien des Hauses anzutasten suchten oder sich Rechte aneigneten, die sie aus erwiesenen Gefälligkeiten ableiteten. So bestand von 1700 an zwischen dem Besitzer des gegenüberliegenden Seidenhofes, der zugleich Eigenthümer des an den Erimanshof anstoßenden Rechenberg war, ein Streit, der bis zum Jahre 1736 dauerte und zwischen dem Handelsmann Abraham Herff aus Straßburg, seiner Gattin, einer geborenen Mangin aus Metz, und seinem Sohn Jakob gegen den Dr. Christoph Eglinger mit aller Leidenschaftlichkeit geführt wurde, die sich namentlich in der noch erhaltenen französischen Korrespondenz kundgibt. Die Streitobjekte sind zu unbedeutend, um sich dabei aufzuhalten, dagegen gibt der Briefwechsel ein nettes Bild nachbarlicher Verträglichkeit.

Am 9. Juli 1652 ging der Erimanshof an den Salzschreiber Hans Heinrich Eglinger über und zwar nur die obere Behausung um den Kaufpreis von 2860 ℔. Zwanzig Jahre später, am 23. Januar, vermiethet Professor Hans Heinrich Eglinger, zum „Ehrenmannshof" (der Name hatte im Verlaufe des Jahrhunderts seine ursprüngliche Bedeutung verloren), seine hintere Behausung an der Schwarzpfahlgasse (heutige Petersgasse) um jährlich 6 ℔ Gelds an den Possamentweber Heinrich Schneider. Im Jahre 1669 hatte der Hof drei Besitzer: Ludwig Lörcher, Johs. Pfannenschmied, den Schiffmann, und den Stubenknecht Samuel zum Hären.

Siebzig Jahre lang schweigen nun die Akten. Am 19. Januar 1739 verkauft der Geschichtsprofessor Jakob Christoph Beckh als Vogt der Kinder des verstorbenen Professors Eglinger-Battier, den Ehrenmannshof an den Salzschreiber und Großrath Johann Konrad Wieland († 1769) um 5910 fl.

Im März 1748 wurde vom Rath erkannt, es solle eine Uhr in dem an den Ehrenmannshof anstoßenden St. Johannsthurm (Schwibbogen) erstellt werden. Wieland, der Eigenthümer des Hauses, der unterdessen zum Rathsschreiber vorgerückt war, beschwerte sich gegen diese Einrichtung und verlangte: 1) habe jeglichen Schaden die Stadt zu tragen; 2) halte er um Ueberlassung des Platzes an oberhalb der Uhr, um dem Ungeziefer, den Mäusen und „Ratzen" wehren zu können; 3) sollen an seiner Wohnung einige Taglichter angebracht werden. Der Rath bewilligte das erste und das dritte Begehren, über das zweite Verlangen solle das Bauamt räthlich werden, sobald die Uhr gemacht ist.

Der nächste bekannte Besitzer des Hauses war der Handelsmann Ulrich Miville. Nach seinem Tode erzeigte sich beim Schuldenruf, Ende März 1786, daß auf dem Hause nur eine Obligation von 900 fl. haftete, die dem Rathschreiber Johann Konrad Wieland gehörte.

Trotzdem das Haus keineswegs überschuldet war, gerieth der Sohn Jakob Miville, der dasselbe übernahm, dennoch 1804 in den Konkurs und seine Kuratoren, die Handelsleute Gebrüder Stähelin und Nikolaus Preiswerk, verkauften den Ehrenmannshof um 26,050 Schweizerfranken an den Bürger Peter Merian-Stückelberger. Im Besitze dieser Familie blieb die Liegenschaft bis zum 3. August 1836, an welchem Tage die Wittwe Merian-Stückelberger sie um 64,000 Schweizerfranken an den Handelsmann Johann Konrad Rapp verkaufte. Das Geschlecht der Rapp zählt von 1519 bis 1722 mehrere Mitglieder des Großen Rathes und von 1684 bis 1816 vier Prediger zu Lausen, Mariakirch und Riehen.

Der vorletzte Besitzer des Hauses war der Armenpfleger Rapp, ein sehr rechtlicher und allgemein geachteter Mann. Als er im Jahre 1868 starb, setzte die Steuerbehörde einige Zweifel in die Höhe seines Vermögens und die Summe seiner Staatssteuer; eine Untersuchung wurde angehoben, die aber vollständig zur Rechtfertigung des Verstorbenen ausfiel. Diese büreaukratische Maßregel hatte indessen die hinterlassenen Söhne, die den Vater hochschätzten, derart beleidigt, daß sie das Haus verließen und 1871 an den Maler Stückelberg verkauften. John Rapp zog nach

London über, wo er als schweizerischer Konsul vor einigen Jahren starb. Rudolf Rapp wurde Maler und mied ebenfalls die Vaterstadt, sowie auch der jüngste Sohn Wilhelm, welche beide seither in München leben. So gelangte der Ehrenmannshof an den jetzigen Besitzer.

Möge der Hof noch lange eine freundliche Stätte der Kunst sein und bleiben!



## 10. Der Segerhof.

Am Morgen des 2. Februar 1788 war großes Leben in der engen und steilen Blumengasse innerhalb des St. Johannschwibbogens. Kaum war der Tag angebrochen, als der Maurermeister und Rathsherr Lukas Pack mit einer Anzahl Maurer und Taglöhner heranrückte, um das weit in die Straße vorstehende große Gebäude, das den Namen Seger- oder Seebacher-Hof trug und die Ecke der Schwarzpfahl-(Peters-)gasse bildete, zum Abbruch in Angriff zu nehmen. Leitern wurden herbeigeschleppt und an das Haus gestellt, bedächtig stiegen die Gesellen empor und fingen an das Dach abzudecken und bloßzulegen. Drüben beim Sankt Urbansbrunnen schauten der Baumeister Pack und der Bauherr Christoph Burckhardt, Handelsmann und Gerichtsbeisitzer, dem sich entwickelnden emsigen Treiben zu. Herr Christoph Burckhardt stand im rüstigsten Alter, 48 Jahre zählte sein Haupt, aber kein graues Härchen war an ihm bemerkbar, denn eine wohlgepuderte weiße Perrücke deckte dasselbe und fiel mit zierlichem Zopfe auf den kaffeebraunen Rock hinunter, den Herr Burckhardt an diesem für ihn wichtigen Tage trug. Der Bauherr zeigte ein energisches und doch mildes Antlitz. Dann und wann trat auch seine liebe Ehehälfte, Frau Dorothea Merian, eine schöne Frau mit angenehmen Zügen, herzu und betrachtete das Kommende und Werdende, während zwei junge Bursche, beide im Alter von 16 Jahren, Zwillinge, frohgemuth über den Fall der alten Baracke, wie sie es nannten, die Eltern umgaben. Das Haus war aber nach allen Berichten keine Baracke, sondern nach einer Notiz des frühern Besitzers eine recht ansehnliche und stattliche Besitzung.

Tag für Tag stand Herr Burckhardt vor dem Hause und sah wie die Ziegel fielen, die Balken und das uralte Mauerwerk zusammenstürzten und eine leichte Staubschicht über die benachbarten engen Gassen hinwallte. Endlich war das Gebäude dem Erdboden gleich gemacht, ein neuer Keller war gegraben und der alte zugedeckt worden. Freitags den 18. April wurde der Grundstein zu einem neuen Gebäude gelegt, das Herr Burckhardt für seine auf sieben Personen herangewachsene Familie und zum bessern Betrieb seiner Manufakturwaaren-Handlung wollte herstellen lassen. Noch am gleichen Abend legte er ein „Gebäude-Büchlein" an, in dem er die Ausgaben sorgfältig und mit sicherer, sauberer Handschrift eintrug. Es ist ein merkwürdiges Verzeichniß und werthvoll für die Beurtheilung der Preisverhältnisse in Löhnen und Baumaterialien und die Quellen, aus welchen Basel seine Materialien bezog. Als der Grundstein gelegt wurde, erhielt der erste Maurer, sowie die acht andern Maurer und die dreizehn Handlanger außer Wein, Käse und Brod eine Extralöhnung im Gesammtbetrag von 13 Pfund, 11 Schilling, 8 Pfennig. Am 24. August wurde das Haus aufgerichtet; die Trinkgelder für die Arbeiter (10 Zimmerleute, 6 Steinhauer, 10 Maurer und 12 Handlanger) betrugen 66 Pfund, 13 Schilling und 4 Pfennig. Im Schützenhaus fand eine Mahlzeit für 25 dieser Leute statt, wofür die Schützenwirthin, Frau Katherine Geymüller, 20 Pfund erhielt. Das Essen bestand aus Fleischsuppe, 18 Pfund Rindfleisch, 3 Platten Kohl, 25 Bratwürsten und 2 großen Schweinsbraten mit Salat. Dazu 7 Pfund Käse und 27 Laiblein Brod, endlich 60 Maaß Gesindewein. Das ganze Aufrichtefest kostete 103 Pfund. Die Handlanger erhielten 12 Paar Knackwürste und 12 Laiblein Brod, 3 Pfund Käse, zudem jeder Arbeiter einen Krug Bauwein. „Da es Samstag war," sagt der Bauherr in einem NB., „so war weder Musik noch Tanz, auch ist keine Rede gehalten, noch ein Baum aufgestellt worden."

Gerichtsherr Burckhardt, der mit seinem Bruder Leonhard in der „Goldenen Münze" an der Sporrengasse gewohnt hatte, kaufte den Seebachhof den 7. Dezember 1787 an öffentlicher Gant um 7300 Pfund; im Juni 1791, also nach 3½ Jahren, war der Bau fertig und kam, wie wir dem Ausgabebüchlein entnehmen, auf 57,205 Pfund, 12 Schilling und 7 Pfennig zu stehen, und mit

der Kauffumme des alten Hauses auf rund 65,000 Pfund, eine für die damalige Zeit beträchtliche Summe Geldes.

Nicht ohne Interesse ist die Zusammenstellung der Baumaterialien, die das weitläufige Gebäude erforderte. Wir finden in dem genannten Büchlein u. A. verzeichnet:

| | | |
|---|---|---|
| 24,850 | Ziegel aller Arten, Kosten | Pfd. 463 |
| 99,365 | Backsteine | 1636 |
| 800 | rothe Plättlein, 140 Wagen Sand, 19 Fuhren Kalk, 818 Dachlatten und 12,600 Schindeln | |
| 555 | Doppellatten | 264 |
| 204 | Stück Bauholz | 642 |
| 2361 | Dielen | 2299 |
| 858 | tannene, eichene und Fichtenflecklinge | 402 |
| 93 | Eichenriegelhölzer | 125 |
| 109 | verschiedene Hölzer und zu Stiegentritten | 182 |
| 56,587 | Nägel aller Art | 516 |

Für Taglöhne wurden ausgegeben 372 Pfund, dem Aufseher Studer für 119 Wochen Aufsicht 471 Pfund. An Wein wurde verbraucht 78 Saum, an Brod 11,728 Pfund Gewicht.

Die Arbeiten wurden von folgenden Meistern besorgt: Schreinerei: Hieronymus Kündig und Philipp H. Jäckli (letzterer ist der Großvater des verstorbenen Gewerbehalle-Verwalters J.); Tapeziererei: Durival in St. Louis; Schlosserei: Stadtschlosser Brand am Petersgraben und Wittwe B. Meyer; Gypserei: Rudolf Geßler und Emanuel Tschopp; Hafnerei: Alexander und Augustin Mende und Friedrich Hug; Spenglerei: Emanuel Stockmeyer; Malerei: J. Jakob Müller. Zimmermeister Eglin erhielt für seine Arbeit 7711 Pfund, Maurermeister Pack 17,820 Pfund, Architekt Werenfels für die Baupläne und Bauaufsicht 562 Pfund, Architekt Büchel 40 Pfund. Pack war der Vater des Chronisten, Steinhauer- und Maurermeisters Jakob Christoph Pack, 1768—1841 (Basler Jahrbuch 1884).

In den Eckstein des Gebäudes an der Schwarzpfahlgasse, der heutigen Petersgasse, wurde folgende Schrift eingelegt:

„Werther Freund und Mitbruder in Christo, welchem diese Schrift zu Handen kommen sollte, wisse: Daß selbige in den

Grundstein, in welchem Du sie findest, ist gelegt worden Freytag den 18. April im Jahr 1788 — von mir, Christoff Burckhardt der Handelsmann und Beysitzer E. E. Stadtgerichts, gebohren den 8. Juli 1740, vermählt seit 9. Juli 1764 mit damals Jungfrau Dorothea Merian, eine Tochter weiland Herrn Direktor Daniel Merian dem Handelsmann, mit welcher fünf Söhne erzeuget, Philipp gebohren 1765, Christoff 1766, Daniel 1769, Leonhard und Benedikt, Zwillinge, 1772, diese sämmtlich noch bei Leben und bis dahin unverehlicht, und daß der Bau dieser von mir zu Fortsetzung und Bequemlichkeit meiner Handlung erkauften Behausung der Seebach, sonst auch Seger Hof genandt, ist entworfen worden von HE. Samuel Werenfels, Architecte, und aufgeführt von Lukas Pack, des Rahts, Maurermeister, und Abraham Eglin, des Gerichts, Zimmermeister:

„Gott wolle diese und meine fernern Unternehmungen beglücken, und verleihe, daß besagte Behausung von mir, meiner Eheliebste und unsern Söhnen, und nach und von unsern Abkömmlingen, so lange sein Heiliger Wille ist, in stetem Frieden und Wohlstand bewohnet werde, Er lasse auch seinen Segen auf uns und Ihnen und auf den jeweiligen Besitzer dieser Behausung ruhen, und uns allen, wann wir unsere irdische Wohnung verlassen müssen, Seine Himmlische Wohnung zu Theil werden.

„Anmerkung. Es hatten die Vorsteher Löblicher Haußhaltung auf Anordnung E. W. W. Raths den Seebacher oder Seger Hof nebst zwei andern unten anstoßenden Häusern im Juli 1787 zur Erweiterung und Schleuderung der vorhin sehr engen und steilen Gasse erkauft, hernach aber selbige im December durch öffentliche Steigerung wiederum veräußert, mit dem Beding, daß der Käufer des Seebacher Hof bei Abbrechung desselben, am Ecke des schwarzen Pfahl um Sechs Schuh und am untern Ecke um Achtzehn Schuh zurück weiche, welches dann auch von mir befolgt wurde, und weil der größte Theil des alten oder untern Keller mußte zugeworfen werden, aus diesem Anlaß einen neuen gewölbten Keller von 21 Schuh breit und 50 Schuh lang verfertigen lassen."

Im Sommer 1791 fand der Einzug in das neue Haus statt. Es war ein großes, stattliches Herrenhaus, nicht so schön und für

das Auge bestechend angelegt wie die Sarasin'schen Häuser am Rheinsprung, die dreißig Jahre vorher gebaut worden waren, allein es präsentirte sich in schönen architektonischen Verhältnissen und bot eine imposante Front von neun Fenstern, über deren Erdgeschoß reiche schmiedeiserne Fenstergitter lagen. Ein großes, einfach, aber geschmackvoll erstelltes Portal führte in ein geräumiges „Sommerhaus", zu dessen beiden Seiten die Lokalien der Baumwollen- und Manufakturwaaren-Handlung lagen. Eine schöne Treppe mit schmiedeisernem Geländer leitete in das erste Stockwerk, in dem eine ganze Reihe von größern und kleinern Zimmern den Vorplatz umgaben.

Wir treten in das Familienzimmer, das in Wandverzierung und Mobiliarausstattung ganz im Genre des vorigen Jahrhunderts gehalten ist und seinen Rococostyl noch heute bewahrt hat. Zahlreiche Gemälde in allen Größen und Sujets bedecken die Wände: Poussin, Teniers, Bucklington, Berghem, Lingelbach, Watterblatt, Brocklenkam (1667) und Caravaggio; selbst ein Lukas Cranach wird vorgewiesen. Dazwischen hängen die Bilder des Erbauers des Segerhofes, seiner Gemahlin und des Sohnes Jakob (1815 von Recco gemalt). Auf das mit prächtigen Gobelins tapezirte Nebenzimmer folgt ein Zimmer mit solidem Eichenholz getäfert, und schließlich gelangen wir, nachdem die Reihe der Zimmer durchlaufen ist, in ein kleines, fast unscheinbares Gemach, das indessen durch einen berühmten Gast ein besonderes Interesse erlangt hat.

Nach der großen Völkerschlacht von Leipzig hatte am 18. November 1813 die Tagsatzung die vollkommenste Neutralität der Schweiz beschlossen, und eine kleine Armee zur Wahrung derselben am Rhein aufgestellt. Allein die verbündeten deutsch-österreichisch und russischen Armeen rückten gegen den Oberrhein heran, in der Absicht, denselben zu überschreiten und durch die Schweiz den Weg nach Frankreich zu nehmen. Am 20. Dezember begann der Durchmarsch durch Basel; eine endlose Kolonne von Regimentern, Artillerietrains und Gepäckwagen. Am Abend des 21. wurden 20,000 Soldaten bei den Bürgern einquartirt. Am 10. Januar 1814 sodann nahmen die drei verbündeten Monarchen ihren Einzug in die Stadt an der Spitze der Garden, welche auf dem Petersplatze vor ihnen defilirten, und dann größtentheils sofort ihren Marsch nach

Frankreich fortsetzten. Kaiser Alexander von Rußland stieg mit seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin, im „Segerhof“ ab, Franz von Oesterreich im „Blauen Hause“, der König von Preußen im nunmehr abgebrochenen „Deutschen Hause“, und Metternich schlug seine Kanzlei im „Weißen Hause“ auf. Im Gefolge der Monarchen befanden sich nicht bloß die militärischen Chargen ihres Hauptquartiers, sondern auch die bei ihnen beglaubigten Gesandten fremder Staaten, ihre ganze politische Kanzlei mit allen Beamten, ein ansehnlicher Troß von Hofbediensteten, Köchen, Tafeldeckern und Kourieren; führte doch Kaiser Alexander Sänger und Kirchendiener für seinen Gottesdienst mit sich. Das Alles wollte nach Stand und Würden logirt und genährt sein und sich daneben amüsiren. (Neujahrsblatt 1878.) Daher kam es auch, daß der „Segerhof“ von unten bis oben mit fremdem Hofvolk angefüllt war und der Kaiser sich mit einem Zimmerchen gegen die Schwarzpfahlgasse begnügte, das heute als Mägdekammer benutzt wird. Ein Feldbett und eine Decke dienten dem Kaiser als Lager. Leider fehlen uns aus jener Zeit die Traditionen, allein es dürfte nicht schwierig sein, an der Hand der Werke von Golovin, Empeytaz und der Gräfin Choiseuil sich ein Bild zu machen über das damalige Treiben im Segerhof. Der Kaiser weilte nur wenige Tage in Basel und verließ dann mit den andern Monarchen die Stadt.

Sehen wir uns nun die Geschichte des alten Seebacher Hofes etwas an.

Die älteste, im Besitze der Fräulein Marie Burckhardt zum Segerhof befindliche Urkunde datirt vom 17. Februar 1642. Sie bekundet, daß der Junker Philipp Jakob von Seebach das frühere Haus besaß und 2000 fl. Kapital sammt Zinsen dem Kirchen- und Schuldeputat darauf schuldete, die er nicht bezahlen konnte, weshalb Hofstatt, Scheune und Stallung sammt Garten an die Gant kamen und um die Summe von 4600 Pfund von dem Handelsmann Peter Fattet ersteigert wurden. Von dem Junker von Seebach trug das Haus den Namen Seebacherhof und führte ihn im Volksmund und in den Urkunden noch lange fort, nachdem schon der Segerhof aufgekommen war. Woher dieser letztere Name stammt, ist uns unbekannt.

Peter Fattet war indessen im Laufe der Jahre wohlbestallter

gräflich Rappoltsteinischer Rath und Landrichter des Markircher und Eckkircher Thales geworden, zog aus Basel weg und verkaufte den 1. Februar 1653 sein Haus, diesmal St. Urbans-Hof genannt, seinem Tochtermann, dem Handelsmann Johann Debary, um 5050 fl. Sein Bruder Ulrich besaß hinter dem St. Urban-Hof ebenfalls eine Wohnung, die wahrscheinlich ursprünglich auch zum Seebacherhof gehört hatte. Dreißig Jahre blieb das Haus im Besitze Debary's und seiner Wittwe Sophia, geb. Fattet; diese letztere verkaufte es dann den 16. Juli 1685 an den Edel Ehrenvest und hochgelehrten Herrn Franz Plater, Medicinæ Doctor, um 2500 Reichsthaler (zu 27 Batzen gerechnet), für seinen Bruder, den damals in fremden Diensten befindlichen Hauptmann Felix Plater. Dieser kehrte seiner Zeit mit dem Grade eines Oberstlieutenants nach seiner Vaterstadt zurück und verkaufte das Haus den 17. März 1692 zu 3000 Reichsthaler dem Strumpfwirker und Handelsmann Onophrion Brenner. Brenner konnte das Haus nur wenige Jahre behalten, er machte schlechte Geschäfte, verließ Basel und der Seebacherhof kam am 22. Oktober 1700 an öffentlicher Zwangssteigerung um 7600 Pfund an den Bürger und Handelsmann Matern Melcher. Während das Haus im 19. Jahrhundert fortwährend in ein und derselben Familie verblieb, wechselte es im vorigen Jahrhundert mehrfach die Besitzer: Am 22. August 1722 kaufte es Rathsherr Hans Jakob Christoph Frey um 7600 Pfund sammt 25 Dukaten Trinkgeld, trat es aber schon am 18. November an Frau Margaretha Battier-Iselin, Wittwe des Pfarrers zu St. Alban, ab. Diese und ihre Erben besaßen es 35 Jahre lang; den 7. September 1757 kauften es Handelsmann Friedrich Battier und Professor Dr. Friedrich Zwinger, ihre Miterben, um 6000 Pfund. Im Jahre 1787 ist Hieronymus de La Chenal Besitzer des großen, und der Perrückenmacher Johann Georg Lämmlin Besitzer des kleinen Segerhofes. Diese Beiden treten ihre Häuser pro bono publico behufs Verbreiterung der Blumengasse dem Staat ab um 5000 Stück Neuthaler (14. Juli 1787). Damals gab es noch keine Expropriationsgesetze. Am 7. Dezember gleichen Jahres übernahm der mehrfach genannte Gerichtsherr Christoph de Christoph Burckhardt (nicht zu verwechseln mit der Firma in der Freien Straße) die beiden Wohnhäuser

um 7300 und 2430 Pfund und verpflichtete sich, die Häuser auf seine Kosten abzutragen und den Neubau auf eine neue Baulinie zu stellen. Die Bedingungen wurden genau eingehalten und den 17. Juli 1788 zahlte Burckhardt dem Dreieramt die Hälfte des Kaufpreises ab, wofür der berühmte Rathsschreiber Peter Ochs die Quittung ausstellte.

Die Zwillingsbrüder Leonhard und Benedikt übergaben am 1. Februar 1822 die beiden Häuser, den großen und kleinen Segerhof (der kleine war ein späterer Ankauf und Anbau) ihren ältern Brüdern und Miterben Philipp und Daniel um die Summe von 80,000 Livres. Im Besitze ihrer Nachkommen sind sie geblieben bis auf den heutigen Tag, also seit bald hundert Jahren. Der alte Segerhof war früher ein Kloster, dem heiligen Urban geweiht. Von demselben ist nichts mehr übrig geblieben als der Name, der zeitweise auf dem weitläufigen Gebäude haftete und sich auch auf den Brunnen übertrug, der dem Kloster gegenüberstand. Rings um das Kloster standen im 14. Jahrhundert Gott geweihte Häuser, meist von Beghinnen bewohnt. Zu Felix Plater's Zeiten wohnten dagegen am Blumenplatz, wie aus dessen Häuserverzeichniß hervorgeht, eine Anzahl „Roßkämme" (Pferdehändler), auch diese schöne Zunft hat die Zeit hinweggewischt und heute wohnt am Platz ein anderes Geschlecht.



## 11. Der Gasthof zu den Drei Königen.

Zu den hervorragendsten Gebäuden der Stadt gehört unbedingt das Hotel zu den Drei Königen. Dasselbe verdient daher schon monumental in die Reihe der Stadtbilder eingeschaltet zu werden; aber auch historisch knüpfen sich an dieses Haus eine Menge Begebenheiten, die erwähnt werden dürfen. Seine Geschichte ist auch die Geschichte des Herbergs- und Gasthofswesens von den Zeiten des deutschen Bürgerthums durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage.

Im Mittelalter gab es in Basel außer den „Stuben" der Herren und der Zünfte, sowie der Gesellschaften der Vorstädte und Kleinbasels eine Unmasse von Schenken, welche in verschiedene Klassen eingetheilt wurden, ähnlich wie theilweise noch heutzutage. So gab es Herrenwirthe, deren Zahl (1477) auf dreizehn beschränkt war: Goldener Löwe, Krone, Schnabel, Schiff (der heutige Gasthof zum Schiff stammt erst aus dem Ende des 16. Jahrhunderts), Rosengarten, Blume (Drei Könige), Goldener Becher (heutiges Hôtel Bellevue), Sonne, Sternen und Hirzen, und dann die drei Herbergen „ennert des Rheins" (die Sonne an der Rheingasse, der Rothe Ochse und das Schaf). Dann gab es Mittelwirthe und sogenannte Kochwirthe (Garköche auf dem Markt), und endlich geringere Schenkwirthe, welche keinen Wein im Keller liegen haben durften, sondern vom Zapfen verkaufen mußten. In den bessern Wirthshäusern konnte man fremde Weine aller Art, sowie Leckerbissen haben, die uns indessen wenig munden würden. Alles liebte man stark gewürzt und selbst den Wein trank man selten rein, sondern er wurde mit Gewürzen, Kräutern und Honig

versetzt. Hippokras und Claret trank man schon im 12. Jahrhundert; der Meth, der aus gegohrenem Honig bereitet wurde, war immer noch und namentlich bei den niedern Volksklassen ein sehr beliebtes Getränk. Branntwein kam erst im 15. Jahrhundert auf, Bier noch viel später. Von den Weinen waren die Elsässer sehr geschätzt. Rings um Basel wuchs der Wein in beneidenswerther Fülle und in reichlichen Weinjahren galt der Basler Wein nicht viel. Jeder wohlhabende Bürger hatte Wein im Keller und es galt als ein Zeichen großer Dürftigkeit, wenn Jemand den Wein „vom Zapfen" (d. h. in der Schenke) kaufte, wie zum Beispiel Holbein, von dem Dr. Ludwig Iselin bedauernd meint, „er mußte vormals Wein am Zapfen kaufen." (Boos, H., Geschichte von Basel, I.). Die Mittelwirthe durften nur zweierlei Weine führen, die Kochwirthe dagegen nur eine Sorte.

Im Jahre 1504 waren schon 17 Schildgerechtigkeiten anerkannt, welche Fremde beherbergen durften. Außer den Schildwirthen war es bis zum Jahre 1845 in Basel nur den Stubenknechten (Zunfthausverwaltern) gestattet, warme Speisen zu verabreichen. Indessen gingen oft Klagen ein, daß dawider gehandelt wurde und daß selbst die Stubenknechte und Weinschenken, ja sogar Partikulare gegen Bezahlung fremde Reisende beherbergten. Diese Klagen wurden von den Vorgesetzten der Gartnern-Zunft (welche die Gerichtsbarkeit in Wirthschaftssachen ausübte) behandelt und abgeurtheilt. Die Beklagten hingegen brachten wiederum Beschwerden gegen die Wirthe vor, daß sie, uneingedenk ihrer Verpflichtung, „gegen das übliche Schlafgeld Jedermann zu beherbergen," ärmere Leute abwiesen, und daß sie den Fremden gar unbillige „Irten" machten, weshalb diese billiger unterzukommen trachteten. In Folge dessen wurden den Wirthen bestimmte Taxen vorgeschrieben, die aber bei der allgemeinen Aenderung der Verhältnisse bereits im vorigen Jahrhundert nicht mehr beachtet werden konnten.

Ueber nachfolgende noch heute bestehende Wirthschaften finden sich Notizen in Theodor Zwinger's Topographie von Basel (1577) und zwar über den Wildenmann, den Storchen, den Schwarzen Ochsen, die Zwei Raben (über die Wirthshäuser der Sundgauer Kornhändler in der Spalenvorstadt), und über den Schwan; von

eingegangenen wird der „Rappen", „Hirzen", „Löwen" und die „Taube" in der Aeschen-Vorstadt, der „Schwarze Rüden" am Spalenberg, die „Gilge" beim „Wildenmann" und der „Silberberg" und „Salm" in Kleinbasel erwähnt.

* * *

Der Platz, auf dem die heutigen „Drei Könige" stehen, hat seinen Namen von der „Blume", der als ältesten Herberge Basels bekannten Wirthschaft. Dieselbe befand sich an dem der Brücke zugewandten Theile des heutigen Gebäudes, nebenan standen noch vier Nachbarhäuser, die in der Folge der Zeit allmälig angekauft und zu einem Ganzen vereinigt wurden.

In den frühesten Zeiten wies dieser Platz eine ganz andere Gestalt auf: er war nicht so breit wie heute, sondern bildete eine schmale, nach dem Kreuzthor (dem abgebrochenen St. Johanns-Schwibbogen) Kreuzgasse (vicus crucis) genannte Straße, welche die alte Stadt mit der Kreuzgasse-Vorstadt, der jetzigen St. Johannsvorstadt, verband. Unterhalb der „Blume", am Birsig und Rhein, stand der erst 1829 abgetragene „Salzthurm" und neben demselben die Brandolfs-Kapelle.

Bekanntlich sind bei dem großen Erdbeben im Jahre 1356 und der in Folge desselben entstandenen großen Feuersbrunst eine Menge werthvoller Dokumente und Urkunden verloren gegangen, so auch die Urkunden, welche die „Blume" betreffen. Indessen weiß man, daß das Wirthshaus zur „Blume" zuerst im Jahre 1245 als Eigenthum der Edlen von Pfaff genannt wird. Dieselben vergabten es 1255 an das St. Peters-Stift, und von den Nachbarhäusern hat nur ermittelt werden können, daß das nächstfolgende ein Badhaus war.

Nach dem Erdbeben am Lukastage wurde das baufällig gewordene Wirthshaus und die daran stoßenden Gebäude vollends abgebrochen und es entstand durch Erweiterung der Kreuzstraße der „Blumenplatz" (Blumenrain). Die „Blume" aber wurde später in die heutige Schwanengasse verlegt. Das Datum dieser Aenderung ist unbekannt; der in der Topographie und Geschichte Basels

wohlbekannte verstorbene Fiskal Dr. Burckhardt nimmt an, daß diese Aenderung in das 17. Jahrhundert falle.

Jedenfalls ist es ganz irrthümlich, wenn Ochs (I. 218) schreibt, der Name „Drei Könige" rühre von einer Zusammenkunft her, welche im Jahre 1026 zwischen Kaiser Konrad II., seinem Sohne Heinrich III. und Rudolf III., dem letzten König von Burgund, in Muttenz stattgehabt und in der „Blume" ihren Abschluß gefunden habe durch die Abtretung des burgundischen Reiches an Heinrich III. Konrad und Heinrich hätten den König nach Basel begleitet und in einer Herberge reichlich beschenkt, welche von diesem Ereignisse her den Namen „Drei Könige" angenommen habe. Wie wir schon oben erwähnten, existirten im 15. Jahrhundert 13 Tavern- oder Schildgerechtigkeiten, im 16. Jahrhundert dagegen 17; die „Drei Könige" sind nirgends darunter zu finden, dagegen findet man von der Mitte des 13. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die „Blume" mehrfach verzeichnet; der Name „Drei Könige" kommt urkundlich erst im Jahre 1681 vor und es ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Namensänderung unter der Familie Obermayer stattfand, die während eines halben Jahrhunderts Eigenthümerin des Wirthshauses war. Am 20. Juli 1681 wird dem Daniel Obermayer und seiner Ehefrau Esther de Lachenal von Seite des Raths neuerdings bewilligt, das „Herrenwirthshaus" zu betreiben. Sein Schwiegervater hatte schon neun Jahre vorher (1672) das vormals dem Dietrich von Börnitz, genannt Steußer, gehörende Haus sammt Stallung, einerseits dem Salzhaus, anderseits dem Heinrich Keller, Schreiner, am Blumenplatz gelegen, angekauft. Neben diesem Haus stand wahrscheinlich der sogenannte „Schertlins Hof", der von dem früheren Besitzer (dem Ritter Schertlin) an den von Börnitz abgetreten worden war, der nach allem Anscheine zu seinem Gefolge gehörte und sich in Basel haushäblich niederließ. In dem bis jetzt bekannten ältesten Häuserverzeichnisse Basels, das von Felix Plater angelegt wurde, figurirt nämlich an Stelle der „Drei Könige" der „Schertlins Hof".

Sebastian Schertlin von Burtenbach (geb. 1498, † 1577) wurde nach dem unglücklichen Schmalkaldischen Kriege von Kaiser Karl V. geächtet (1547) und zog zwei Jahre darauf nach Basel,

wo er das genannte Haus kaufte und das Jahr darauf für sich einrichtete. Die früheren Besitzer sind unbekannt, es muß aber ein sogenanntes Herrenhaus (Sitz einer Patrizierfamilie) gewesen sein, dafür sprach der schöne Platz und die Größe des Gebäudes, denn Schertlin wohnte mit einer zahlreichen Dienerschaft darin. In dem nahe gelegenen Gasthaus zur „Krone" kam er öfters mit andern geächteten und unzufriedenen Gesinnungsgenossen zusammen. Auf seinen Kopf war ein hoher Preis gesetzt worden und Meuchelmörder umschlichen seine Gänge. Aber der Rath von Basel schützte ihn, verweigerte seine Auslieferung und ließ kurzweg einem Attentäter, Gutschick aus Konstanz, den Kopf abschlagen, wie der gleichzeitige Chronist Wurstisen berichtet. Im Jahre 1552 verließ Schertlin mit dem Markgrafen von Brandenburg Basel, trat in französische Kriegsdienste und wurde nach dem Religionsfrieden begnadigt.

Noch ein volles Jahrhundert nannte man das Haus den „Schertlin's Hof" und es ist bekannt, daß ihn 1610 die Familie Obermayer als Eigenthum besaß und ihn zu einem Herrenwirthshaus einrichtete. In einem Dokumente des jetzigen Gasthofbesitzers — Herrn C. Flück — heißt es wörtlich: „Am 25. Juli 1682 verkauft der ehrenfeste, fürsichtige und weise Herr Daniel Obermayer an Herrn Hans Heinrich Hauser das Gasthaus zu „Drei Königen" auf dem Pluomenplatz um 4000 Reichsthaler paren Gelts und 30 Reichsthaler Trinkgeld."

Das noch vorhandene, auf Pergament ausgefertigte Wirthschaftspatent ist in Bezug auf damalige Zustände sehr interessant und lautet wörtlich folgendermaßen:

„Wir Bürgermeister und Rath der Statt Basel, thun kund und bekennen mit diesem Brief, daß wir mit guter Vorbetrachtung und rechtem Wissen Unserem Getrewen Lieben Mitrath, dem fürsichtig Ehrsamen und Weisen Daniel Obermeyer und seiner ehelichen Hausfrawen Esther de La Chenal, Besitzern des Hauses zu den Drei Königen auffem Blumenplatz aus sondern Gnaden und auf ihr unterthäniges Bitten, Ansuchen und sonderliche erbieten, daß sie dasjenige, so wir ihnen deßhalb der Gebühr nach zu unserer Statt gemeinen Gutes Handen zu bezahlen auferlegen würden, überliefern und abrichten wollen, gegont, zugelassen und

bewilligt haben, daß solche ihre Behausung eine Herrenherberg seyn, sie wie andere Herrenwürthe brauchen, und daß sie deßhalb nach Vermög und Ausweisung Unser erkanten und gesetzten Ordnung, Ein-, Zwei- oder Dreierley Wein haben, denselben ihren Gästen zutrinkhen, das Mahl und im Fall auch das Pfennwerth geben; allen und jeden Wein aber, vor und ehender sie den in Keller legen, durch die verordneten Herren Weinsiegler nach der Ordnung Sag, besiglen lassen und davon das Umbgeld, wie ihnen dasselbig zu geben auferlegt würdet und bräuchlich ist, abrichten und bezahlen, die Gäste fründtlich und bescheidentlich halten, aller unnützen und liederlichen Leuthen sich entschlagen, und zu beherbergen nicht aufnehmen, sondern stracks fürweisen, und also die obgemelte ihr Herberg und Würthschaft sauber und rein, wie Herrenwürthen gebührt und zusteht, halten sollen, und wofern sie bei Zeit ihres Lebens von solcher Herberg stehen und nicht mehr württen, sondern dieselbe einem andern verleihen oder verkaufen wollten, alsdann von solcher Gerechtigkeit wegen des Weins, Gastmahls und Pfennwerthes dem Empfaher keineswegs verschweigen, noch verhalten, sondern heiter und austruckhenlich anzeigen, daß er sich solcher Gerechtigkeit nicht gebrauchen soll noch möge, er habe denn Uns, als Obrigkeit zuvor, wie sich gezimbt, und ein Jeder in solchem Fall thun soll, begrüßt und mit Uns ein Fürkommen getroffen, auch derenhalben ein brieflichen Schein von Uns erlangt, ausgebracht und empfangen.

„Und als mehrgedachter Daniel Obermeyer und Esther de La Chenal Ehegemächte, diesem allen nachzukommen und zu geloben, bei handgegebenen Trewen an geschworner Eidstatt versprochen und versichert haben, und darauf ihnen hierumben einen brieflichen Schein mitzutheilen, unterthäniges Fleißes gebeten: so haben Wir ihnen gegenwärtigen Brief mit unserer Stadt anhangendem Secret-Insiegel verwahrt, zu Handen stellen und geben lassen, Mittwochs den 20. Monats Tag Juli, nach Christi unseres lieben Herrn Geburt gezählt, Ein Tausend Sechshundert Achtzig und Ein Jahr."

Der neue Besitzer des Gasthofes, Hans Heinrich Hauser, scheint ein thätiger Mann gewesen zu sein. Er fand für nothwendig, gegen den Salzthurm hin einige Erweiterungen vorzunehmen, da er, wie er sich in seinem Gesuche vom März 1707

ausdrückte, „mehrerer Zimmer und Gemache sehr bedürftig sei und kaum einen andern Platz habe, als seine an das unterhalb dem Salzthurm befindliche Rheinthor stoßende Heubühne, die er zu Zimmern umgestalten wolle". Es wurde ihm dies vom Rathe bewilligt und gestattet, über das genannte Rheinthor hinüber zu den dicken Mauern des Salzthurms, in welche er die Tremhölzer einließ, eine neue Heubühne zu bauen. Als Rekognitionsgebühr hatte er für diese Bewilligung alljährlich an das Ladenamt ein Pfund Geld zu bezahlen.

Hauser starb im Jahre 1729 und seine Erben verkauften den 30. Juni gleichen Jahres die „Drei Könige" sammt aller Zubehör um 13,500 Pfund Geld dem „ehrenfesten und vorgeachten Rudolf Huber und der viel Ehren und tugendreichen Frauen Anna Margaretha Fäschin, beiden Ehegemächten und Burgern zu Basel". Diese beiden neuen Besitzer behielten das Gasthaus zehn Jahre und verkauften dann dasselbe sammt Mobiliar an Johann Christoph Im Hoof und Frau Anna Frischmännin um 19,000 Pfund in neuen französischen Thalern zu 36 Batzen. Diese beiden Eheleute betrieben das Gasthaus während eines vollen Vierteljahrhunderts; ihnen und ihren Kindern ist der Aufschwung zu verdanken und der Ruf, den es in ganz Europa erhielt, so daß schon der damalige Geschichtschreiber Prof. Johann Jakob Spreng seiner rühmend gedenken durfte. Im Hoof war ein naher Verwandter der Familie Hauser, welche schon von 1682 bis 1729 die „Drei Könige" besessen hatte, und die bei 200 Jahre ununterbrochen das nahe gelegene Gasthaus „zur Krone" besaß.

Den Ruhm des Hauses verdankte Im Hoof zunächst eigenem Verdienste; er vergrößerte den Gasthof durch den Ankauf der anstoßenden Häuser und ließ einen Sommersaal mit Springbrunnen gegen den Rhein hin einrichten, der damals viel bewundert wurde und auch in alten Reisebeschreibungen erwähnt ist. (Er ist abgebildet in Herrliberger's schweizerischer Topographie 1754 und zeigt die vom Saale aus gewährte Aussicht auf den Rhein.) Dieselbe Aussicht und eine Abbildung des Speisesaals gewährt ein großer Prospekt, den Im Hoof durch Eml. Büchel 1753 hat zeichnen und das Jahr darauf in Kupfer stechen lassen. Der Prospekt enthält folgende Einladung: „Die Herren Reisenden

seyn hiedurch benachrichtigt, daß Herr Im Hoof zu den Drei Königen in Basel Tisch haltet zu 24, 36, 48, 60 kr. ꝛc., damit Jedermann nach Stand, Gebühr und Belieben zehren kann. Er halt auch Kutschen, Chaisen und Pferde um gesetzten Preis zur Bequemlichkeit der Reisenden". Den fernern Ruhm des Gasthofes machten seine Weine und sein Koch. Dieser Letztere war weit und breit berühmt und während der Kriege von 1741—1745, als viele französische Offiziere in der Festung Hüningen lagen und eine österreichische Armee sich in der Nähe befand, zogen die Offiziere beider Armeen vielfach zu dem weltberühmten Koch auf den neutralen Boden von Basel und pflegten hier bei wohlbesetzter, feiner Tafel gemeinsam der Waffenbrüderschaft.

Auf die vornehmen Gäste, die das Haus zu allen Zeiten beherbergte, komme ich später zu sprechen; es mag inzwischen interessiren, hier etwas über die innere Ausstattung des Hauses zu vernehmen. So schlicht, ja ärmlich das Aeußere des Gasthofes war, so zeigte es im Innern doch manchen Schmuck der Ausstattung, der nicht durch die Anforderungen der Gäste bedingt war, sondern im Geiste und im Geschmack der Zeit lag. Waren die Fremdenzimmer nicht luxuriös ausgestattet, so entbehrten doch die Speisesäle und Trinkstuben keineswegs des architektonischen Schmuckes, sie waren wie die alten Zunftstuben schön und reich getäfert und mit kunstreich geschnitzten Decken geziert.

Sehen wir uns u. A. ein Inventar des Gasthofs an, wie dasselbe am 8. März 1765 von einem neuen Eigenthümer des Hauses übernommen wurde. Am Sylvestertage 1764 verkauften nämlich Johann Christoph Im Hoof (ein Sohn des Vorigen?) und Ursula Burckhardt an Johann Ulrich Kleindorf und Frau Esther Langmesser, Bürger zu Basel, das Gasthaus (einerseits dem Salzthurm, anderseits Med. Dr. Rudolf Geymüller) um 27,000 Pfund in neuen französischen Thalern zu 3 Pfund und neuen Louisd'or à 12 Pfund, sammt 50 neuen Louisd'or Trinkgeld. Zum Wirthschaftsbetrieb waren damals verwendbar etwa 20 Säle, Zimmer, Stüblein, Kämmerlein, wovon 5 tapezirt, die andern getäfert oder gemalt waren. Die einen Lokalitäten trugen Nummern, die andern Namen, dritte Beides zusammen. So trat man beim Haupteingang in ein großes Sommerhaus, in dem ein

großer, vierthüriger nußbaumener Kasten stand, der oft erwähnt wird, dann in den ersten Saal, in den Nebensaal, in die vordere neue tapezierte Stube, in die Gaststube. Fernere bemerkenswerthe Lokalitäten waren: der obere große Saal, das „weiß Sälin" (Nr. 9 tapeziert), das „roth Sälin" (Nr. 7); das „Gnädig Herren Stüblin" (tapeziert); der „Schneckensaal", das „Sarasin-Stüblein", das „Sarasin-Kämmerlein", der Türkensaal, die Türkenstube, das Türken-Nebenkämmerlein, das „Hauptmann-Stüblin" (Nr. 12), das „Paradies" u. s. w.

Das Inventar verzeichnet an Mobiliar 10 Tombeau-Betten, 5 französische Betten und 5 Alkoven-Betten, 12 Bedienten-Betten; 18 Tische, 5 Spiegel mit schwarzen und 7 mit Goldrahmen, 27 Stühle, 40 Sessel, 17 Paar Umhänge, 8 Fauteuils, 2 Kommoden, 2 Gemälde, 1 nußbaumen Tischlein, 1 eiserner Ofen, 1 großer ovaler Tisch, 1 Kasten rc. Im Keller: Eine Reihe Stücklein Faß, in Eisen gebunden, 150 Saum sammt Gelieger in der Küche: ein großer langer Tisch mit sechs Thüren; einer mit zwei Thüren; Spieße zum laufenden Bräter, 12 Kasserolen und 150 Pfund englisch Zinn. An leinenem Plunder: zu jedem Bett zwei Leintücher, 2 Dutzend Tischtücher, 2 Dutzend „Handzwechelen", 6 Dutzend ganze, aber nicht ganz neue Servietten. Auf der Altane ein Springbrunnen mit vergoldetem Bassin.

Wann Kleindorf den Gasthof verließ, ist aus dem vorhandenen Aktenmaterial nicht ersichtlich. Im Jahre 1783 treffen wir einen neuen Wirth. Samstags den 28. Juni 1783 wird vom Rathe dem Bürger Johann Ludwig Iselin und der Anna Maria Fritschin die Wirthschaftsbewilligung ertheilt. Auch dieser ist wie Im Hoof ein bemerkenswerther Mann in der Reihe der Gasthofwirthe. Sein ästhetisches Gefühl bekundet er sofort, daß er im Januar 1784 beim Rathe einkommt, den Düngerhaufen, der in der Ecke zwischen dem Gasthause und dem Salzhause liegt, versenken und decken zu dürfen. Es wird ihm natürlich bewilligt. Für die Unterbringung des Frankfurter Postwagens läßt er am Hause ein Schirmdach erstellen, ähnlich wie das neue Dach am damaligen Kaufhause.

Im gleichen Jahre, am 18. Oktober, erkauft er von den Erben des Licentiaten Johann Christoph Hagenbach den „Spiegelhof" in der Spiegelgasse (einerseits des Perrückenmachers Dietschy, an-

derseits Samuel de Peter Ryhiner) um 5005 Pfund in neuen Fünffrankenthalern zu 36 Batzen. Dieser Spiegelhof wurde im 17. Jahrhundert „Rembkhenhof" genannt und wurde den 18. Februar 1634 mit aller Gerechtigkeit und Zubehör aus der gerichtlichen Masse der Johann und Klaudius Gonthier sel. Erben ersteigert um 3005 Pfund von Lienhard Herzog, Seidenhändler und Burger zu Basel. 1673 wird das Haus bereits „Spiegelhof" genannt und ist Eigenthum des Prof. J. U. D. Christoph Fäsch, der es an den Dr. med. Jakob Roth um 2400 fl. und zehn Dukaten Trinkgeld verkauft. Weitere Urkunden über die Handänderungen dieses Hauses fehlen bis zum Momente, in dem es in den Besitz Iselin's geräth (1784). Von da an bleibt es immer eine Dependenz des Gasthofes bis zum heutigen Tag, erfährt auch mancherlei bauliche Veränderung, wie es Zeit und Umstände mit sich bringen. Iselin war auch zu Ende des Jahrhunderts, wie wir später sehen werden, ein begeisterter Anhänger der Ideen des Rathsschreibers Peter Ochs und ein Mitbegründer des patriotischen Klubs (1797).

In den Jahren 1830—1840 finden wir einen ebenfalls thätigen Wirth Josef Müller, dessen Wittwe, Frau Margaretha Sutter von Altkirch, heute noch lebt. Am 29. Oktober 1841 verkaufte er den Gasthof sammt Remise und Stallung (einerseits das Lagerhaus, anderseits Leucht-Keller), sammt dem mehrfach genannten „Spiegelhof", ferner das gesammte Mobiliar und Leinenzeug, Bettgeräthe, Silber- und anderes Geschirr um die Summe von Fr. 260,000 a. W. (Liegenschaften Fr. 209,206. 60, Mobiliar Fr. 50,793. 40) an Johann Jakob Senn, Schneidermeister in Basel. Dieser neue Eigenthümer war ein einsichtiger und unternehmender Mann. Er fühlte das Herannahen einer neuen Zeit; der Verkehr der Dampfschiffe, die in der Nähe seines Gasthofs landeten, der Bau der ersten Eisenbahnen im benachbarten französischen Gebiet und im deutschen Reich, der sich mehrende Fremdenzug nach der Schweiz legte ihm den Gedanken nahe, der werdenden Verkehrsströmung Rechnung zu tragen und ein Hotel zu erstellen, das den größern Anforderungen der Reisenden und ihrer von Jahr zu Jahr vermehrten Zahl gerecht werden sollte. Durch den erst kürzlich gestorbenen Architekten

Amadäus Merian, damaligem Bauinspektor, ließ er einen Plan zu einem neuen, allen Ansprüchen der Gasthofindustrie entsprechenden Hotel entwerfen und ausführen. Der Neubau erforderte einen bedeutend größern Quadratinhalt Terrain, als die bisherigen Gebäulichkeiten in Anspruch nahmen. Der frühere Gasthof hatte, wie wir dies auf alten Bildern von Neustück u. A. ersehen, ein ganz unscheinbares Aeußere. Auf den ersten Blick war ersichtlich, daß derselbe aus verschiedenen, ungleichartig gebauten Häusern zusammengekauft und zusammengebaut war. Von einer hübschen, die früheren Jahrhunderte charakterisirenden Architektonik war keine Spur vorhanden, ja selbst die Fensterlichter hatten verschiedene Größen, verschiedenen Styl, und waren ziemlich unregelmäßig über die Blumenplatzfronte vertheilt. In Mitte des Gebäudes ragte ein hohes Dach über die niedern Seitendächer empor; es scheint dies das Korpus des Schertlin-Hofes zu sein, nebenan paradirten die drei in Holz geschnitzten Könige des Wirthshausschildes, die wahrscheinlich von Rheinfelden herstammten. Das Gebäude bestand aus einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken; das Unfreundliche des Aeußern wurde noch vermehrt durch die offene Durchfahrt nach dem Rheinlagerhaus und die daran stoßenden Bogenöffnungen von Stallung und Remise, die von einem Schirmdach überdeckt waren und worunter die hier remisirten Postwagen standen. Wie gesagt, das Aeußere entsprach weder dem Rufe noch dem Innern des Gasthofes.

Um nun Raum zu gewinnen, wurde die Façade des Rheinlagerhauses (ehemaliges Salzhaus) gänzlich verbaut, mit dem Gasthof in gleichmäßiger Weise in die Allmend des Blumenrains vorgefahren und der Gasthof vom Lagerhaus durch eine feuerfeste Mauer getrennt. Der lebhafte Dampfschiffverkehr auf dem Rhein machte bei den Behörden den Wunsch rege, bei Gelegenheit dieser Baute durch Abtausch den Anfang zu einem Quai dem linken Rheinufer entlang von der Brücke abwärts zu erzielen, wodurch die Rheinfaçade der St. Johannsvorstadt nach und nach den Dampfschiffreisenden eine freundlichere Fronte entgegengestellt haben würde. In Folge dessen wurde durch gegenseitiges Abkommen zwischen dem Erbauer und dem Baukollegium dem Erstern die Verpflichtung auferlegt, auf der Rheinseite 14 Fuß hohe Arkaden

und einen darauf ruhenden Balkon in Solothurner Steinen herzustellen. Kaum war indessen die Baute vollendet, als die Dampfschifffahrt der Konkurrenz der Eisenbahn erlag. Damit fiel auch das Projekt der Quaibaute dahin, um vielleicht erst später wieder aufgenommen zu werden.

* * *

Der Abbruch des alten Gebäudes wurde den 13. November 1842 begonnen und das neue Hotel vollendet und eingeweiht den 15. Februar 1844. Dasselbe besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln von ungleicher Tiefe. Das Souterrain enthält folgende Räumlichkeiten: Küche, Kafeküche, Pasteterei, Fleischkeller, Gemüsekeller, Eiskeller, Spülraum, Dampfwascherei, Holzhaus, Kohlenkeller, Service- und Geräthekammer, Speisezimmer des Dienstpersonals, Badegemach und Portierzimmer, Aufzug, Brunnen, Lampenputzerraum, Pumpwerk für die Reservoirs im vierten Stock, Vorkeller, Keller und Waschküche 2c. Dazu kommt eine Remise, der öffentliche Durchgang, der Arkadenquai längs des Rheins und der Balkon. Im Plainpied tritt man durch die architektonisch geschmückte große Eingangshalle in das Atrium. Neben diesem laufen links und rechts die Korridors, so weit das Korpus des Hauptgebäudes geht. Links der Eingangshalle und vor dem Korridor befindet sich der Kutschersaal, rechts sind vier Wohnzimmer der Familie des Eigenthümers eingeräumt. Im Flügel links befinden sich der Rauchsaal und der Restaurationssaal, rechts die Lingerie und Familienlokalitäten. Die Rheinseite des Hauptgebäudes wird in Anspruch genommen: links vom Frühstücksaal, in der Mitte von dem künstlerisch ausgeschmückten Speisesaal, rechts vom Lesesaal. Diese drei Säle genießen eine reizende Aussicht auf den Rhein, aus allen dreien gelangt man auf den bereits genannten Balkon. Die übrigen Theile des Plainpied sind ausgefüllt mit der Haupttreppe, die rechts vom Atrium in den ersten Stock führt, vom Buchhalter- und Portierzimmer, vom Office, Aufzug und Dessertzimmer, zwei Diensttreppen, zwei Lichthöfen u. s. w. Die Eintheilung des ersten Stockwerks ist schon einfacher. Die Fronten gegen Blumenrain und Rhein nehmen 21 Fremdenzimmer

und vier Salons in den Eckräumen des Gebäudes in Anspruch; in der Mitte gegen den Blumenrain existirt noch ein weiterer Salon, der frühere englische Betsaal, der jetzt in den Restaurationssaal im Plainpied verlegt ist. Diese 25 Fremdenräume münden auf lange Korridors, die von drei großen Lichträumen beleuchtet werden. Haupt- und Servicetreppen, Alkoven, Bedientenzimmer und Aufzug füllen den übrigen Raum. Den vier Eckzimmern gegen den Rhein sind zwei hübsche Balkons vorgelegt. Der zweite Stock hat eine vom ersten wenig verschiedene Eintheilung; er enthält 23 Fremdenzimmer, 4 Salons und 3 Balkons. An diesem Stockwerk ist gegen den Blumenrain hin das hübsch modellirte Gruppenbild des Gasthofschildes (die drei Könige) angebracht. Im dritten Stockwerk befinden sich bei ähnlicher Eintheilung, nur kleiner, 28 Fremdenzimmer mit 4 Alkoven. Das Dachgeschoß (vierter Stock) enthält eine große Plattform mit Treppe, drei Lichthöfe, zwei Belvederesäle, einen dem Dachboden entlang laufenden Korridor u. s. w. Das Plainpied weist auf der Blumenrainseite 13 Lichtöffnungen auf ohne die 5 der Eingangshalle, der erste Stock 19, der zweite 18, der dritte 19, zusammen 74, die Rheinfronte zählt 101 Fenster. Das Ganze ist ein Prototyp des Gasthofstyls, der seit jener Zeit in der Schweiz und anderwärts so vielfache Nachahmung gefunden hat; das Hotel verdiente, daß wir seiner hier ausführlich gedenken. Es enthält außer den schon genannten Dienstlokalitäten 8 Salons, 116 Schlafzimmer mit 135 Fremdenbetten, 10 Dienerschaftszimmer; die Dependenz im „Spiegelhof" 28 Schlafzimmer mit 35 Fremdenbetten, 4 Dienerschaftszimmer; zusammen 8 Salons, 144 Zimmer mit 170 Betten und 14 Dienerschaftszimmern. — Am 1. März 1866 ging das Haus durch Kauf in die Hände des Herrn J. J. Wald-Linder über, dem nachherigen deutschen Konsul in Basel, und am 1. März 1874 an Herrn C. Flück, den früheren Besitzer des Gasthofs zum Rothen Ochsen in Kleinbasel.

* *
*

Es ist nicht ohne Interesse, die Ereignisse, die alle im Verlaufe von beinahe sechshundert Jahren innerhalb dieses Hauses,

das so viele bauliche Um- und Neugestaltungen erfahren hat, zu verfolgen. Seine Größe, seine Einrichtungen, sein Ruf, seine schöne Lage und die geographischen Vortheile Basels wirkten mit, um aus demselben ein Centrum des high life aller Jahrhunderte zu machen. Viele Chronisten erwähnen der „Drei Könige" und manche Celebrität im Fache der Literatur verlegte den Schauplatz ihrer Dichtungen hieher, so zum Beispiel Charles Dickens in „No Thorough fare" (Extra Christmas Number of all the year Round. London, Chapman & Hall).

In dem schönen, in der „Religious Tract-Society, 56 Pater noster Row, London," erschienenen Werke „Swiss Pictures" by Mr. Whimper, F. R. G. S., befindet sich eine reizende Abbildung des Hotels. In Antony Trollope's Roman „Can you forgive her?" Leipzig, B. Tauchnitz, wird eine der interessantesten Scenen auf die längs des Hauses hinlaufende Terrasse verlegt, und in „Trente et quarante" par Edmond About (Paris, L. Hachette et Cie., 1862) führt der Kapitän Bitterlin im großen Speisesaale zu den „Drei Königen" eine der gelungensten Scenen auf.

Die Uebergabe der Stadt Straßburg an Frankreich im Jahre 1681 steht in gewisser Beziehung zu einer Episode, die in Basel und bei den „Drei Königen" spielt, daß ich sie hier der Vollständigkeit wegen anfügen will.

Der junge Leibgardelieutenant Viktor von Chamilly erhielt im September 1681 in Paris vom ersten Minister Ludwigs XIV. den Auftrag, in der Verkleidung eines Sundgauers sofort und straks nach Basel zu reisen, und zwar in drei Tagen. Am vierten Tage Nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr habe er auf der großen Rheinbrücke zu spazieren und dort genau Alles zu notiren, was vor seinen Blicken vorgehe. Schlag 4 Uhr solle er wieder abreisen und seine Beobachtungen nach Paris bringen. Bastille oder Vermählung mit seiner Braut sei der Lohn für das Mißlingen oder Gelingen seiner Mission. Er reiste nach Basel, nahm im Gasthof zu „Drei Königen" Quartier, begab sich auf die Brücke und notirte dort Alles, was vorüber ging. Um halb 3 Uhr kam ein junger, seltsam gekleideter Mann von Kleinbasel her, in Weste und Hosen von gelber Farbe. Nicht weit von dem Standpunkte Chamilly's blieb er stehen, schaute 5 Minuten über das Geländer, trat einen

Schritt zurück und that drei mächtige Streiche auf den Boden mit seinem Stocke. Um 4 Uhr verließ Chamilly die Brücke, warf sich ohne Säumen in den vor dem Gasthof der „Drei Könige" stehenden Postwagen und war um Mitternacht des zweitfolgenden Tages in Paris. Louvois harrte seiner Ankunft. Er rapportirte. Als der Minister der Notiz über den Mann mit dem gelben Anzuge gewahr wurde, war er hocherfreut und meldete dieselbe sofort dem König. Acht Tage nachher, am 30. September 1681, ging Straßburg über. Die drei Stockschläge waren das Zeichen, daß der Verrath mit Deutschlands Feinden gelungen sei.

* * *

Im 17. Jahrhundert sind folgende hervorragende Gäste der „Drei Könige" zu verzeichnen: Amelot, französischer Gesandter (1697); im 18. Jahrhundert: zunächst machte der Pandurenoberst Trenck, bekannt zu Friedrich's des Großen und Maria Theresia's Zeiten, einen längern Aufenthalt daselbst, dann nahmen Voltaire und der österreichische Kaiser Josef II. hier Quartier. Einer handschriftlichen Notiz in meinem Exemplar der Wurstisen'schen Chronik entnehme ich folgende auf des Letzteren Aufenthalt bezügliche Stelle: „1777 den 17. July Seind Seine Majestet Josefus der Zweite, Römischer Keyser Under dem Nammen Graf von Falkenstein Iber Soloburn allhier angelangt und hat nach Besichtigung aller Merkwirdigkeiden das Mittagmahl zu den 3 Kenigen Eingenommen und noch dieser tag abgereist in das Elsaß. 1781. 9. Aug. Seind Seine Majesteth zum 2. Mahl hier durchgereist und nicht Eingekehrt."

Von anderer Seite wird erzählt: Am 19. Juli 1777 kam der deutsche Kaiser Josef II. Morgens 9 Uhr von Langenbruck her in Basel an und stieg im Gasthof zu den „Drei Königen" ab. Hier suchte ihn Isak Iselin auf, wurde aber nicht vorgelassen, da der Gastwirth Ulrich Kleindorf ihn als Deputirten des Kleinen Rathes und nicht als den berühmten Iselin angemeldet hatte. Nachmittags 2 Uhr reiste der Kaiser nach Freiburg im Breisgau weiter. Bei seiner Abreise war das Gedränge der Basler vor den „Drei Königen" so groß, daß der Kaiser kaum zum Wagen kommen konnte und der Bauernschuhmacher Bolli (mit dem Spitznamen

Bolli en bas) dem Monarchen auf den Fuß trat. Da entstand der höhnische Vierzeiler:

Der Bolli en bas ist eine Kuh,
Er trat dem Kaiser auf den Schuh;
Dieser schlug ihn aus Dankbarkeit
Zum Ritter aller Höflichkeit.

Während der französischen Revolution hielten, wie zur Zeit nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, viele der edelsten französischen Emigrantenfamilien Einkehr in den „Drei Königen" und verweilten längere Zeit im Hause.

Am 20. Juli 1789 langte der berühmte französische Finanzminister Necker mit seinem Schwiegersohne, dem k. schwedischen Gesandten am französischen Hofe, Baron von Staël, aus Paris in Basel an und stiegen in den „Drei Königen" ab; am folgenden Tage kam der Vicomte de Polignac und seine Gemahlin; den 23. kam auch Madame de Necker nebst Gefolge hier an und Herr von Staël reiste nach Paris zurück; am 23. folgte Necker.

Ueber den Aufenthalt des Generals Napoleon Bonaparte am 24. November 1797 in Basel erzählt das Basler Neujahrsblatt von 1877 Folgendes: Nach dem Frieden von Campo Formio am 17. Oktober zog Napoleon Bonaparte durch die Schweiz, um sich zum Friedenskongresse nach Rastatt zu begeben. Am 23. November Morgens 1 Uhr war er in Lausanne, Freitags den 24. früh in Liestal, um 12 Uhr Mittags zog er durch das St. Albanthor in Basel ein; in einem achtspännigen Wagen, von Husaren begleitet, im Geleite der Rathsdeputirten Hagenbach und Gemuseus fuhr er zu den „Drei Königen"; auf dem Blumenplatz paradirte die Infanterie der Freikompagnie, während vor dem Gasthofe selber eine Grenadierabtheilung die Ehrenwache hielt. Unter Kanonendonner und stürmischem Jubelrufen stieg Bonaparte aus, begab sich in den Speisesaal, aus dessen Fenstern er zum ersten Mal den Rheinstrom erblickte. An der festlichen Mittagstafel saß Bonaparte zwischen den beiden Standeshäuptern Bürgermeister Buxtorf und Oberstzunftmeister Ochs. Nachmittags nahm er Abschied und dankte herzlich für den Empfang; er wurde von den Rathsdeputirten und den Jägern bis an die Kantonsgrenze bei dem „Neuen Hause" bei

Kleinhüningen (gegenüber dem Kündig'schen Landgut) begleitet. Von dort setzte er seine Reise nach Rastatt fort.

Am 12. Dezember 1797 gründeten zwölf begeisterte Anhänger der Ochsischen Ideen einen patriotischen Klub, den sie nach ihrem Versammlungsort bei Bierbrauer Erlacher neben der Rheinbrücke das „Kämmerlein zum Rheineck" nannten. Es waren: J. J. Erlacher, Bierbrauer; J. J. Vischer, Großrath, und einer der Direktoren der Kaufmannschaft; Wernhard Huber, Apotheker, und Gerichtsherr Christoph Burckhardt, Kaufmann; Johann Lukas Legrand, Meister zu Hausgenossen und Obervogt zu Riehen, der zuerst Theologie studirt hatte, dann aber Seidenfabrikant geworden war, ein hervorragender Mann von edlem Charakter, der später neben Ochs in der Helvetischen Republik zu den höchsten Würden emporstieg; Ludwig Iselin, Wirth zu „Drei Königen"; Mathias Roschet; Remigius Frey, früher in französischen Diensten; Licentiat J. J. Schmid, ein ausgezeichneter Advokat; Emanuel Brenner; Samuel Flick, Buchdrucker; Johann Lukas Burckhardt, Kaufmann; später noch Rathsherr Peter Vischer. Am thätigsten waren Erlacher und Huber, hinter ihnen stand Mengaud und der in Hüningen kommandirende General Dufour, welche oft die Sitzungen im Kämmerlein besuchten. Die Wirksamkeit der Klubgenossen war für den Verlauf der Staatsumwälzung in Basel von der größten Wichtigkeit. Aus dem Kämmerlein ging am 17. Januar die „Gesellschaft zur Beförderung bürgerlicher Eintracht" hervor. Sie konstituirte sich mit Vorwissen des Bürgermeisters Burckhardt. Als Hauptzweck der Gesellschaft wurde bezeichnet, durch Mittheilung von Gründen und Zweifeln sich zu belehren und gegenseitig näher zu bringen und durch wechselseitige Aufmunterung einander diejenigen Opfer zu erleichtern, die man darbringen müsse, wie Freiheit, Sicherheit und Eigenthum sollen erhalten bleiben.

Das gleiche Heft des „Neujahrsblatt" erzählt ferner: In der Schlacht bei Stockach am 26. März 1799 wurden viele Leute von der helvetischen Legion (zum Theil Basler) verwundet und zur Verpflegung hieher gebracht. So wurde auch der französische General Ferino in den „Drei Königen" verpflegt; er ging am 28. August wieder zur Armee ab. 1799, den 12. April, kam der französische General Massena, Oberbefehlshaber der fränkischen Armee, in Basel

an und nahm in den „Drei Königen" Quartier. Später kam er zu Bürger Lukas Sarasin am Rheinsprung.

Daß der französische Agent Mengaud in den „Drei Königen" gewohnt hat, darf als bekannt angenommen werden; weniger bekannt ist, daß auch 1810 der entthronte König Gustav Adolf von Schweden eine Zeit lang da wohnte, und 1813 der König Joachim Murat von Neapel.

Ueber die Gäste der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts stehen mir keine Mittheilungen zu Gebote, die Aufzeichnungen beginnen erst wieder im sogenannten „Fürstenbuch", einem von dem früheren Hotelbesitzer J. J. Senn im Jahre 1844 angelegten Fremdenbuch in Querfolio, feinem Einband und gemaltem Titelblatt, das ein Verzeichniß von über hundert eigenhändig eingetragenen Namen fürstlicher Herrschaften enthält, die seit 1844 in den „Drei Königen" gewohnt haben.

* * *

Wir sprachen von einer sechshundertjährigen Vergangenheit des Hauses. Die Jahreszahlen, welche von der „Blume" sprechen, sind: 1245 (Eigenthum der Edeln von Pfaff); 1255 Eigenthum des Stiftes zu St. Peter, an welches das Haus nach Jahrhunderten noch (1730) ein Pfund und ein Schilling Bodenzins zu entrichten hatte; 1355 Eigenthum des Johannes zen Bluemen (dieser gehörte zu den sogenannten Achtburgern, dem Stadtadel, der sich sehr oft mit dem Weinhandel und dem Wirthschaftswesen befaßte; so waren die Ritter von Laufen und Andere mehr Weinhändler und Wirthe gewesen); 1356 Erschütterung durch das Erdbeben und nothwendig gewordener Umbau; 1433 (Erwähnung als Herberge). Es ist historisch sehr schwierig, jedem Gasthof, der heutigen „Blume" und den „Drei Königen", zuzutheilen, was jedem gehört. Wahrscheinlich hat die „Blume" am Blumenrain bis in's 15. Jahrhundert existirt und ist dann auf die jetzige „Blume" übertragen worden, während die „Drei Könige" erst unter der Familie Obermayer den neuen Titel angenommen haben mögen (1681).

Eine Anekdote mag hier eingeschaltet werden. Sie findet sich in Lutz „Rauracis", 1831, S. 104, und beweist, daß man in

der guten alten Zeit in Basel das Trinken noch mehr betrieb, als heutzutage. Hauser, von 1682—1729 Wirth zu den „Drei Königen“, hatte eine eigene Art ersonnen, seine Gäste zu unterhalten, und er war als biederer Eidgenosse auch da, wo er seinen Vortheil bedachte, dafür besorgt, daß die Liebe zum Vaterlande in fröhlichen Stunden tiefer in die Herzen sich einsenke. Bei festlichen Gelagen wurden zum Schlusse dreizehn silberne Becher aufgestellt, jeder mit Nummer, Namen und Wappen eines der eidgenössischen Kantone geziert, und hiemit war das Zeichen zur Eröffnung der vaterländischen Orgien gegeben. Denn nun mußte jeder der Gäste die eidgenössischen, hochangefüllten Becher nach diplomatischer Rangordnung ergreifen und dieselben, die verbündete Reihe von Zürich bis Appenzell durchlaufend, leeren, nebst der Verpflichtung, jedesmal demjenigen eidgenössischen Stande, dessen Nummer, Namen und Wappen auf dem soeben ergriffenen Becher glänzten, einen feierlichen Toast auszubringen. Wer sich hierbei entweder in der diplomatischen Rangordnung der Kantone beim Ergreifen der Becher oder im Ausbringen des Toastes beim Trinken eines Versehens schuldig machte, war gehalten, zum Becher des Vorortes Zürich zurückzukehren und das patriotische Opfer von Neuem zu beginnen. Und nicht eher schloß sich gewöhnlich der Kampf, bis die Becher in den Händen der Wetteifernden wankten, die Zunge stammelte und von den Lippen der vom gewaltigen Weingott Besiegten das Wort „Vaterland“ nur noch leise ertönte und zuletzt die Besinnung erlosch.

In der Revolutionszeit ließ der Dreikönigwirth Iselin den Gasthof umtaufen und hieß ihn von nun an zu den „Drei Mohren“ (Aux trois Magots), womit sein republikanisches Gemüth zufrieden gestellt worden war. Iselin ließ den drei Königen die Kronen wegnehmen und außerden den Kaspar schwarz anstreichen. So wird uns von Herrn Dr. Karl Wieland und von Herrn Meyer-Kraus erzählt.

*  *  *

Joh. Christ. Im Hoof zu den Drei Königen legte im Jahre 1739 seine Wirthsbücher an in langem schmalem Folio mit Inhaltsverzeichniß und einer Einleitung auf dem Deckel:

**„Gottes Brünnlein hat Wasser die Fülle.“**

## Nr. 1. In Drey Königen.

„Das Erst Buch, so ich in Gottes Nahmen In Hoffnung Gottes gnädigem Beystandt und Segen Anno 1739 den 27. Augst Angefangen und den 20. July 1741 geEndet.

„Dem großen Gott seye Lob und Dank gesagt für Alles Gutte, so ich bis dahin Empfangen hab. Insbesonders daß mich kein groß Unglück getroffen, vor besen Schulden bin behüettet worden.“

### 1739.

Der erste Gast traf bei Eröffnung des Buches aus Deutschland ein: Iselin schreibt am 27. Aug.: Kam bey mir an und logierte bey mir Ihr Gnaden Graf von Leiningen und Hardtenburg sammt seinem Hofmeister Herrn Ebel und zwei Bediente. (Kam den 11. Juni 1740 wieder in den Gasthof und blieb drei Tage.)

Es wird passend sein, aufzuführen, was er verzehrte, um aus der Rechnung die damaligen Gasthofspreise kennen zu lernen:

Nachts 1 Sup 5 Sch., 1 Fricassé 15 Sch., Welsch Hünlein 1 ℔ 5 Sch., 1 Sallath 4 Sch., 5 Assiettes Dessert 1 ℔ 5 Sch., 2 Buteillen Burgunder 1 ℔ 10 Sch., 1 But. ord. 4 Sch., Brod 3 Sch., Mittags den 28.: 1 Sup 5 Sch., 1 Stück Fleisch mit Rättig 10 Sch., 1 Duzend Pastettli 5 Sch., 1 Blatte Blumenköhl 15 Sch., 1 Blatte Hanen à l'Orange 16 Sch., 1 Häßlein 1 ℔, 1 Capaun 1 ℔ 5 Sch., 1 Sallath 4 Sch., 5 Assiettes Dessert 1 ℔ 5 Sch., 4 But. Burgunder 2 ℔ 10 Sch., Nachts 1 Krebssup 15 Sch., 1 Blatte Salmen 15 Sch., 1 Blatte Duben en compot 16 Sch., 1 Ardichaux 10 Sch., 10 Lorchen 1 ℔, 2 Hanen 16 Sch., 1 Sallath 4 Sch., 1 Blatte Zünglein 10 Sch., 1 Blatte Salmling 18 Sch., 1 Blatte Kreps 10 Sch., Obs 5 Sch., 2 Assiettes Dessert 10 Sch., Brod 3 Sch., 2 But. Bur-

gunder 1 ℔ 5 Sch. Das Zimmer 1 ℔ 5 Sch., pr. Thee 10 Sch., 2 But. Burgunder mitgenommen 1 ℔ 5 Sch.: Summa 26 ℔ 6 Sch. Zahlt mit Dank. Für die zwei Bedienten drey Mahlzeiten 3 ℔ 15 Sch. Zahlt mit Dank.

30. Jan. Hr. Jenner von Bern und seine Frau Liebste mit Knecht und zwei Pferd verzehrten für Mittagessen, Nachtessen und Morgensuppe 6 ℔ 13 Sch. 8 Pfg.

2. Sept. Madame de Planta sambt Dero Sohn und zwei Bediente zu Mittag gespiesen 4 ℔ 6 Sch.

7. Sept. Jhro Hochw. Gn. Hr. von Reinach und Schwäbach 6 But. Burgunder 3 ℔ 15 Sch., 2 But. Frontiniac 2 ℔. Zahlt.

General Hirtzel sammt seinem Sohn und Hrn. Leutenant Schweitzer sammt 4 Bedienten und 4 Pferd 17 ℔ 9 Sch. 6 Pfg., woran der Gutschner zahlt 3 ℔ 7 Sch. 6 Pfg. Zahlt mit Genügen.

5. Sept. Hr. Franklin und Hr. Worsley Sammt zwei Bedienten. Engelländer Edelleuth blieben bis 8. früh und verzehrten 48 ℔ (der Bediente 17 ℔ 10 Sch.) französisch Geld L. 96. Zahlt mit allem Vergnügen und gab 9 L. Trinkgelt.

10. Sept. Mr. et Mad. de Besselle sammt 17 Offizieren vom Regiment de Cersey. Verzehrten 65 ℔ 7 Sch. 6 Pfg. während eines Tages.

11. Sept. Jhro Gnaden Hrw. Grünberg, preußischer Capitain bis 13. 41 ℔ 4 Sch.

15. Sept. Hr. Burginius von Lörch, verzehrte zu Mittag und Nachts 44 kr. Jst ein armer Schelm.

18. Sept. Jhro Gnaden Hr. Landvogt von Aesch sammt dero Gemahl, drei Herren, 10 ℔ 15 Sch. 4 Pfg. Zahlt mit Undank und Zank. — Kam an zu Mittag Speißen Jhro Hochwürdliche Gnaden Hr. Thumherr von Antlauj und dessen Hr. Vatter mit Hr. Stabhalter Hauß und Hr. Pfarrer von Allschwiller 12 ℔. Zahlt mit Dank.

30. Sept. Mr. de Mongoine, Thurmherr zu Arlesheim mit 2 Bedienten und 3 Pferd zu Mittag.

6. Okt. Jhr Exelentz Hr. Graff von Koloweráth Sambt Hr. Baron von Langenbach, Ein Geistlicher und Kammerdiener

und zwei Pferd über Nacht 14 ℔ 46 Sch. Zahlt mit Vergnügen, doch ist Hr. Baron als Hofmeister etwas genau.

8. Okt. Hr. Pater Leodogarius Hr. Statthalter Ihro Fürstl. Durchlaucht von Mure sammt Ein Bedienter verzehrte 5 ℔ 14 Sch.

12. Okt. Hr. Capitain Leut. Krämer sammt acht Rekruten 6 ℔ 1 Sch. 2 Pfg.

17. Okt. Hr. Graf von Pellogini und 1 Bedienter 35 ℔ 4 Sch. 8 Pfg.

18. Okt. Doctor Antony Gamillo Mary Sammt Seiner Suittes blieb längere Zeit und verzehrte über 100 ℔.

23. Nov. Ihro Gnaden Hr. Baron von Reinach von Steinbrunn und Hr. Baron v. Pfirdt sammt 4 Bediente 34 ℔.

20. Okt. Ihro Hochwürdliche Gnaden Hr. von Andlay Hr. v. Monchoine sammt 8 Pers. und 6 Bediente 27 ℔ 14 Sch., zahlten aber nur 24 ℔.

24. Okt. Hr. v. Schauenburg und 3 Bediente. Pater Prior v. Münster und Hr. Pater sammt einem jungen Herr.

17. Dez. Le Comte de Castillion.

**1740.**

13. Febr. Graf Narschintzgi und Graf Sapsky, sammt Mr. Lafleur als Hofmeister.

9. Febr. Mr. le Baron Matenza v. Marschall sammt 2 Pferden und Kutscher.

17. Febr. Mr. Kochelin, trésorier-général de Metz.

23. Febr. Mr. Diclans zu sechs sammt 20 Pferden des Kardinals de Rohan.

1. April. Hr. Barbier v. Häsigen sammt einer Stiftsdame von Admervon und einem Abbé sammt 2 Bedienten.

21. April. Ihr Exelentz Hr. Graf Stadion, Hr. v. Breidtenbach, Hr. v. Bigeßheim, Hr. Baron v. Guttenburg sammt Ihren Hrn. Couverneurs und 2 Bedienten.

2. Mai. Mr. Cuny, Ein Jesuit und Mr. Radominsky, Confesseur de la Raine de Bolonie und Bedienter.

8. Mai. Hr. Baron Thomas v. Salis.

11. Mai. Hr. Baron v. Schönau, eine Stiftsdame, die Gnädige Frau v. Dießbach, 4 Bediente und 5 Pferde.

19. Mai. Mr. le Major Montesquinon Sambt drey Capitain vom Regiment de Fuquet nebst zwei Bediente und 2 Pferde zum Mittagessen.

2. Juni. Samuel Nicolaus Wernié von Bern (Henzi's Verschwörung) blieb 4 Tage.

17. Juni. Propst und Patres von Bellelay 6 Fl. Burgunder 3 ℔ 15 Sch., 6 Fl. Champagner 10 ℔ 10 Sch., 25 Krebsen 6 Sch.

10. Juni. Hauptmann Ducker in Sardinisch Diensten sammt zwei Bediente, 2 Fl. Rheinwein 1 ℔ 36 Sch., 6 Fl. Champagner 7 ℔ 12 Sch. Zahlt mit allem Vergnügen. Ist ein gallanter Mann.

11. Juni. Der kurpfälzische Regierungs-, Hof- und Gerichtsrath Streckerrens nebst dem Freiherrn Brunn von Schaffhausen, kam 14. Okt. wieder.

21. Juni. Graf Friedrich Christoph von Degenfeld und Schönburg, Graf August Christoph von Degenfeld und Schönburg, Graf Karl Christian von Solms, Graf Johann Friedrich von Rothberg und 4 Bediente, 2 Maß Bier 24 Sch. — Ihro Durchlaucht Hr. Markgraf von Baden-Baden sammt sechs Cavaliers und Controlleurs, Sekretaire, Kammerdiener, Mundkoch samtst zähen Bediente. Die Tafel von Ihro Durchlaucht kostete 58 ℔ 16 Sch.

12. Juli. Baron von Gümmingen, Baron von Schlotheim, Baron von Reichmann, Hauptleute vom Regiment Prinz v. Würtemberg 5 Tage.

Die Barone von Pfirt stiegen gewöhnlich hier ab.

25. Okt. Hauptmann Fäsch von Bänken. Ist alß ein Lump gestorben.

Aug. Junker Rathsherr v. Peyer in Schaffhausen.

12. Aug. Hr. Scheitterer, Inspecteur der Andlauischen Herrschaft, auch Schaffner vom Stift zu St. Stephan zu Straßburg benebst Frau Liebsten, Hrn. Schwager Abbé und 1 Töchterle speisten zu Mittag, 3 Perf. en maigre 4 ℔.

8. Sept. Ihro Excellentz Hr. General Hirtzel sammt zwei Herren Söhne und Hr. Schweizer sammt Bediente.

9. Sept. Propst von Polonoris (St. Apollonaire) mit 8 Perf.

10. Sept. und 9. Nov. Obrist Lochmann sammt zwei Be-

dienten von Zürich nahm 1 Faß Markgräfler von 2 Sm. 12 Maß mit à 26 fl.

21. Sept. Baron von Bärenfels.

30. Sept. Zwei HH. Patres Benediktiner von Luthringen.

16. Okt. Albrecht von Fellenberg von Bern.

6. Nov. Gnädige Frau von Andlau.

14. Nov. Joh. Heinrich Gäßner, Etudiant en théologie von Zürich.

8. Juni. Mr. le Comte d'Algarati d'Italie venant dé Strasbourg zahlt generossement.

**1741.**

28. Jan. Mad. la Comtesse de Zinzendorff avec Mr. le jeune Comte et la jeune Comtesse et Mr. le Gouverneur.

4. Febr. Hr. Mittelholz, vornehmer Handelsherr von St. Gallen.

25. März. Mr. Escher, Enseigne de la Compagnie de Mr. Werdtmüller au Régiment suisse de son Excellence Mr. Leut. Général Hürtzell à Menin. — Mr. de Cronbourg et Mess. les officiers présant à Huningue en garnison.

16. März. Mr. Bräger, Capitaine suisse du Régiment grison, me fait l'honneur de loger chez moy. Zahlt mit Dank und Generosidet.

4. März. Juncker Stocker, Fähndrich v. Schaffhausen. Zahlt mit Generosidet.

19. März. Mr. le Capitain de Cronbourg en garnison à Huningue est entré dans la chambre par jour à ? sols.

21. März. Frau Meyerin Comediantin.

11. April. Mr. le Chevalier Viancourl, Capitaine dans la Cavallerie au service de S. M. Le Roy de France à Porrentruy. (Schuldete dem Wirthe Imhof 72 livres argent de France, zahlbar in 10 Tagen. Wurde bezahlt den 23. April 1742.)

29. April. Mr. de Salis officier et Mr. Schmid lieut. du Régiment de Salis, viennent de la Hollande.

2. Mai. Werthmüller und Hirtzel, Offiziere. — Mr. le Capitaine Stupan, Mr. Schmidt, Mr. Héremann, Officiers suisses en Hollande du Rég. de Salis (Grison). Hr. Hauptmann Stu-

pan hinterließ bis zu seiner Zurückkunft ein Chäschen sammt Geschirr, 1 Paar Tertzeroll oder Sackpistoll. Hr. Cap. Leut. Schmidt 1 Paar Stüfell. Zeche 6 fl. 28 kr.

12. Mai. Lieut. Staiger, Lieut. Escher, Fähndrich Heß, vom Reg. Hirzel.

26. Mai. Mess. le Comte de Pavia de Verona avec 4 domestiques et 4 chevaux.

29. Juni. Hauptmann Stocker mit Gemahlin, Kammerjgf. und Bedienten v. Schaffhausen.

1. Juli. Oberstlieut. Schmidt, Kapt. Lieut. Hirzel.

23. Juli. Mr. Coc, Officier du Rég. Du Roy de la Cavallerie.

20. Juli. Baron v. Holstein.

Das zweite Buch beginnt mit dem Spruche:

**G. G. G.** *)

Gedenke meiner, mein Gott, im Besten. Nehem. 13, V. 31.

1741. Hr. Leut. v. Artwangen. Ist alß ein Schelm davon.

Hauptmann Fäsch von Bäncken. Ist gestorben und Ich bin von Ihm betrogen. 25. Juli nochmals: Hat mich betrogen.

Junker Maiß von Zürich.

Leut. Hirtzel von Zürich. Ließ ein Pferd stehen von dato 22. März. Wurde verkauft den 30. Juli um 5 neue Louisd'or an Hrn. Baron von Ferrette.

1740. 29. April. 1741. Jan. und 25. März. Ihr Excellence Mr. le Marquis de Biré, kaiserl. Botschafter, mit seiner Gemahlin, dem Hauptmann Bombrian und dem Marquis de Pancallié, 5 Pferde und 3 Bediente. Zahlt.

3. August. Domherr v. Roll von Arlesheim. 3 Tage. fl. 21. 32 kr. — Carderet und Cordret, Milords und Hr. Wetstein sammt 3 Bedienten.

12. August. Kam an ein Comédiant Sambt Seiner Frauen, verzehrt fl. 4. 15 und zahlt mit Dank. — Hauptmann Stupan, 3 Tage, fl. 25. 54 kr., zahlt mit aller Generosität.

---

*) Gott gebe Glück.

30. September. Zunftmeister Murbach, Kronenwirth von Schaffhausen. — Capitain Salis und Lieut. Zimmermann mit Knecht.

1741. 25. Januar. Zunftmeister Deggeler von Schaffhausen.

**1742.**

12. April. Ihro Gnaden Hr. Thumherr von Schauenburg. fl. 59. 3 kr. Zahlt den 8. Juni 1743 mit Müh und Verdruß.

September. Hr. Thomas von Salis, Hr. von Haltenstein.

6. Okt. Hr. Hauptmann Faesch von Benken. fl. 39. 43 kr. Ist mit Nichts bezahlt, weillen obiger Haupt. Faesch Alles versoffen und nach seinem Tod Niemand bezahlt worden.

13. Okt. Graf Wardtschardy, Graf Regall, Graf Moltza und Baron von Schellhaß, Offiziere aus Freiburg.

18. Okt. Le Capitaine Deferrière. 14. Nov. fl. 33. 49 kr. Hat mich betrogen und ist in Straßburg geradbrecht worden. (?)

19. Okt. Graf von Ettringen und sein Hofmeister Hr. Herbster.

22. Okt. Baron von Ranzall von Holstein.

26. Okt. Daniel Huntziger, Kaufherr, von Aarau.

28. Okt. Mr. Peyret, ein Edelmann von Paris.

10. Nov. Baron de Rebting de Frauenfeld. (Reding.)

24. Nov. Baron von Langweyl (!!). (Mit dem Wirth wird oft Ulk getrieben.)

18. Nov. Mr. le capitaine de Sagnex aus Mülhausen.

13. Dez. Antonio Camillo Mary, Opérateur, von Konstantinopel, sammt 18 Bedienten.

**1743.**

1. Jan. Hauptmann Corrody aus Zürich.

9. März. Baron von Rosser, ein Cavalier aus Schweden. — Baron von Waltschmidt.

31. März. Mr. le comte de Vellac de Roussillon.

20. April. Hr. v. Stocker aus Schaffhausen, zahlt mit aller Generosität.

23. April. Mr. de Kemna, Chanoine de l'illustre Chapitre de Minden, Conseiller ecclesiastique et assesseur du

tribunal aulique eccl. de S. Altesse Prince Evêque de Cologne. — 18. Mai.

11. Mai. Gnädige Frau Abtissin aus Olsperg.

18. Mai. Ein Pater von Dornach, Essen und Trinken, mit auf's Schiff, hat nichts bezahlen wollen.

27. Mai. Hr. von Wagner, ein Cavalier aus Sachsen, wird am 20. Juni bereits „Graf" titulirt. „Zahlt mit aller Generositeð."

8. Juni. Samuel Huntziger, Elter, von Arauv.

17. Juni. Hr. von Gorth, ein Edel Man von Engelland.

20. Juni. Ihro Excellenz Egidio Degmond de Nienbourg, Envoyé extraordinaire des Etats d'Hollande à la Cour de Naples. Zahlt mit großer Mühe fl. 36.

22. Juni. Hr. Hauptm. von Meyenfeldt von Freyburg i. Br. Restirt zu bezahlen fl. 6.

16. Juli. Mr. le Comte de Vaslin de Vien (Vienne) en Dauphinée.

20. Juli. Mr. Fl. Planta, Lieut. dans la Compagnie de Salis au Regiment de Salis, Soll pr. Briefporto 22 kr. Ist nicht mehr bey mir kommen, habe es nach 11 Jahren durchgestrichen.

2. Aug. Spöhrer, Rothhauswirth zu Bruck, zahlt mit Dank durch den ordin. Fuhrmann.

18. Aug. Baron von Kemna zahlt fl. 344. 12.

29. Aug. Habe den 28. July mit Mad. et Madmoisselle D'Arnoncourt Conto Regliert und Bleiben mir schuldig bis auf den 27. dieses Monaths die Summa von L. 3208. 9. bis 7. Sept. thut 42 Tag, deß Tags L. 5., thut L. 210. pr. Depence vom 17. Augst bis den 2. Obris für die alte D'Arnoncourt tags 24 × 3 thut fl. 44. Ein Chaisse mitgäben 192 fl. L. 3655. 4 kr.

1. Aug. Rathheyser Fol. 192, Hr. Commissarius Heger, Mein Bruder et Ego haben zu Fliehen depenciert namlich dem Würth bezahlt fl. 5. den Musikanten 1. 12. dem Bader 15. dem Bad Mensch 12. dem Kelner 15, 1 Jung Has 1. —. 2 bout. Rothwein 20. 2 bout. Rein Wein 1. 12. 2 bout. Burgund 1. 20. Ein Chaisse Pferdt 2. 24. Total fl. 13. 10.

Ihro Gnaden Hr. Millors De Windham Schlingfeld Moore

Maidning zahlt mit allem Dank den 9. fl. 291. 37, und Generositeð 1 Louisd'or Trinkgeld.

2.—6. Aug. Hr. v. Ex (Eggs) von Rheinfelden.

7. Aug. Junker Hauptmann Zollikofer. Ist vergessen worden Einzufordern.

24. Jan. Vogelsang, Wirth zum Rothen Thurm in Solothurn.

5. März. Mr. le Marquis de Ceurelle, M. de Mont, M. de Bellefort, officier dans le régiment Dauphinée, fl. 44. 32, zahlt mit Dank und sind als Schelmen erkennt worden, so Hrn. Stupanus falsche Wexelbrief verhandelt.

16. März. M.        , officier, zahlt als -- Chicaneur.

5. April. Mr. Salis, Envoyé d'Engleterre.

18. April. Kam an zu logiren Ihro Exc. Hr. Graf v. Fürxtum, kgl. polnischer Gesandte Extra ordinaire nachher Turin. Zahlt mit Ranzen (Markten).

28. April. Brigadier Lochmann (früher Oberst) zahlt mit allem Dank, gab ein vierfachte alte Louisd'or so 28 Gram zu leicht.

25. Mai. Chorherr Fendrich von Rheinfelden.

13. Juni. Mr. de Szamasohny, Capit. au rég. de Spleny Hussar aux service de la Reine d'Hungarie à Fribourg.

29. Mai. M. le General de Magenbach von Wien mit 4 Bedienten.

24. Juni. Capitaine de Sinner de Berne.

8. Okt. Oberst Erlacher. — General Graf v. Bardheim.

August. General de Pretlacher.

24. Aug. Ihro hochfürstl. Durchlaucht v. Lichtenstein, Chevalier de la toison d'or etc., Général de la Cavalerie de S. M. la Reine d'Hungarie et de Bohème à l'armée. — General v. Kuliany. — Ihro hochfürstl. Durchlaucht Graf Esterhazy (blieb lange Zeit hier). — General Esterhazy und Baron Sturbly.

10. Sept. Junker Konrad Stocker. — Samuel Hunziker von Aarau.

19. Sept. Junker v. Wattenwyl und Kestenhofer, Major Dillier und Wurstenberger von Bern.

3. Sept. General Mercy fl. 94. 2 kr. bezahlt, d. d. kaiserl. Postverwalter in Freiburg und in Wien eingezahlt. — Landvogt

Ott von Bern, Hunziker von Aarau und Rathsherr Tschiffeli, Tresorier von Bern.

25. Dez. Graf von Starrenberg, General.

**1744.**

2. Jan. Baron von Olpe.

21. Jan. Baron v. Koseneck von Freiburg. — M. de Courten, maréchal de camp. — Hochwürd. Baron v. Roll.

14. Febr. M. Demoulin von Freiburg fl. 81. 28 kr., bezahlt 42 fl. 30 kr. Ist gestorben und verdorben.

6. Febr. Ihro Durchlaucht zwei Printzen von Hessen-Darmstadt, nebst zwey Cavallier, zwei Camerdiener und 9 Bediente. fl. 159. 22. Zahlt mit aller Generosidet und zwey Ducaten Recompentz.

21. Juni. M. Royer, Commissaire à Huningue, avant à Belfort.

23. Juni. General Friderics.

23. Juli. M. le médecin de Huningue. Ein Schelm so mich betrogen.

* * *

Nach dem Fürstenbuch wohnten folgende Herrschaften von 1844 bis 1880 im Hotel „Drei Könige":

**1844.**

30. Mai. Viktoria, Herzogin von Kent, geb. Herzogin v. Sachsen.
19. Juli. Kronprinz Karl und Prinz Wilhelm von Würtemberg, Prinzessin Sophie und Prinz Guillaume von Oranien.
2. Juni. Herzogin Henriette zu Würtemberg, geb. Prinzessin zu Nassau.
9. Juni. Prinz Alexander von Preußen.
11. Juni. Leopold, Großherzog von Baden.

**1846.**

10. Aug. Albrecht, Prinz von Preußen.
30. Aug. Anne, épouse de Guillaume le Roi des Pays-Bas.
2. Sept. Leopold, König von Belgien.

**1852.**

4. Sept. Oskar, König von Schweden und Königin Josephine.
" Stephanie, Großherzogin von Baden.
9. Okt. 1852 und 11. Aug. 1867. Fr. d'Orléans, Françoise, Prince de Joinville, Henri d'Orléans, duc d'Aumale.

**1853.**

30. Juli. Sophie Mathilde, Königin der Niederlande.

**1857.**

10. Mai. Henry, Graf von Chambord.
5. Juni. Die Kaiserin-Mutter von Rußland.

**1866.**

3. März. Friedrich, Großherzog von Baden.
7. Mai. W. Adalbert, Prinz von Preußen.
2. Juni. Friedrich Franz, Erbgroßherzog, und Paul Friedrich, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin.
11. Aug. und 30. Sept. Louis Philippe d'Orléans, Graf von Paris. — Robert d'Orléans, Herzog von Chartres, und Françoise, Herzogin von Chartres. — Isabelle d'Orléans, Gräfin von Paris,
22. Aug. Christian, Prinz von Schleswig-Holstein, und Helena, Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, Prinzessin von Großbritannien und Irland.
16. Sept. Wilhelm, Prinz von Baden; Marie, Prinzessin Wilhelm von Baden, Prinzessin von Leuchtenberg.
1. Okt. Philipp, Graf von Flandern.
3. Okt. Prinz Alexander der Niederlande.
16. Okt. Prinz und Prinzessin Napoléon Charles Bonaparte.

**1867.**

3. Juni. Prinz Friedrich und Prinzeß Marie der Niederlande.
19. Aug. Friedrich August, Erbgroßherzog, Georg Ludwig, Herzog, und Elisabeth, Großherzogin von Oldenburg.
3. Sept. S. A. I. Shimidzn-Mimbutai Nô (frère de S. M. le Taikoune du Japon).
26. Okt. Albrecht, Prinz von Preußen.

29. Okt. Elisabeth, Prinzessin von Baden.
9. Nov. Verwittwete Fürstin zu Fürstenberg, geb. Prinzessin von Baden.

**1868.**

1. Juni. Karl Egon, Fürst zu Fürstenberg.
24. Juli. Pierre d'Orléans, Herzog von Penthière.
13. Sept. Elisabeth, verwittwete Königin von Preußen.
3. Dez. Karoline, Fürstin zu Reuß LXIII., geb. Gräfin von Stolberg-Wernigerode. — Heinrich LV., Prinz zu Reuß, jüngere Linie.

**1869.**

11. Aug. Tousson-Pascha.
Georg, Prinz von Preußen.
15. Sept. Der Kronprinz von Egypten.

**1871.**

7. Juli. Marie, Prinzessin von Baden, Herzogin von Hamilton.
Herzog von Hamilton.
9. Juli. Fürst zu Salm-Salm.
16. Aug. Egon, Prinz von Thurn und Taxis.
Graf und Gräfin von Moncalieri.

**1872.**

5. Jan. Adelheid, Herzogin von Nassau, Prinzessin von Anhalt.
Wilhelm, Herzog von Nassau.
24. Juni. Louise, Königin von Dänemark.
Thyra, Prinzessin von Dänemark.
25./26. Nov. Viktoria, Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen, Kronprinzessin von Großbritannien und Irland.

**1873.**

4. Juli. Margherita di Savoia.
18. Sept. Christian IX., König von Dänemark.
Waldemar, Prinz von Dänemark.
16. Okt. Alice, Prinzessin Ludwig von Hessen, Prinzessin von Großbritannien und Irland.

**1875.**

8. Aug. Umberto di Savoia.
18. Aug. Alexander, Prinz der Niederlande.

**1876.**

14. Juni. Sophie, Königin von Schweden und Norwegen.

**1877.**

3. Febr. Karl, Prinz von Preußen; Marie und Elisabeth, Prinzessinnen von Preußen.

So wären noch viele fürstliche Herrschaften, namentlich seit dem Jahre 1880, zu verzeichnen; wir wollen es bei dem Gegebenen bewenden lassen. Viele Herrschaften sind zwei und drei Mal im Gasthofe abgestiegen; der Wirth hat aber nicht nothwendig gehabt, solche Bemerkungen in sein Hauptbuch zu machen, wie sein Vorgänger Im Hoof in den Jahren 1739 bis 1744.



## 12. Der Gasthof zur Goldenen Blume

liegt in der engen Schwanengasse; er ist ein großes Gebäude von drei Stockwerken zu je sieben Fenstern. Das Erdgeschoß ist zu Wirthschaftsräumlichkeiten und zu einem Laden eingerichtet. Das Haus ist tief, indem die ganze Partie, die am Korbgäßchen (früher Harnischgäßchen) liegt, dazu gehört.

Das Haus ist alt. In der mittelalterlichen Sammlung befindet sich ein größeres Stück und eilf kleinere Stücke von der Decke des Wirthshauses zur „Blume", leicht zu dem Besten gehörig, was in dieser Beziehung aufgewiesen werden kann („Mittelalterliche Sammlung" von Professor M. Heyne).

In den Siebziger-Jahren wurden aus einem nichtbeachteten Verstecke zwei Möbel an's Tageslicht gezogen, welche die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und des Tischlergewerbes verdienen: ein Schrank, auf vier runden Füßen stehend, von der Höhe eines Zimmers, in reicher Architektur, und mit geschnitzten Säulen, feiner eingelegter Arbeit und kunstreichem Beschläge. Der Schrank trägt die Jahreszahl 1616 und die Initialen M. W. und A. E. Ferner eine Truhe, in gleichem Styl gehalten und ebenfalls von schöner Ausführung. Die Truhe trägt die Inschrift: Die Vntrewe mich wol warnen thuot. Darvm halt ich den Schatz in der HVt. Beide Stücke haben seiner Zeit wahrscheinlich als Bestandtheile einer Aussteuer junger Eheleute gedient.

Aus der Geschichte des Hauses wollen wir einige Episoden hervorheben. Die Zeit der Kirchenversammlung (Konzil 1431—1448) brachte ein merkwürdiges Leben nach Basel, das die Thätigkeit des Bürgers, Handwerkers und Kaufmanns vielfach in

Anspruch nahm. Die Herbergen und Wirthshäuser waren überfüllt von Herrenvolk und Dienern aller Art. Diese brachten nicht nur Geld in die Stadt, sondern auch verderbliche Moden und Bedürfnisse und verdrängten die alten guten Sitten. Nach der Schlacht von St. Jakob 1444 war das Verhältniß zwischen der Stadt und dem österreichischen Adel sehr gespannt. Leister von Laufenburg, welche in der Herberge zum „Blumen" lagen, durften sich, als später die Eidgenossen in die Stadt kamen, nicht öffentlich blicken lassen, konnten nicht zur Kirche gehen, ihre Pferde nicht zur Tränke führen, nicht auf die Rheinbrücke sich wagen. Entstand auf der Straße etwa ein Geläuf, so mußte der Wirth sie in das Stüblein zum „Hintern Blumen" verstecken und einschließen, daß sie im Hause nicht erstochen wurden. Als 1501 am 12. Juli bei Anlaß des Eintritts der Stadt Basel in den Schweizerbund die Eidgenossen zur Entgegennahme der Eidesleistung nach Basel kamen, wurden sie im „Storchen", im „Löwen", im „Silberberg" und in der „Blume" einquartiert.

Pfarrer Gast, der Verfasser des bekannten Tagebuchs, erzählt in seinen Aufzeichnungen: 9. Januar 1548. „Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach kommt nach Basel. Indem er seiner Gattin ein Haus in der Nähe der Blumen kaufte, hofte er selber mit zwei Söhnen und seinen Pferden in dieser Herberge." Gast brachte 1548 nebst Antistes Myconius und andern Gelehrten und Geistlichen (Curio, Weissenburger, Münster, Musculus) mit dem heldenmüthigen Verfechter der Protestanten manche Stunde in der „Blume" zu. „31. Mai. Hauptmann Schertlin versuchte einige Rathsglieder durch Geschenke zu gewinnen. Dem Heidelin gab er ein Spanferkel, das er zurückerhielt, Andern Anderes. Er handelte unklug und gab schlechten Rathgebern Gehör. 1551. 15. Juli. Ich speiste heute mit Schertlin, Myconius, Wolff, Celarius, Münster, Cölio und Musculus, der von Augsburg anlangte, in der „Blume". Auch befanden sich dabei zwei gute Männer des Herzogs Otto Heinrich, des Pfalzgrafen. 25. Oktober. Ich speiste mit Oporin für 3 ß. in der „Blume". Brod und Wein brachten wir mit. 23. November. Hochzeit der Susanna Winter mit Jakob Grieder von Schaffhausen. Mittagsmahl und Abendessen in der „Blume". 1582 und 1583 starben dem Blumenwirth an der Pest zwei Kinder.

Ulrich von Hutten wohnte 1522 und 1523, als er in Basel war, in der „Blume". Urkundlich nachweisbar ist der Anfang der Wirthschaft zur „Blume" ebensowenig wie der der „Drei Könige". Im Jahre 1440 tritt Burkart Besserer, Wirth zum „Meigen" (Blume), Bürger in Basel, als Zeuge in einer Urkunde auf (Boos, Urkundenbuch von Baselland, 839). Aus Plater's Häuserverzeichniß geht hervor, daß dieselbe schon 1610 existirte, während in dem gleichen Register vom Gasthof zu den „Drei Königen" keine Rede mehr ist, indem neben dem Salzthurm einfach der „Schertlin's Hof" aufgeführt wird. Es muß also damals allem Anscheine nach der Wirthsbetrieb eine Zeit lang eingestellt gewesen und der Name „Blume" auf das erwähnte Haus in der Schwanengasse übergegangen sein. Anders läßt sich die zeitweilige Uebertragung des Namens „Blumengasse" auf die Schwanengasse, unter gleichzeitiger Fortführung des Namens „Blumenplatz" nicht erklären. Die Familie Obermeyer bewarb sich dann neuerdings um das Wirthschaftsrecht der alten „Blume" und führte das Haus unter dem Namen „Drei Könige" fort. In dem Exemplar von Plater's Verzeichniß, das sich auf der „Vaterländischen Bibliothek" befindet, ist auch von anderer, späterer Hand zu dem betreffenden Satze: „Schertlin's Hof, jetzt Obermeyer" der Zusatz gemacht worden: „später zum III. König", und Fiskal Burckhardt fügt noch bei: „Sebastian Schertlin kaufte es 1549."

Die erste uns vorliegende Urkunde stammt aus der Blumenschmiede, wonach die Schwester des Rudolf Treu, Schlossers, 1685 in einem Hausverkauf verbeiständet ist durch Niklaus Krämer, Wirth zur „Blume". Die zweite Urkunde der „Blume" datirt vom Jahre 1730.

Durch Brief mit hängendem Siegel bekundet unterm 28. November 1730 der Rathsherr und Licentiat Jakob Christoph Frey, daß vor ihm Herr Amtmann von Waldkirch erschienen sei Namens des Raths- und Dreierherrn Sebastian Spörlin und dieser Namens seiner Schwiegermutter in Sachen einer Schuldforderung von 5000 ℔ Kapital sammt Zins und ergangener Kosten an Herrn Jakob Bulacher zur Blume allhier, und dessen Ehefrau sel. Dieselben hätten der genannten Frau die Behausung und Wirthschaft zur Blume als Unterpfand verschrieben; am 21. September

sei das gedachte Haus laut Urtheil gefröhnt, in Gericht gezogen und auf sein Begehren hin ausgerufen, feilgeboten, vergantet und verkauft worden mit aller Zubehörde und Gerechtigkeit, offentlich, wie Recht ist, und hat darum geboten Herr Amtmann Leucht, Namens der Brennerischen Erben 3640 Pfund Gelts guter, gänger und genehmer Basler Währung. Dabei waren Zeugen die Edlen, Ehrenvesten, frommen, fürnehmen, fürsichtigen, Ehrsamen und weysen Herren Herr Paulus Riz, Jakob Mäglin von Räthen; Herr Johannes Merian, Daniel Falckener, Abel Miz, Martin Stehelin und Johann Jakob Thurneysen von der Gemeind, alle Burger und des Stadtgerichts zu Basel.

Das Haus wird bezeichnet als liegend gegen den Blumenplatz, einerseits Herrn Andreas Falkeisen des Raths, anderseits Herrn Johann Jakob Braun, dem Seiler.

Das Haus blieb nicht lange in den Händen der Brenner'schen Erben, es wurde zehn Jahre nachher von den Kreditoren des Eigenthümers Weinmann, von Abraham Roschet's Wittwe durch Herrn Hans Jakob Fäsch, dem jüngern, um 4000 Pfund Gelds ersteigert den 19. Januar 1740.

Den 4. März 1749 kam das Haus „zum Harnisch", einerseits neben der „Blume", anderseits neben dem Harnischgäßlein, wegen 4000 ℔ Kapital, die der Eigenthümer, Martin Wenkh, Kupferschmied, dem Herrn Ulrich Schneller schuldete, auf die Gant und wurde um die Summe von 3055 Pfund ersteigert von dem Rothgerber Ludwig Wenkh und dem Spitalküfer Peter Frieß.

Den 12. Dezember 1742 wurde Daniel Meyer von der Bezahlung des Weinzehntens befreit.

Den 9. August 1747 verkaufen Daniel Meyer und Frau Juditha Meyer, geborne Brennerin, an Herrn Lieutenant Theobald Hagenbach die Behausung und Wirthschaft zur Blume, einerseits dem Seiler Dietrich Frühe, anderseits dem Kupferschmied Martin Wenkh, hinten mit dem Ausgang auf das Gäßli und Herrn Johann Ellners, des Raths, stoßend; einigem Schiff und Geschirr, bodenzinsfrei, ledig und eigen, um 6000 ℔, zwei Dritttheilen in kurrentem Basler Geld und einen Dritttheil in neuen französischen Thalern zu 36 Batzen gerechnet. Der Akt ist ausgefertigt den 9. November 1747 und wurde unterzeichnet am

Zahltag der Kaufsumme, den 16. Mai 1748, von Daniel Meyer und Judith Brennerin, Sebastian Becker als Beistand und dem geschwornen kaiserlichen Notar und Johanniter-Schaffner Johann Gysendörffer.

Schon das Jahr darauf, am 14. März 1749, geht das Haus wieder an die früheren Eigenthümer zurück um 5500 ℔ in neuen französischen Thalern, das Stück zu 3 ℔ Gelds gerechnet, und 6 neuen Louisd'or Trinkgeld. Am 26. September 1749 wird der Kaufschilling vermöge der in Handen habenden Assignationen und Anweisungen geliefert und bezahlt. Zum miterkauften Wirthschaftsinventar gehören: ein Känsterlein in der großen Stube, ein Kuchekänsterlein sammt Geschirrschaft, sechs Tische in der Gaststube, vier Lehnenstühle, zwei lange Stühle, ein Stückfaß von 17 Saum, eines von 5 Saum, beide in Eisen, zwei Vierling Fäßer, jedes von 3 Saum, sodann zwei kleinere von ungefähr 2 Saum, in Holz gebunden.

Peter Frieß, Spitalküfer, und seine Ehefrau Rosina Bloch, sowie Ludwig Wenkh, der Rothgerber, und Frau Juditha Flick verkaufen am 22. November 1756 an die Wirthsleute zur Blume ihr Haus zum Harnisch, einerseits der Blume, anderseits an der Korbgasse gelegen, um 2700 ℔ Gelds. Die Liquidirung und Unterzeichnung des Kaufs geschieht am 23 Februar 1757 in Anwesenheit des Notarius J. Reinhard Bruckner.

Am 23. Juli 1779 ist Daniel Meyer noch Besitzer des Gasthauses zur Blume, wie das aus einem Urtheil des Fünfergerichts hervorgeht in einer Streitsache gegen den Nachbar Seiler Dietrich Früh.

Frau Juditha Meyer, geb. Brenner, verkauft an Abraham Roschet, deren Sohn und Miterben die Behausung zur „Goldenen Blume", einerseits Dietrich Früh, anderseits dem Harnischgäßlein um 7000 ℔ Gelds den 15. Juli 1782.

Im Juni 1798 ist Bürger Rudolf Holzach Besitzer der Blume. Er zeigt durch folgende, deutsch und französisch gedruckte Empfehlung die Uebernahme des Gasthofs an: „Bürger Rudolf Holzach, dermaliger Wirth und Gastgeber zur Blumen in Basel, empfiehlt sich als ein junger Anfänger, da er obbemeldte Wirthschaft an sich erkauft, und dieselbe verwichenen Monath May

angetreten, allen und jeden Reisenden, wie auch den Fuhrleuten; für erstere ist er mit artigen Zimmern, und für letztere zugleich mit schöner Stallung versehen; in Ansehung der Bedienung wird er sich, sowohl in Billigkeit als im Traktament, zu jedermanns Zufriedenheit bestreben. Basel den 9. Brachmon. 1798."

Die Eigenthümer der Blume, Heinrich Schmidt-Lotz, Th. Kündig und Georg Strub, Vater, geben den 29. November 1848 das Gasthaus zur Blume dem Herrn Peter Anton Leibzig und dessen Ehefrau Elisabeth Leibzig-Felber aus Kronweißenburg, Bas-Rhin (Frankreich), in Pacht auf drei Jahre. Zehn Jahre später, den 25. Oktober 1858, kauft Leibzig den Gasthof, eine Zeit lang Anker genannt, von den genannten Eigenthümern um die Summe von Fr. 66,000.

Lange Zeit war Herr Louis Hechinger-Steinacher, Theilhaber der Comestibleshandlung Hechinger & Christen, Eigenthümer des Hauses. Beim Konkurse desselben kam das Haus an die Hauptgläubigerin, die Handwerkerbank, und jetzt ist es Eigenthum des Herrn M. Bauer-Sturm.



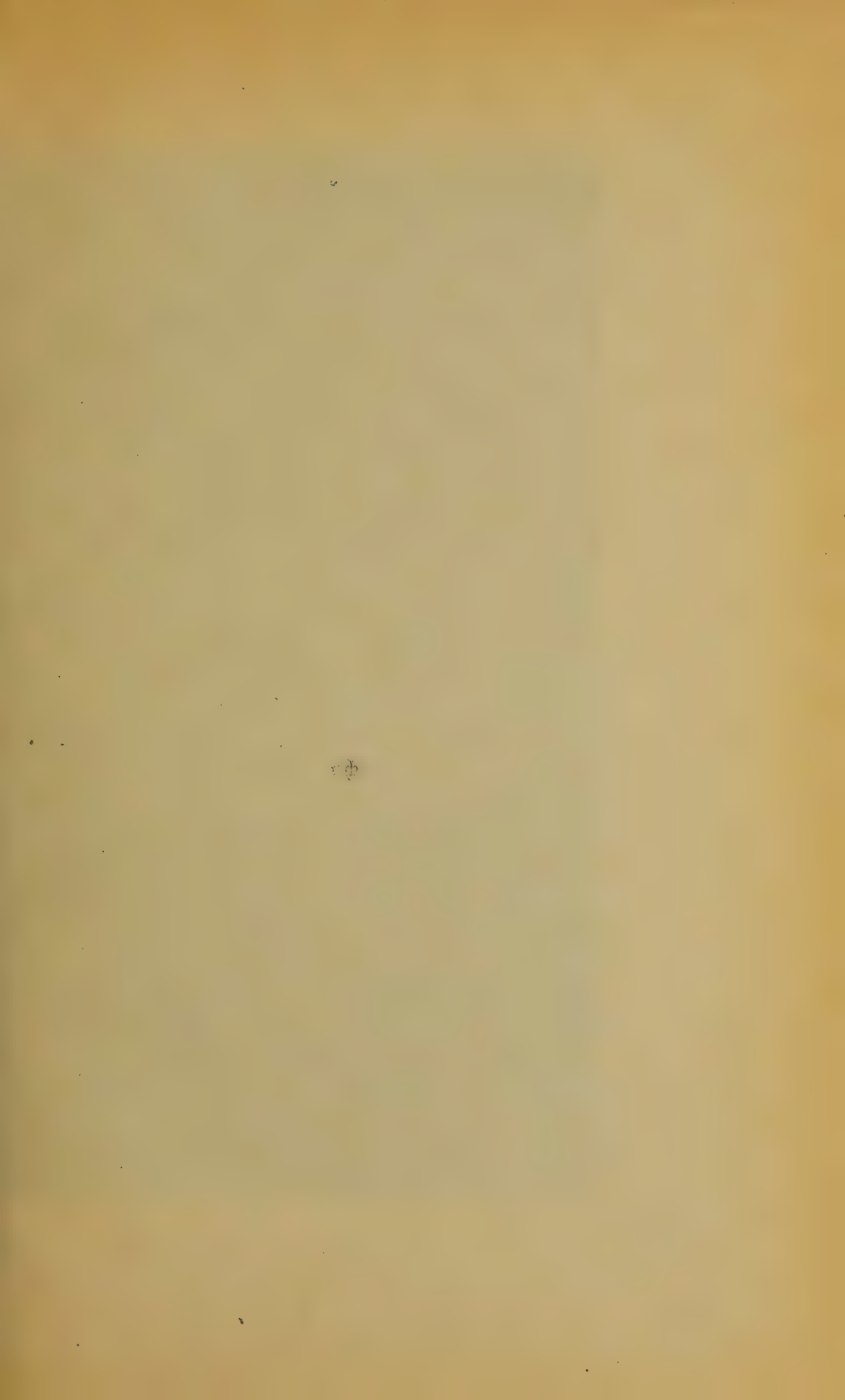
## 13. Der Fischmarkt.

Der Fischmarkt gehört unbestritten zu den ältesten Theilen der Stadt. Der Verkehr auf dem nahe vorbeifließenden Rhein, der Ertrag des Gewässers gab schon frühzeitig Anlaß, eine Stätte herzustellen, auf der Handel und Wandel mit den zu Tage geförderten Fischen seinen geordneten und regelmäßigen Verlauf nehmen konnte. Die Grenze der Stadt war der Birsig; an dessen Ausfluß in den Rhein siedelten sich bald die Fischer und Schiffleute an, es entstand die Schifflände, das Salzthor, die Salzgasse mit ihren Bütten zum Einsalzen der Fische, mit dem Wirthshaus zum Schiff (1439) und der Fischmarkt (forum piscium).

In frühern Jahrhunderten, als die Dienstboten beim Eintritt in den Dienst sich noch bedungen, daß sie nur zwei Mal in der Woche Fische essen müßten, da war der Verkehr auf dem Fischmarkt ein außerordentlich reger, lebhafter, bedeutender und täglicher. Heute findet nur noch ein Mal in der Woche Markt mit Fischen statt und auch dieser hat nur noch irgendwelche Bedeutung hinsichtlich der Preise, nicht aber auch der Menge der Fische. An jedem Freitag früh 7 Uhr postiren sich um den schönen gothischen Brunnen mitten auf dem Platze etwa 20 Fischhändler, Männer und Weiber, größtentheils aus Kleinbasel und aus dem Elsaß. Ihre Fischbehälter und Züber werden an das Trottoir des Brunnens gestellt und zu denselben tritt das kauflustige Publikum, viele Israeliten, heran, auch einige Gasthofbesitzer oder deren Köche und Köchinnen; endlich eine Anzahl Privatleute. Außer diesen Händlern, die meistens die gewohnten Sorten Rheinfische führen, haben noch die Fischhändler Friedr. Glaser und E. Christen

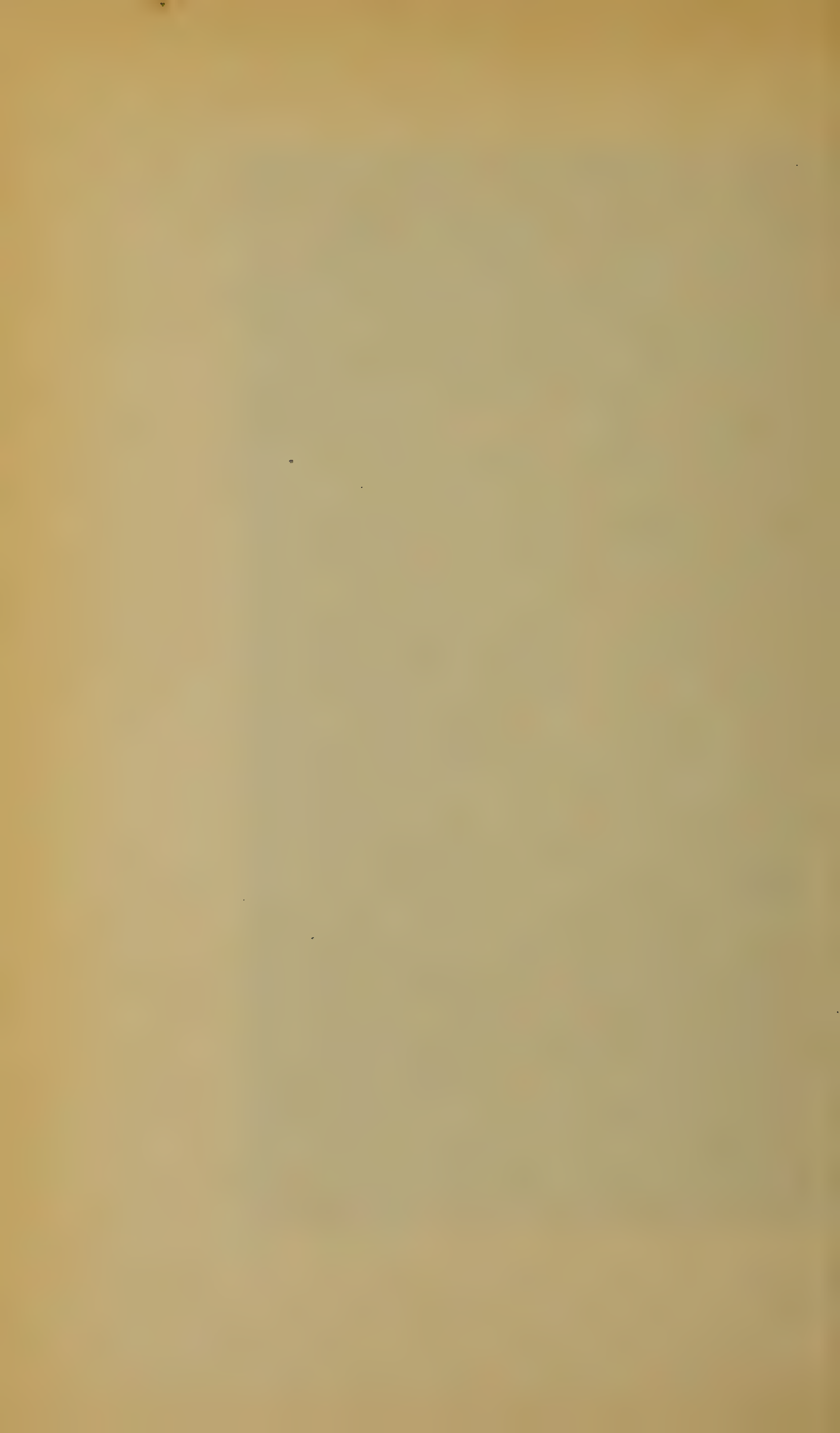
ein Depot von Seefischen, Wildpret und Geflügel dort zum Verkauf. Um 10 Uhr ist größtentheils der Markt vorbei und wer um 11 Uhr noch für einen spät sich anmeldenden Gast mit einem feinen Fisch den bürgerlichen Tisch zu verschönern gedenkt, muß sich schon zu den Fischhändlern Christen, Glaser, Jäcker oder Alfred Löliger verfügen, um seinen Wunsch zu befriedigen. Das Meiste ist bereits von den zahlreichen Israeliten in Basel weggekauft worden, denen es Gewissenspflicht ist, am Freitag Abend zur Feier des beginnenden Sabbatfestes einen in alttestamentarischer Weise zubereiteten Fisch auf der Tafel zu haben. Der Hausherr läßt es sich in diesem Falle nicht verdrießen, selbst auf den Markt zu gehen, die richtige Wahl zu treffen, ordentlich zu feilschen und dann das mit großem Aufwand von Beredtsamkeit und vielleicht weniger Geld Erworbene in einem filoschirten Gärnlein nach Hause zu tragen.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Trotz des strengen Zunftzwanges war auf dem Marktplatze lebhafter Verkehr mit Fischen aller Art und die heute noch erhaltenen Menus der Privat- und Rathsgastmähler geben uns eine Idee von der Reichhaltigkeit, mit der die Tafeln der Vornehmen, in Bezug auf die Güte, Menge und Größe der Fische bedacht waren. Trotz der Beliebtheit dieses Artikels stand die Fischer- und Schiffleutenzunft nicht so hoch in Ansehen wie andere Zünfte, wie die Metzger und Spinnwettern, die schon 1248 ihre Zunfturkunden erhielten, indem sie den Fischern erst hundert Jahre später (1354) durch den Bischof Senn von Münsingen zu Theil wurden, unter welchem Oberhirten überhaupt alle Zünfte rathsfähig wurden. Bei diesem Anlasse erhielten sie auch ihr Wappen: einen Salm und einen Anker. Die Zunft war eine gespaltene, die Fischer hatten ihr besonderes Zunfthaus auf dem Fischmarkt, einerseits dem Kellergäßlein, anderseits dem uralten Hause zum Schlauch (später zum goldenen Ring genannt); die Schiffleute hatten ihr Zunfthaus seit 1402 in der St. Johannsvorstadt Rheinseits, und siedelten später in das Gesellschaftshaus zur „Mägd“ über. Die beiden Berufskreise hatten in der That eine gespaltene Zunft; schon 1416 hatten sie „Spenn und Stöß“ wegen des Wappens; die Schiffleute beanspruchten einen Anker und unter demselben einen Fisch






APOTHEKE A SCHELLHAAS
MEHLHANDLUNG GROSS & KLEIN



in's Wappen, die Fischer wollten zwei „geschrenkete Stahelen", „als sie solche jeweilen gehabt und hergebracht hätten". Im Jahre 1422 beschloß der Rath „um Frieden und Gemachs willen", daß die Fischer und Schiffleute ihr Panner haben sollen in „Vierpassewise", jeweilen einen Anker und einen Fisch enthaltend und zwar jeweilen verschränkt, damit jeder Halbzunft ihr Recht werde.

Neben dem Kornmarkt (dem heutigen Rathhausplatz) war im 14. und 15. Jahrhundert der Fischmarkt der belebteste Platz der Stadt. Hier standen die Fischbänke; hier legten die Bäcker ihre Brode aus, hier befand sich wie auf dem Kornmarkt die Wechsellaube mit den Wechselbänken der Münzer, in der Nähe stand die Fronwage und in der heutigen Schwanengasse (im 14. Jahrhundert noch Salzgasse geheißen) hatte der Salzverkauf statt. Wie heute gab es schon damals in dieser Gegend viele Wirthshäuser und Schenken: der Thurm ze Rin, zum Blumen, zum Hecht, zur Krone, zum Schiff unter den Salzkasten, zum Schwanen, zum Ingber, zum großen Keller u. a. m. Alles das brachte Leben und Verkehr auf den Platz. Indessen hatte zu damaliger Zeit der Fischmarkt nicht ein so freundliches und gefälliges Ansehen wie heute. Der Platz wurde erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts mit Steinen besetzt und im Jahre 1417 trotz des Widerspruchs eines Metzgermeisters Jakob Lurtsch die Pfläſterung in der Stadt vollendet. Man



lief häufig barfuß und scheute weder Koth noch Staub. Allmälig fing man an, vor die Hausthüren Bretter zu legen und da diese sich als unzulänglich erwiesen Steine, die man um sicher auftreten zu können, in die Erde schlug. Bern pfläſterte seine Straßen im Jahre 1399, Zürich im Jahre 1403—1405. Die Pfläſterung kostete der Stadt Zürich 3200 ℔ und verbot

man, „daß ein Jar kein schwin uff der Bsetze gon sollt". (Hidber, 1880, II. S. 254.) Was aber dem Basler Fischmarkt bis zur zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine besondere Eigenart verlieh, war, daß der Birsig offen und mitten durch die Marktstätte lief, deren Hälften durch eine Brücke mit einander verbunden wurden. Der Birsig (Diminutiv von Birs) wird schon 1004 mit diesem Namen genannt und die Brücke finden wir urkundlich 1359 bei der Aufführung eines Hauses auf dem Fischmarkt „gelegen an der Birsbruck". Die Zweitheilung des Platzes war Ursache, daß dem Marktbrunnen eine abseits liegende Stätte angewiesen werden mußte; der Brunnen sprudelte 1378 noch sehr bescheiden auf der Seite bei dem Hause zur „Glocke" (Nr. 154) heraus. Sobald der Birsig aber gedeckt war und der Platz sein Straßenpflaster erhalten hatte, erzeigte sich auch sofort die Nothwendigkeit, für diesen neu gewonnenen schönen Raum einen künstlerischen Mittelpunkt zu schaffen. Der Gedanke lag nahe, den Platz mit einem Brunnen zu zieren.

* *
*

Den Beweis, daß auch das 15. Jahrhundert den idealistischen Styl seines Vorgängers und zwar auf dem Gebiete der Plastik wie der Malerei zu behaupten wußte, liefert in ersterer Hinsicht unser Fischmarktbrunnen: „Man würde diese sanft geschweiften Figuren," sagt Rahn in seiner „Geschichte der bildenden Künste", „mit ihren süß lächelnden Mienen und den langen schmiegsamen Gewändern unbedenklich für Werke des 14. Jahrhunderts halten, wenn nicht ein urkundliches Zeugniß den spätern Ursprung verbürgte; erst in den Jahren 1467 und 1468 hat Meister Jakob Sarbach, derselbe, der 1473 das Spalenthor erbaute, diesen Brunnen errichtet." Es existirt in der Schweiz noch ein ähnlicher Brunnen, der ebenfalls thurmartig nach dem Muster eines Sakramentshäuschens erbaut ist: der Weinmarktbrunnen zu Luzern; dieser letztere ist indessen schlichter und derber gehalten, während unser Fischmarktbrunnen ein höchst eleganter, in den reinsten Formen der entwickelten Gothik gehaltener Bau ist.

Den kreisrunden Ständer krönt ein achteckiger Aufsatz, mit Spitzgiebeln und den Statuetten von musizirenden Engeln und

Schildhaltern geschmückt. Darauf erhebt sich auf kräftig ausladendem Blattkranze eine dreiseitige Fiale, von Statuen und Säulen umgeben. Letztere stützen die in halber Höhe dreieckig vorspringenden Tabernakel und dienen zugleich als Träger einer zweiten Gruppe von kleinern Standbildern, zwischen denen die zierlich gegliederte Fiale mit dünner Spitze emporschießt. Die Hauptstatuen der Säule sind: die heilige Jungfrau, S. Johannes und S. Petrus. Die Statuetten auf den Ecksäulen stellen die christlichen Kardinaltugenden: die Beharrlichkeit mit der Säule, die Gerechtigkeit mit dem Schwerte, die Liebe Gottes mit dem Lamm und dem Szepter vor. Ueber den reichverzierten Baldachinen stehen noch drei kleinere Figuren, vielleicht Erzväter oder Propheten. Ein vergoldeter Engel krönt die Spitze des schlanken Monumentes. Während der Styl, wie gesagt, spätestens auf den Anfang des 15. Jahrhunderts hindeutet, lassen die Statuen vermuthen, daß sie einem ältern Werke angehören. Eine Inschrift mit der Jahreszahl 1618 zeigt uns eine Restauration des Werkes an. Eine zweite Restauration desselben fällt in unsere Tage. Darüber schreibt Dr. Streuber in seiner historisch-topographischen Schilderung der „Stadt Basel“: „Der Brunnen war im Laufe der Zeit schadhaft geworden und es handelte sich darum, die Schaale, sowie den untern Theil des Brunnenstocks zu erneuern. Da der obere Theil ebenfalls Risse hatte, die ein Abbrechen und Wiederaufsetzen desselben höchst gefährlich erscheinen ließen, so mußte er, der ungefähr 200 Centner wog, mit größter Sorgfalt gehoben, der untere, das Wasser spendende Theil des Stockes abgebrochen, durch einen neuen, aus einem Granitfindling gehauenen Stock ersetzt und dann die Thurmspitze wieder auf denselben herabgelassen werden. Dies geschah (im Winter 1851) mittelst eines beweglichen Gerüstes, in welches die Pyramide fest eingerammt und mit welchem sie dann glücklich gehoben wurde.“ Die neue Schaale des Brunnens besteht nun aus Solothurner Marmor; die erforderlichen Reparaturen an der Pyramide wurden ebenfalls ohne Schwierigkeiten vorgenommen und so ist der Brunnen in verschönerter Gestalt fortwährend eine Zierde der Stadt und speziell des Platzes.

* * *

Um das Denkmal der plastischen Kunst hatten im 16. Jahrhundert auch die Musen ihren Sitz auf dem Fischmarkt aufgeschlagen. Basel war schon frühzeitig für Mummereien, Prozessionen und ähnliche Feierlichkeiten eingenommen und der heute noch bestehende Zug der drei Gesellschaftszeichen („Ehrenthiere"), die Umzüge der Gesellschaften selbst, die Fastnachtsschwänke, der Küfertanz erinnern an eine fröhliche und heitere Lebenslust des Volkes, die selbst der spätere ernste und strenge Protestantismus nicht ganz abstreifen konnte. Die Besuche eines Zürcher Harstes im Jahre 1503, des Bruder Fritschi von Luzern (1508), der Ländler aus der Urschweiz, mit den damit verbundenen Festen, leitete die Bürgerschaft auf den Gedanken, durch schauspielartige Aufführungen den festlichen Anlässen einen höheren Schwung zu verleihen. So entstanden, namentlich angeregt durch den Buchdrucker Pamphilius Gengenbach, die Schauspiele auf öffentlichen Plätzen. Die Gengenbach'schen Schauspiele („Der welsch Fluß", 1513, „Der alt Eydtgnoß" und „Der Bundtschu", 1514) sind weniger Dramen im eigentlichen Sinne des Wortes, als Unterredungen im Sinne der damaligen Zeit und waren auch bei Nikolaus Manuel u. A., sowie in den Fastnachtspielen üblich. Von Gengenbach führt Dr. L. August Burckhardt (Beiträge zur vaterländischen Geschichte I, 180) speziell ein „Thatspiel" an: „Die zehn Alter dieser Welt", welches im Jahre 1500 erschienen sein soll und worin hauptsächlich die Thorheiten und Fehler der Menschen gerügt werden. Wann die Aufführung stattfand, ist nicht bekannt; daß das Stück überhaupt aufgeführt wurde, beweist die Erzählung Felix Platers, der erwähnt, dasselbe in seinen Bubenjahren oft probirt zu haben. Das Stück muß überhaupt Aufsehen gemacht haben, denn es wurde zu Augsburg, München, Nürnberg, Meiningen, Köln &c. mehrfach nachgedruckt. Es werden heute noch die Figuren dieses 300 Jahre alten Stückes durch die Lithographie vervielfältigt. Der Kornmarkt und der Fischmarkt waren diejenigen Plätze, auf welchen die Stücke zur Aufführung gelangten. Am 6. Juni 1546 (schreibt Felix Plater) spielte man auf dem Kornmarkt Pauli Bekehrung, so Valentin Boltz (der Schulmeister) gemacht. „Lang darvor hatt Ulricus Coccius die Susannam uf dem Fischmarkt gespilt. Do luogt ich zuo in mins schniders Wolf Eblingers hous. Die brüge

(das Theater) war uf dem brunnen und war ein zinnener kasten, darin die Susanna sich weschet, doselbst am brunnen gemacht; darby saß eine im roten rock, was eine Merianin, Ulrico Coccio versprochen, aber noch nit zu kilchen gefiert. Der ringler war der Daniel, noch ein kleins bieblin" rc. (Boos, Felix Plater 143 u. f.) Und Gast schreibt in seinem Tagebuch: 1546. 23. Mai. Die Knaben führten auf dem Fischmarkt das Stück Susanna auf, ganz hübsch und schön gelungen. Die Anzüge waren überaus zierlich, und aller Schmuck passend, anständig und wohl gewählt.

Außer den genannten Stücken wurden noch öffentlich aufgeführt: „Ein herliche Tragedi wider die Abgöttery" (1535); „Ein schön spil von fünferley betrachtnussen" (1532) von Johann Kolroß, Leermeyster; die „Lucrezia Borgia" (1533) vom Reformator Bullinger; „Der Weltspiegel" (1550); „Die Oelung Dani" von Valentin Boltz (1554) u. s. w. Am 6. März wurde vor zahlreichen Zuschauern das Schauspiel „Abraham" gegeben. Zum ersten Mal begegnen wir hier der Notiz, daß die Personen „verlarvt" waren. Gewöhnlich hatte die Obrigkeit die Schaubühne aufrichten und den Platz mit hölzernen Schranken einfassen lassen. Darinnen saßen die Vornehmen (Nobiles) mit den Rathsherren. Das Volk sah von drei aufgeschlagenen, schiefablaufenden Bretterbühnen zu. Bei der Aufführung der „Pauli Bekehrung" erhielt, was bisher noch nie vorgekommen war, die Schauspielgesellschaft vom Rathe eine Vergütung von 20 Kronen, Boltz 5 Kronen; zudem geschah die Erkanntniß, das Stück solle auf Staatskosten gedruckt werden (Gast's Tagebuch 54).

* * *

Durch den Fischmarktbrunnen und die Erinnerungen, die sich daran knüpfen, sind wir von einem begonnenen Thema abgekommen. Wir wollten noch dem Fischhandel in den früheren Jahrhunderten einige Zeilen widmen.

Den Fischern war bei einer Strafe von 5 Pfund untersagt, zwischen dem 1. Mai und dem St. Jakobstage junge Fische zu fangen, wie auch zwischen der alten Fastnacht und dem 1. Mai Laichhechte zu fischen. Der Fürkauf aller Fische rings um die

Stadt bis nach Märkt hinunter, nach Riehen, Horn, Mönchenstein, Binningen, Allschwyl und Hegenheim war verboten. Die Strafe für einen hiesigen Fischer bestand darin, daß er sieben Nächte außer der Stadt leisten (die Strafe einer zeitweiligen Verbannung aushalten) und 5 Pfund bezahlen mußte, ehe er wieder in die Stadt hereingelassen wurde; ein Fremder hatte dagegen sieben Tage in der Stadt zu leisten. Für den Fürkauf gesalzener Fische betrug die Leistung acht Tage und die Buße 10 Schillinge. Kamen grüne Fische von den Seen an, so durften sie von unsern Fischern sammthaft gekauft, aber nicht sammthaft wieder verkauft werden. Es bewirkte dies einen raschen Verkauf von Seite der Fremden, ohne die Käufer zu schädigen. Einmal gekaufte Fische durften ohne Bewilligung des Rathes oder der drei hiezu Verordneten nicht wieder ausgeführt werden. Um die Erlaubniß zur Ausfuhr zu erhalten, mußten verschiedene Abgaben entrichtet werden, zum Beispiel von jedem Salm 5 Schillinge u. s. w. „Was an Salmen nach Basel kommen, so soll man sie mit einander auf den Markt tragen; den nicht verkauften Salmen soll man, bevor sie vom Markte getragen werden, die Schwänze abschlagen," damit man sie beim Wiederaufführen als schon Dagewesene zu erkennen vermag.

* * *

Das gewöhnliche Fest- und Tanzlokal der Stadt für öffentliche Anlässe war die „Mücke". Doch tanzte man auch bei bürgerlichen Anlässen auf dem Fischmarkt, so 1473, wo der jugendschöne Kaiser Maximilian von Habsburg mit einer lieblichen Baslerin den Reigen führte.

Auf dem Fischmarkt ging es nicht immer so friedlich her, wie in den eben erzählten Scenen aus dem Kunst- und Verkehrsleben. Es gab auch hie und da blutige Sträuße. Dr. Boos erzählt in seiner Geschichte der Stadt Basel (I. S. 369) folgenden Vorfall: Auf der Rückkehr vom Feldzuge nach Lothringen im Jahre 1477 trieben die Schweizer mancherlei Unfug und arge Schandthaten und bewiesen sich namentlich zu Basel als lästige Gäste. Am 24. Januar wollte ein Zürcher Troßbube das Pferd seines Herrn am Fischmarktbrunnen tränken. Berner Knechte kamen in gleicher

Absicht und da der Zürcher nicht Platz machen wollte, schlugen sie ihn zu Boden. Auf dessen Geschrei eilten seine Landsleute herbei, während die Berner ihrerseis den Ihrigen halfen; es entstand ein wüster Tumult, wobei zwei erstochen und vier verwundet wurden. Auch die Bürger eilten zu ihren Waffen und beinahe wäre es zum blutigen Kampfe zwischen den Baslern und ihren Gästen gekommen, wenn es nicht den Anführern gelungen wäre, die Erregten zu beruhigen.

* * *

Sehen wir uns die Topographie des Marktes an, so finden wir kaum einen zweiten Platz (Kornmarkt und Barfüßer nicht ausgenommen) in der Stadt, der so viele Zugänge gewährt; es münden nämlich nicht weniger als sieben Gassen und Gäßlein hier ein: Schwanengasse, Kronengasse*) nebst dem Tanzgäßli, Stadthausgasse (früher Storchengasse), Helmgäßli, Kellergäßli, Fischbrunnengäßli (früher Salzberggäßli) und der Petersberg (früher Salzberg). Die Bauart der Häuser am Platze hat sich seit Jahrhunderten wenig verändert; es ist Manches moderner geworden, der Grundton ist derselbe geblieben und noch heute sieht man am Eckhause links vom Markt und Schwanengasse jenen hölzernen Vorbau, wie solche zur Abhaltung des Regens über die kleinen Fenster gebaut wurden und die man „Fürschöpfe" oder „Schöpphelin" nannte und die zum Beispiel am Rheinsprung noch mehrfach anzutreffen sind. In den engen und ohnehin finstern Straßen mußten solche Vordächer den Eintritt von Luft und Licht in die Häuser noch mehr beeinträchtigen und man begreift, daß das fast gegenseitige Zusammenstoßen der Dächer in den Gassen einer Feuersbrunst, wie sie zum Beispiel 1417 in Basel wüthete, wobei 400 Häuser verbrannten, einen gewaltigen Vorschub leisten mußte. Es schien deshalb nur natürlich, wenn der Rath nach dem Brande

---

*) Die heutige „Kronengasse" hieß im 15. Jahrhundert „unter den Bulgen". In dieser Straße waren die Bulgen, d. h. die ledernen Säcke zum Verkaufe ausgestellt, in welche man namentlich die Kleidungsstücke und Kostbarkeiten versorgte.

diese Fürschöpfe verbot, straßenweise wegthun und Stroh- und Schindeldächer durch Ziegelbedachung ersetzen ließ.

Die Jahre 1887—1889 brachten dem Fischmarkt eine mächtige Veränderung. Nicht nur wurde vom Markt gegen den Fischmarkt ein Durchbruch der Häusermasse bewerkstelligt und eine neue, breite Straße, die „Marktgasse", angelegt und zu diesem Zwecke der Birsig neu überwölbt, es wurde auch die Ueberwölbung auf dem Fischmarkt fortgesetzt. Die beiden Jahrhunderte alten Gewölbe wurden aufgebrochen und ein neues, einheitliches Gewölbe hineingelegt.

Suchen wir uns nun einigermaßen auf dem Fischmarkt der früheren Jahrhunderte an der Hand der geschriebenen und gedruckten Ueberlieferungen zurechtzufinden. Wollte man noch im Jahre 1359 von der Eisengasse (1190 Isengazza) über den Fischmarkt nach dem Petersberg gehen, so mußte man beim Haus „zum Riesen" vorbei und die Birsigbrücke passiren. Von der Eisengasse her wanderte man durch ein finsteres Thor, das die Stelle des heutigen Helmgäßleins vertrat und von dem heute noch ein Theil des Hauses des Herrn Flubacher zum „Helm" den Namen „oberer Thorberg" führt und der hinten gegen die Eisengasse an das Haus „zum obern Cronenberg" stößt. Seit Jahrhunderten wird der „Helm" als ein Weinhaus in den Urkunden aufgeführt und die Sage erzählt sich von manchem heitern Scherz, den der Maler Hans Holbein daselbst ausgeübt haben soll. In der gleichen Reihe und in der Richtung der Kronengasse steht das Haus „zum Binzheim", 1670 Eigenthum des Schultheißen Sebastian Socin, Landvogts von Münchenstein, dann Eigenthum des kunstreichen Goldschmieds Jakob Burger, von da an übergehend an eine Reihe von Kaufleuten, bis 1841 der Buchhändler Neukirch es erwarb, um aus dem anstoßenden „hintern Tanz", in dem er bisher seine Buchhandlung und Buchdruckerei betrieb, hierhin seine Druckerei zu verlegen, die früher Buchhändler Flick besessen und die nach Neukirch's Tod dann 1856 Herr Fritz Wassermann übernahm. In diesem Hause wurden die Arbeiten des berühmten Professors A. Vinet gedruckt, die alte konservative „Basler Zeitung", der „evangelische Heidenbote" u. dgl. m. Das Haus, das Herr Antiquitätenhändler Kasimir Jecker besitzt, führte 1608 schon den Namen „Kannenbaum" und gehörte dem Apotheker Ludwig Im Hoff,

der es dem Apotheker Wenz verkaufte; es verblieb als Geschäftslokal einer Apotheke bis zum Jahre 1827, wo es der Vater des Herrn Juweliers A. Schalch erwarb. Apotheker, Goldschmiede und Kannengießer waren überhaupt durch mehrere Jahrhunderte zahlreich unter den Berufsleuten des Fischmarktes. In mehr als einer Beziehung interessant sind die Häuser zur „Glocke“ (Schellhas, Apotheker), das noch die Jahreszahl 1539 trägt, „Bubeneck“ (Bäcker Singer-Schäfer) und die Zunft zu Fischern. Das Haus zum „hintern Tanz“ behandeln wir in einem besondern Artikel. Im Jahre 1888 wurde das Haus zum „Steg“ der Erstellung der Marktgasse wegen abgerissen; es gehörte dem Bürgermeister Hans Rudolf Fäsch, der es 1626 erkaufte. Es wurde, wie eine Jahreszahl am Hause selbst aufwies, 1570 gebaut.

Eines der ältesten und geschichtlich interessantesten Häuser des Platzes ist, abgesehen vom Gasthof zum Storchen, dem wir ein eigenes Kapitel gewidmet haben, das Haus „zum Schlauch“, Eigenthum des Hrn. alt-Großrath J. F. Rosenmund. Bemerkenswerth ist nämlich, daß um die Zeit, da die Stadt Basel die erste Handveste erhielt, wir auch die älteste Spur eines Richthauses antreffen. In einer Urkunde vom Jahre 1258, in welcher es sich um die von Seite eines Bürgers gemachte Schenkung eines Hauses „zum Blatten“ an das Kloster Olsberg handelt, wurde die Urkunde nicht, wie üblich, unter freiem Himmel „vor der Kapelle des heil. Brandanus (Brandolf) innerhalb der Stadtmauern“ (am heutigen Blumenplatz) ausgestellt, sondern das Gericht wurde in einem Hause gehalten in domo quæ zum Sluche (Schlauch) am Fischmarkt. Dieses Haus wurde aber nach Ochs noch nicht Rathhaus oder Richthaus genannt, der Ausdruck domus judici (Richthaus) kommt nach diesem Schriftsteller (I, 384) erst 1263 vor, aber es beweist doch diese Thatsache, daß hier die erste Spur eines Ueberganges von den Gerichten unter freiem Himmel zu denjenigen zu suchen ist, die in besondern Rathshäusern gehalten werden, ein Uebergang, welchen sowohl die Verwirrung jener Zeit (Interregnum), als das Anwachsen der städtischen Bevölkerung begreiflich macht. Fechter in seinem „Basel im 14. Jahrhundert“ erwähnt des Hauses als Gemeindehaus bereits nach einer Urkunde vom Jahre 1250 und später wieder um 1257, auch wird es nach einem

10

von ihm erheblich gemachten Dokumente prætorium genannt. Auf dem Fischmarkt blieb das Richthaus jedenfalls nicht lange, denn schon 1290 wird es als auf dem Kornmarkt liegend aufgeführt. Beschrieben wird das Haus „zum Schlauch" 1330: „Hus zem Sluche neben dem Hus zer guldenen büchsen im vischmergte mit dem tor und dem wege vor in untz hinden us ze St. Peter." 1331 gehörte das Haus den Söhnen Heinrich und Petermann des Ritters Heinrich von Hertenberg und wurde nach einer im Besitze des gegenwärtigen Eigenthümers befindlichen Urkunde verkauft an den Wirth und Burger Heinrich Schueler, *) der es sechs Jahre später dem Frauenkloster Maria Magdalena in der Steinen schenkte, welches Stift es dann wieder als Erblehen gegen einen Zins von 12 Schilling Basler Pfennig abgab, worüber Urkunden aus den Jahren 1363, 1389 und 1486 vorhanden sind. Unter den spätern Besitzern walteten langjährige Streitigkeiten betreffend die Bodenzinspflichtigkeiten an das Kloster St. Ursitz im Elsaß, welche bei 29 Jahren nicht geleistet worden waren. Der Rath verurtheilte den Hauseigenthümer Mitz zur Leistung der seit 1331 urkundlich nachgewiesenen Verpflichtungen. Als 1815 J. J. Speiser von Wintersingen das Haus veräußerte, löste er den Bodenzins ab.

Ueber das an den „Schlauch" (später „zum goldenen Ring" genannt) anstoßende Zunftgebäude zu Fischern wissen wir nicht viel zu vermelden. Interessanter ist das gegenüberstehende Haus des Hrn. Rud. Sandreuter-Burckhardt, an der Ecke der Stadthausgasse. Hier befand sich die Buchhandlung des bekannten Verlegers Samuel Flick, das Stelldichein des schöngeistigen Basels. Unter Denen, die täglich hier Einkehr hielten, nennen wir mit Vorliebe den Literaturkenner Jakob Sarasin, den Freund von Lavater, Pfeffel, Schlosser, Lenz, Breitinger u. a. m. Hier traf man sich zum Austausch literarischer Neuigkeiten oder zur kurzen gegenseitigen Mittheilung des Gelesenen, erholte sich Aufschluß bei Diesem, Raths bei Jenem, und pflegte die Bande des freundschaftlichen Verkehrs.

* * *

*) S. den Artikel „Gasthof zur Krone".

Der Fischmarkt bildete 1531 den Herd einer kleinen Staatsverschwörung, die indessen ohne Blutvergießen verlief. Der gewesene Schultheiß Glaser wurde, da er, weil päpstlich geblieben, sich gegen die protestantische Regierung irgendwie verfehlt hatte, verhaftet. In seinem Hause wurde nach verdächtigen Briefen gefahndet. Er muß ohne Zweifel Mitschuldige gehabt haben, denn, so erzählt Gast in seinem Tagebuch, papistische Anhänger fanden sich alsbald im Hause des Kannengießers (cantrifusorius) Georg Irrig auf dem Fischmarkt zusammen, um zu berathen, was gegen die Rathserkanntniß in Betreff der Verhaftung zu thun sei. Zu den Verschworenen gehörten Advokat Georg, Lukas Iseli, der Schneider von Seltz (?), der Apotheker „und andere Menschen von diesem Teige“ (ejus farinæ). Samstags darauf wurde auch noch der Waffenschmied hinter der School, der auch zur Partei gehörte, gefangen gesetzt. Glaser wurde von den Siebnerherren oder Kriminalrichtern verhört und endlich der Haft entlassen. „Seine Strafe ist scharf und ungewöhnlich in unsern Tagen“, schreibt Gast. „Er mußte unter Stellung von Bürgen geloben, weder Leib noch Gut, noch irgend eine zeitliche Habseligkeit von der Stadt zu entfernen und die Stadt nie zu verlassen. Dabei wurde er jeden Ehrenamtes entsetzt und ehrlos erklärt.“ Am 10. Juli erschien er mit Frau und Kindern vor dem Rath, um sich eine mildere Strafe auszubitten. Das Resultat dieser Fürbitte ist nicht bekannt.

Einen nicht uninteressanten Einblick in das Leben eines so fast für sich abgeschlossenen Stadttheils, wie dieser Platz, geben die Steuerverhältnisse der Bewohner, wie wir sie in dem großen Werke von Prof. G. Schönberg „die Finanzverhältnisse der Stadt Basel im 14. und 15. Jahrhundert“ aufgezeichnet finden. Nehmen wir einmal die Steuerliste vom Jahre 1454 zur Hand, so finden wir: „Vischmergkt.“ Andres Frangk der kannengießer giebt von sinem vermögen von 300 gulden 1 pfund 3 schilling; Hanns Oertlin der schuhmacher und sin großmutter von 25 pfund 2 1/2 sch.; Tschan von Metz der schnider und sin sun von 2280 pfund 6 pfund; Peter jager der sidensticker von 410 g. 1 g. 8 sch. 6 pfg.; die jung Sikin von 2000 g. 5 g. 1 ort.; Ottmann graf der sattler von 1300 g. 3 g.; die von Sennheim (Hans von S.

sel. frow) von 1300 g. 3 1/2 g.; Jakob von Sennheim der apoteker (der Beruf eines Apothekers war in früheren Jahrhunderten mehr der eines Spezierers und Droguisten als eines Verkäufers von Medikamenten; in Bern nannte man sie auch „Bulferlüt") von 2500 g. 6 1/2 g. Den Fischmarkt-Rain bis zur Meerkatze hinauf wohnten dann wieder ärmere Leute, die nur 1—6 sch. Steuer bezahlten. Die reichen Leute saßen damals im Peters- und Leonhardkirchspiel, wo z. B. Ritter Hans Rot und sein Sohn Peter 9200 Gulden Vermögen versteuerten, Junker Peter Huswirth 7200, Oberstzunftmeister Heinrich Zeigler 8500 Gulden. Zu St. Peter befanden sich sogar zwei Steuerpflichtige, die 14,000 bis 15,000 Gulden versteuerten (bei 150,000 Fr. heutigen Geldwerths).

Recht merkwürdig und vielerlei Aufschlüsse bietend ist das Häuser- und Straßenverzeichniß von Dr. Felix Plater. Seine Angaben in Bezug auf die Insassen der Häuser sind indessen nicht immer vollständig oder zuverlässig, immerhin gestatten sie manche Orientirung in den Stadttheilen herum. Berühmte oder hervorragende Leute haben zu jener Zeit auf dem Fischmarkt wenige gewohnt; es waren alles ehrliche Handwerker, unter denen auch das Gewerbe der Harnister (Harnischmacher, Sporrer und Gürtler) vorkommt. Neben den Apothekern Werenfels und Wenz existirte auch noch der Materialist Miville. In der Brodlaube waren, wie schon im 14. Jahrhundert, eine Anzahl Schuhmacher („Altbüetzer") neben einander thätig (Plater zählt die Namen von Fünfen auf). Zahlreich war auch das Gewerbe der Seidenstreicher und Passementierer. Daß es an Goldschmieden ebenfalls nicht fehlte, haben wir schon anderwärts gesagt. Wir haben hier nur noch eine Ergänzung anzubringen. Der Goldschmied Hans Rudolf Fäsch (geboren 1510) heirathete 1529 die Tochter des abgesetzten Schultheißen Anthony Glaser, und starb als Rathsmitglied und Landvogt von Waldenburg am 2. September 1564 in seinem Hause „zum Fuchs" am Fischmarkt (Theil des heutigen Gasthofs zum Storchen). Er erhielt von Kaiser Ferdinand I. den Adelsbrief, hat aber nie davon Gebrauch gemacht (Fäsch'sches Familienbuch). Später betrieb im gleichen Hause das Goldschmiedgewerbe ein Theobald Merian, Sechser zum Bären. Hans Rudolf Fäsch, Bürgermeister (geboren 1572), besaß außer einer Menge Liegen-

schaften auch das Zunfthaus zum „Seufzen", die ehemalige Trinkstube der Adeligen, an der Storchengasse und Brodlaube. Johann Jakob Fäsch, der Kaufmann und älteste Sohn von 16 Kindern des ebengenannten Bürgermeisters Hans Rudolf, besaß das Haus zum „schwarzen Stern" in der Schwanengasse Nr. 6 (Eigenthum der Frau Nägelin-Mäglin).

Das Zunfthaus „zum Seufzen" hat eine mehrhundertjährige Geschichte hinter sich. Es hieß auch die „Trinkstub zer neuen Bruck", denn dort führte die schon 1320 urkundlich aufgeführte „neue Brücke" unterhalb der Schneider- oder Krämergasse über den Birsig gegen die Eisengasse hin. Auf ihr standen (vgl. Fechter, S. 83) sechs Buden der „Altbüetzer" (Schuhflicker), von welchen auch die Straße den Namen „unter den Altbüetzern" hatte.

Vor Zeiten, erzählt Ochs (I, 100 u. f.), saßen im Rathe, bevor die Zünfte in denselben aufgenommen wurden, die Mitglieder der sogenannten Stuben, Ritter und Achtbürger. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts scheint nur eine Stube bestanden zu haben; bei Anlaß der Trennung der Ritterschaft entstand eine zweite und im 14. und 15. eine dritte. Ein Gesetz von 1413 nennt bereits die Stuben zur Muckhen (am Schlüsselberg), zum Brunnen (am Fischmarkt) und zum Siffzen (dem heutigen Stadthause gegenüber). In der Folge ging die erste ein und die beiden anderen vereinigten sich, worauf die Stubenherren schließlich das Haus zum Brunnen verkauften. Die Stube zum Brunnen nannte man auch die obere und war dieselbe offenbar die ältere; hohe Stube nannte man alle Stuben überhaupt, die im Gegensatz zu den Zünften standen; die niedere Stube war die zum Seufzen, im 13. Jahrhundert die Trinkstube der „Sternträger"; zu derselben gehörte ein Theil der Achtbürgergeschlechter; diese waren Anfangs des 16. Jahrhunderts entweder ausgestorben oder weggezogen. Die zurückgebliebene kleine Anzahl Edelleute, welche das Stubenrecht unterhalten hatten und noch sonst Häuser in der Stadt besaßen, führten das Haus mit allen seinen Verpflichtungen fort, ohne daß dessen Einkünfte sich mehrten. Die Schulden häuften sich und so mußte das Haus verkauft werden. Es war der obengenannte Bürgermeister Hans Rudolf Fäsch, der das Zunfthaus

der „gemeinen Stubengesellen zum Seufzgen" ankaufte, indessen ließ er die ganz zerworfenen Fenster wieder neu flicken und das Dach nur eindecken, ohne größere Bauten darin vorzunehmen. Zum Brunnen gehörten folgende Achtbürgergeschlechter: Zer Sunnen, Fröwler, Seevogel, Sinz, Louffen, Schilling, Houpt, Uttingen, Hegenhey, Warnour, Efringen und Offenburg. Zum „Seufzen": Roten, Sürlein, German, Murnhart, Schönkind, Zibol, Sagwor, Murer und Yselin. Die Achtbürgergesellschaften waren nicht zahlreich genug, daß sie die ihnen gebührenden 16 Stellen im Rath hätten besetzen können; von 1490—1500 saßen nur 4—6, statt 8 Achtbürger im neuen Rath: Morant von Brunn, Grieb, Hüglin, Kilchmann, Murer, Offenburg, Schlierbach, Schönkind, Sürlin, Ysenlin (die Iseli gehörten zu den Zünften und führten drei weiße Rosen im rothen Feld, die Ysenlin eine Lanzenspitze und einen offenen Helm) und Ziegler (Zeigler).

Im Jahre 1597 existirten der „Seufzen" und der „Brunnen" noch als Trinkstuben, wie Deputat Ryf erzählt, allein „die von der hohen Stube hatten, obschon sie ihr Stubenrecht vor wenig Jahren wieder erneuert und dieser Zeit noch unterhalten, doch jetzt keinen Sitz mehr im Rathe". Den Achtbürgern behagte aber dieser Zustand nicht; am 1. Juni 1640 bewarben sie sich beim Rathe nicht nur um die Erlaubniß, ein anderes Haus kaufen und dasselbe die „hohe Stube" und „zum Seufzen" nennen zu dürfen, sondern sie begehrten auch noch, man möchte ihnen die vorigen Gerechtigkeiten angedeihen lassen. Allein der Rath antwortete schon zwei Tage darauf kurz und bündig: „Man wisse sich keiner Freiheiten oder Privilegien zu erinnern. Wofern sie (die Stubenherren) einige hätten, so sollten sie solche vorlegen. Wenn sie wieder eine andere Behausung kaufen wollten, so hätten sie sich vorher um die Bewilligung anzumelden". Dabei blieb es. Die Zünfte hatten dem Adel den Rang abgelaufen und derselbe gelangte nie mehr zu seiner früheren Bedeutung. Das Haus „zum Seufzen" war dem Bürgermeister Hans Rudolf Fäsch an Bezahlung der verflossenen Zinse zugefallen und wurde von ihm später dem Rathe verkauft, und das Ehegericht, das seiner Zeit seine Sitzungen im obern Kollegium hielt, was nicht gerade zur Hebung der Sittlichkeit unter den Studenten und Alumnen beitrug, 1660

von dort in das neu angekaufte und restaurirte Gebäude verlegt. Das Ehegericht verblieb 127 Jahre in diesem Hause und wurde dann, als das neue geschmackvolle und massive Postgebäude in der Storchengasse erstellt wurde, abgebrochen (1787). Eine steinerne gewölbte Brücke wurde über den Birsig errichtet und so die enge, vielbefahrene Straße zur größern Bequemlichkeit des Verkehrs erweitert.

In der Nähe dieser mehrfach genannten Trinkstube befand sich das Haus eines berühmten Künstlers, der heute noch in der Kunstgeschichte einen hohen Rang einnimmt. In der gleichen Häuserreihe wohnte nämlich der Goldschmied, Medailleur, Form- und Holzschneider Urs Graf, geboren zu Solothurn (nach Dr. His wahrscheinlich zwischen 1485 und 1490) und gestorben 1529. Papillon nennt ihn „le maître du rochoir". Die Basler Kunstsammlung besitzt eine sehr große Anzahl seiner Handzeichnungen; von ihm sind 200 Holzschnitte, meist biblischen Inhalts, bekannt. Seine Federzeichnungen sind mit wahrem künstlerischem Genie ausgeführt, vou einer erstaunlichen Freiheit der Hand, originell und von satyrischem Humor, an Albrecht Dürer erinnernd. Mit Nikolaus Manuel von Bern, dessen Geschmacksrichtung er huldigte, stand er im Feld und kämpfte in der Schlacht von Marignano. Er kaufte sich 1512 zu Hausgenossen als Bürger ein. Ein lockerer Zeisig, war er häufig in nächtliche Streiche und Händel verwickelt und stand sein Name oft in den Gerichtsprotokollen. Einen losen Streich von ihm erzählt das bekannte „Rollwagenbüchlein" (II. Theil). In demselben wird zwar der Schauplatz auf den Kornmarkt verlegt; es ist aber ohne Zweifel der Fischmarkt gemeint, denn daselbst, resp. in der Krämergasse, hatte er, wie Dr. His nachweist, Dienstags nach Simon Judae 1520 von dem Maler Benedikt Kampt das Haus zur „Goldenen Rose" (gegenwärtige Nr. 18 in der Stadthausgasse und Eigenthum des Herrn Konrad, Schneidermeister) angekauft. Das „Rollwagenbüchlein" erzählt nun von ihm:

„Zv Basel was ein Goldschmidt ein freyer Künstler d'hieß Vrs Graffe, was ein guter Studentenfreund. Der richt einmal zween Studenten an daz sie nächtlicher weil am kornmarkt von seym hauß vber die gassen ein seyl das jnn gab heymlich spannen

solten, demnach Lerman anfachen, so würden die Scharwächter darzu lauffen, da würde einer ein hübsches Fallens sehen. Die Studenten volgten, es was jhnen wol darmit, kamen auff ein nacht, richteten mit hilff jhres Bubenvatters die seyl zu, nach aller Handlung, auffrichtung, vnd jrer wachtbestellung, gehen sie an einem hauß heymlich her, so finden sie ein Scharwächter an der wand sitzen der schlieff hart vnnd hat sein backanetlin vnd hend- schuh von ihm geleget. Die zween nemet das heublin bald, machen etwas Unfläthiges hinein, legends jhm still vnnd heymlich wider dar, gehen demnach gegen der Eyssengassen zu, zucken von leder, hand ein groß gebrecht, schlagen zusammen. Die Scharwächter stuben von allen orten herzu, dem Lerman nach. Und als sie an den kornmark kamen, fielen sie vber die gespannten seyl.

Da lag ein Hellenbart, da der mann, da das backenetlin, da zween oder drey auff einem hauffen. Und der Scharwächter so ge- schlaaffen, wüschet auch auß dem schlaaff, will sein backanetlin flucks auffsetzen, vnd zu dem lerman lauffen, so ist's voll ge- schwitzt und stürtzet alles (der Inhalt) vber den kopf ab (das was zu erbarmen). Der Goldschmidt saß inn seim kellerhalß, vnd hett die gespannten seyl bei jhm an besonderen riemen inn der hand. Die weil sie sich wieder zusammen lassen, die hellenbarten vnnd anders in der finstere suchten, zoge er die seyl zu ihm, vnnd durch den keller ins hauß auffhin, nam ein liecht, laufft hinaus vnd zündt den Scharwächtern, das sie jhr ding wider funden, da- mit kundt er auch sehen wer sie waren. Er stellt sich heßlich, sprach: Er were erst vom beth auffgestanden, vnnd führet sie also auff dem ganzen kornmarck vmb und suchten die seyl, auch die so es gethan hetten. In derselbigen weylen waren die Studenten in des Goldschmieds hauß wieder heym kommen. Da er das ver- mercket, name er vrlaub von den Scharwächtern ginge heym, sie dankten jhm vleißig, das er so guten ernst, mit jnen gebraucht hette, hetten sie die rechte wahrheit gewußt würden sie sich ohne zweyvel anders gegen jhme gehalten, vnnd den armen Judas auff der borkirchen ihm gesungen haben."

Kunst und Wissenschaft fanden auch hier ihre Heimstätte. Pfarrer Grynäus beim Fischmarkt besaß in den Achtziger Jahren

des vorigen Jahrhunderts eine sehr schöne und reiche Kupferstich-sammlung und eine kostbare Bibliothek mit vielen englischen Werken.

Dem Storchen gegenüber befand sich im 14. Jahrhundert eine Wechsellaube.*) In lateinischen Urkunden heißen diese Wechsler campsores oder banquieri. Im Jahre 1362 beschlossen die Räthe einhellig, daß Niemand wechseln, noch ein Brett auslegen, d. h. eine Wechselbank halten solle, zu offenem Wechsel, durch Wechsels willen, er habe denn der Hausgenossen Zunft und sei mit derselben übereingekommen. Die Geldwechsler waren damals ein nothwendiges Uebel, denn bei der Münzverwirrung des 14. Jahrhunderts mußte das Publikum eine Verkehrsstätte für den Austausch der Geldsorten haben. Wollte ein Fremder hier Einkäufe machen, so mußte er in landläufigem Gelde bezahlen und somit sein heimisches und fremdes Geld, das er aus aller Herren Länder mit sich führte, unter schwerer Einbuße auf der Wechsellaube einwechseln. Aber auch auf dem Markte befanden sich Wechselbanken, Hannemann Zscheckkabürlen, der erste Münzmeister des Raths, hatte dort seine Bank. Die Hausgenossen und Wechsler hatten ihr eigenes Münzhaus und ihre Trinkstube in „Hugo der Weißen Gasse" im Hause „zum langen Pfeffer", seit 1388 ihre Trinkstube zum Bären.

Geldwechsler waren meistens Italiener (Lombarden, Mailänder) und Juden. Den Juden mit ihrem Geldausleihen machten auch die Christen Konkurrenz. J. Amiet in seinen „Geldwucherern des Mittelalters" (1877) zählt gegen 30 Kapitalisten, Kaufleute, Handwerker, Geistliche und Nonnen auf, die bis 10 Prozent Zins nahmen. Darunter figurirt auch Heinrich Horryf zum Schwanen; Hermann zum Anger (1522 Haus zum Aencker, Stadthausgasse Nr. 17).

---

*) 1359 zwei Häuser, so etzwenne ein wechsellobe was, so gelegen sint ze Basel am vischmergkte zwischen dem gesselin, do man über den birsig got und Johann Manzelis hus und ein erbe sint der husgenossen zunfte. Dedimus XV pfd. zem guldin ring in foro piscium quæ domus fuit olim die Wechsellobe (dem Storchen gegenüber). Ein Wechsler hatte 1290 seine Bank gegen die Bulgen (Kronengasse) hin. (Fechter, „14. Jahrh." 86.)

Ueber die Wirthshäuser am Fischmarkt und seiner Umgebung haben wir noch einige Notizen anzubringen. Den Storchen lassen wir für heute ganz bei Seite, um ihn später zu behandeln. Dieser Gastherberge gegenüber lag das Kosthaus „zum Jäger", 1607 dem Hans Kocher gehörend. Die Kochhäuser rangirten nicht in die Reihe der Tavernen und Herrenwirthe, es waren im Mittelalter sogenannte Garküchen, wo sich vornehmlich das geringere Volk aufhielt, die fahrenden Leute, die „Buben ohne Messer und Hosen" und die Dirnen; sie durften nur einerlei Wein ausschenken. Das Kochhaus „zum Jäger" gehörte, obschon nicht Taverne, schon zu der bessern Klasse, doch durfte der Eigenthümer keine Pferde annehmen und kein Heu und Stroh einlegen.

Ueber den „Schwanen" haben wir wenig Urkunden auffinden können, wir wissen nur, daß er schon 1349 und 1533 vorkommt, daß Philipp Hüsen 1570 Wirth zum Schwanen war und daß Plater in seinem Häuserverzeichniß einen Kaspar Mienn als Schwanenwirth aufführt.

Johann Rudolf Fäsch, viertes Kind von Niklaus, Sohn des Bürgermeisters Johann Rudolf Fäsch, geboren den 25. Dezember 1651, war Wirth zum Schwanen. Erst lernte er die Secklerprofession, reiste als Geselle von 1670 bis 1675 durch Deutschland, Ungarn, Preußen, Schweden, Liefland u. s. w. Nach beendigter Wanderschaft heirathete er 1676 Ursula Falkeisen, die Tochter des in Folge seines Bibelprozesses ungerechter Weise enthaupteten Buchhändlers Theodor Falkeisen. Er starb 66 Jahre alt als Vater von sechs Söhnen und zwei Töchtern. 1747 war Johs. Hoch Wirth zum Schwanen. Im gegenwärtigen Jahrhundert hat der Schwanen viele Wirthe gehabt, wir wollen nur folgende verzeichnen: Johann Christmann (der im Hause zum „Riesen" starb), Klein (späterer Wirth zum „Storchen"), Glaser, Fischhändler, Steiger und Schürer, Fritz Madörin (später zum „Kopf", in Zürich gestorben), Schöpflin aus dem Badischen, Stark aus Schwaben, Zahnarzt Stucky aus Glarus, Koblenz aus Kolmar, und endlich Mautz von Oetlingen (Baden).

Andere Wirthshäuser wie das „Schiff" unter den Salzkasten sind längst eingegangen. Auch figurirt in den Urkunden ein Wirthshaus zum „Hecht" (lucius). Sollte vielleicht hier

eine Verwechslung mit der „Barbe“ stattfinden, in der heute noch eine Wirthschaft betrieben wird und welche 1640 umgebaut wurde?

Neben der „Barbe“ befand sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die herrschaftliche Waage oder „Fronwaage“, auf welcher bei Kauf und Verkauf die Waaren gewogen werden mußten. Daß diese Verkaufsstätte den umliegenden Wirthschaften werthvoll und nutzbar war, ist leicht begreiflich und ungern wurde es gesehen, als dieselbe später in's Kaufhaus verlegt wurde.

Nun noch einige Mittheilungen über zwei Druckereien, die sich in diesem Rayon befanden und theilweise noch befinden: die Häuser zum „Korb“ und zum „Sessel“.

Im erstern wurden seit 30 Jahren die „Basler Nachrichten“ gedruckt, vor 45 Jahren entstand in demselben das „Intelligenzblatt“, vor 161 Jahren das „Avisblatt“. Das letztere war ein kleines unscheinbares Oktavblatt zu 4 Seiten, das nur wenige Tagesnachrichten und meist nur amtliche Erlasse und private Anzeigen brachte, die ihrer originellen Fassung wegen noch heute gelesen zu werden verdienten. Als dann das Kantonsblatt zum amtlichen Organ erhoben wurde, ging das „Avisblatt“ ein. Im Verlauf der Jahre machte sich das Bedürfniß eines größern, namentlich den städtischen Angelegenheiten und privaten Interessen gewidmeten Blattes geltend und es entstand unter der Leitung des nachmaligen Obersten Hans Wieland 1844 das „Intelligenzblatt der Stadt Basel“, dessen Redaktoren nach einander waren Dr. J. J. Heimlicher, Cand. Rumpf, Theodor Meyer-Merian, Rathsschreiber Schneider und Appellationsgerichtsschreiber Schneider. Im Jahre 1856 entstanden aus dem „Intelligenzblatt“ die „Basler Nachrichten“, begründet von Franz Reinisch und Heinrich Zehntner, welche dann das Blatt im Frühjahr 1872 an die langjährigen Eigenthümer Oberst Emil Frey, Dr. J. G. Wackernagel, Benno Schwabe und F. A. Stocker abtraten, bis es endlich 1885 aus dem „Korb“ in das jetzige Lokal übersiedelte, als Eigenthum des Hrn. Dr. J. G. Wackernagel, bezw. dessen Erben.

Seit dem zu Anfang dieses Jahrhunderts erfolgten Tode Johs. Schweighauser's waren die Nachkommen des Bürgermeisters Joh. Heinrich Wieland Eigenthümer das Hauses; die berühmte

Buchdruckerfamilie Decker verlegte hier ihre werthvollen Schriften; das Haus zum „Korb" war auch schon in früheren Jahrhunderten im Besitze von „Druckerherren"; ein Wappen im Hause selbst führt auf das Jahr 1586 zurück, indessen ist bei diesen Gebäulichkeiten immer nur das Haus an der Spiegelgaßecke gemeint; das Vorderhaus wurde in seinem jetzigen Bestande erst 1810 erbaut durch den französischen Regimentsarzt Dr. Laroche. Gegenwärtig nimmt das ganze Haus die Buchdruckerei, Sortiments- und Verlagshandlung von Benno Schwabe ein, der Eigenthümer des Hauses ist.

Interessanter ist das Haus zum „Sessel" (die heutige höhere Mädchenschule am Todtengäßchen). Als Eigenthümer des alten Hauses werden genannt 1360 Greda Sürlin, 1369 Heinzmann Murer. Durch die Murer kam es an die Familie Seevogel, daher im Jahre 1486 Veronika Seevogel, des Jakob von Hertenstein zu Luzern Hausfrau, als Eigenthümerin erscheint.

Von 1504 bis 1514 besaß es Johannes Amerbach, der bekanntermaßen schon 1478 in Basel Bücher druckte und in Gesellschaft von Michael Wensler, dem Buchdrucker, auf die Frankfurter Messe reiste. In den Siebziger und Achtziger Jahren wohnte Amerbach beim Aeschen-Schwibbogen darin und wird 1482 in Kundschaftsprotokollen aufgeführt als: „Herr Hans von Venedig, Meister der Schrift, Buchdrucker und (seit 1482) Burger zu Basel." 1497 wohnte er in der Rheingasse (Nr. 23) in Kleinbasel. In diesem Jahre hatte er bereits acht Gehülfen, zwei Ausläufer und einen Korrektor; sein Geschäft gewann an Ausdehnung und er kaufte die sog. „Gstift in der Karthause" und das Haus zum „Sessel".

Dieses letztere Haus war bestimmt für die Wissenschaft eine europäische Berühmtheit zu erlangen. Da gingen die größten Gelehrten ein und aus; hier war es, wo der „König der Buchdrucker", Johannes Froben aus Hammelburg in Franken, geb. 1460, bei Amerbach als Gehülfe in's Geschäft trat und später den „König der Gelehrten", Erasmus von Rotterdam, bei dessen Aufenthalt (1513, 1521—1529) aufnahm; der „Sessel" war das Haus, in welchem das erste Neue Testament in der Ursprache von Froben gedruckt wurde. Amerbach und Froben associrten sich zur Herausgabe mancher Druckwerke und die Folge

dieser innigen Verbindung war, daß Froben 1514 nach Amerbach's Tode die Druckerei übernahm und das Haus an sich zog. Fortan hieß es Froben's Haus. (Basler Taschenbuch 1863, S. 257.) Froben bewohnte den „Sessel" von 1514 bis 1527 und löste 1523 den an die Predigerkirche schuldigen Zins ab. In der St. Johannsvorstadt besaß er noch ein Buchmagazin, das bis in's vorige Jahrhundert den Namen „Buchhaus" führte (s. das.). Ihm folgte der Drucker Johann Herwagen (wahrscheinlich 1527) als Eigenthümer des Geschäftes, dann Nikolaus Episcopus. Ende des 16. Jahrhunderts kam der „Sessel" an die Respinger, 1620 an Andreas Gisler, 1651 an Franz Brunschwiler.

Zum Schlusse gedenken wir der Blumenschmiede, von der die älteste Urkunde auf 1594 zurückreicht. Mathäus Müller verkauft das Haus 1635 an Hans Georg Bürgin um 750 ℔. 1659 verkauft es Onophrio Zißler dem Hans Heinrich Herborth um 832 ℔. Ursula und Michael Herborth geben es 1679 ihrem Bruder Sebastian Herborth, dem Zirkelschmied, um 1600 ℔. Dieser verkauft es 1686 dem Meister Mathias Falkeisen, Hufschmied, um 1125 ℔. Von diesem Zeitpunkt an bis auf den heutigen Tag wurde immer das Schmiedehandwerk darin betrieben, also über 203 Jahre, und nahm das Haus den Namen „Blumenschmiede" an, weil es gegenüber der „Blume" steht. 1703, den 27. Juli, giebt Peter Hartmann, Handelsmann, dem Kaspar Früh, dem jungen Kübler, das Haus zu kaufen, das auch zum „hintern Schwanen" genannt wird, um 2075 ℔. 1747 giebt es Kaspar Früh seinem Sohn Jakob Friedrich Früh um 3000 ℔, dieser 1766 seinem Bruder dem Hufschmied Johann Kaspar Früh um 3500 ℔. So geht das Haus über vom Vater auf den Sohn. Abraham Früh tritt die Blumenschmiede 1842 an Ludwig Leonhard Früh, Hufschmied, ab um 24,000 Schweizerfranken, dieser 1869 dem Sohn Hermann Ludwig Früh um 40,000 Fr. Mit diesem hört das Geschlecht der Früh auf in der Blumenschmiede thätig zu sein, nachdem es über 180 Jahre darin hantirt hat.

Nebenbei läuft dann noch der Kauf des Nebenhauses von 1685 und sind dessen Eigenthümer Rudolf Treu, Schlosser, Benedikt Braun, Schuhmacher, Samuel Läublin (1694), Glaser Franz Lämmlin, des Großen Raths (1732), Jakob Lämmlin,

Glaser, Daniel Lämmlin, Handelsmann (1783), Joh. Georg Meyer. Dieser verkauft es 1787 an Johann Kaspar Früh, Blumenschmied, um 1050 Reichsthaler. Von nun an bleiben die beiden Häuser vereinigt.



## 14. Der Gasthof zum Storchen

gehört ohne Zweifel zu den ältern Herbergen und Gasthäusern Basel's; urkundliche Belege liegen zwar nicht vor, allein wir haben früher schon bei Besprechung des Fischmarkts nachgewiesen, daß dieser Platz im 14. Jahrhundert bereits das Centrum des Fremdenverkehrs in Basel war; ein halbes Dutzend Wirthshäuser lag daran und darum, die Wechsler, die Bäcker, die Fischer, die Bulgenverkäufer hatten da ihre Stätte, das Gemeindehaus zum Schlauch lag neben an, der Salzverkauf, die Menge der Kaufleute in der Krämergasse, die hohen Stuben „zum Brunnen" und zum „Seufzen", das Alles konzentrirte hier den täglichen Verkehr. Schon im 15. Jahrhundert tauchen die ersten Andeutungen auf von dem Vorhandensein eines Wirthshauses „zum Storchen", allein direkte Beweise sind nicht vorhanden. Fechter führt in seinem „Basel im 14. Jahrhundert", Seite 60, nicht weniger als 24 Wirthshäuser auf, worunter auch ein hinter dem Storchen und dem Hause zum Schlauch liegender „Hof zum Großen Keller", der schon 1433 existirte (Haus Nr. 1). Schönberg in seiner Geschichte der Finanzverhältnisse Basel's bringt in mehrfachen Aufzählungen die Steuerzahler am Fischmarkte und in jener Gegend mit den Angaben ihres Vermögens und ihres Steuerbetrages aus drei Perioden des 15. Jahrhunderts, aber einen „Storchenwirth" finden wir nicht darunter. So viel ist sicher, daß das Vorderhaus selbst ein sehr altes ist; es geht dies aus einem noch bestehenden Spitzbogen hervor, der aus der gothischen Zeit stammen mag und Jahrhunderte lang als Ausgangspforte des Hauses in den Hof diente. Mit Sicherheit darf man annehmen, daß das Haus erst Mitte des 15. Jahr-

hunderts die Wirthschaftsgerechtigkeit als Herrenwirthshaus erhielt, nachdem wahrscheinlich die des „Großen Keller“ hinfällig geworden war. Die ersten Urkunden des Hauses führen auf das Jahr 1443 zurück und betreffen den Ankauf des genannten „Großen Keller“ nebst der Schwibbögen neben der Peterskirche. Vom Fischmarkt führten nämlich im 14. Jahrhundert mehrere Gassen zur Peterskirche hinauf; in die eine, die „lange Gasse“ (das heutige Kellergäßlein) trat man neben dem Zunfthause der Fischer ein; zwei Schwibbogen standen daselbst an der steil ansteigenden Gasse, durch dieselben gelangte man zum „Großen Keller“, wo sich wahrscheinlich im Hause Nr. 2 im 14. Jahrhundert eines von den 36 Beginnenhäusern der Stadt befand. Ein Spruch der „Fünfer“ vom Jahre 1430 besagt: „die zwene swibogen, so nidwendig dem gehüse zu dem großen kelr neben der straße standent, sol niemand abschlissen.“ Diese Gewölbe oder Schwibbogen wurden schon 1486 vom Lohnherrn und 1597 von Rathswegen als Allmend erkannt, während zwei Mal die Besitzer des Großen Kellers das Eigenthumsrecht beanspruchten. Wann sie geschlissen wurden, ist nicht bekannt, nur so viel geht aus dem vorhandenen Urkundenmaterial hervor, daß das Gäßlein früher in seiner ganzen Breite, die es jetzt halbwegs am Berge aufweist, auf den Fischmarkt heruntergieng und erst 1538 verengert wurde, als das Haus zur „Glocke“, der Fischernzunft gegenüber, gebaut wurde. Die Zunft selbst besaß damals weder Vorder- noch Hinterhof, sondern nur eine einfache Stube, die Trinkstube; bei dem Anlaß eines Eigenthumswechsels des „Großen Kellers“ scheint sie einen Hof für sich gewonnen zu haben. Wenn wir noch beifügen, daß ein Theil des links liegenden Nachbarhauses des „Storchen“ mit seinem obern Stockwerke auf das Areal des Gasthauses hinüberreicht, ein Beispiel, das vielfach in der Stadt vorkommt, so wollen wir damit nur andeuten, wie oft die Sprüche der „Fünfer“ („so über den Bau der Stadt gesetzet sind“) den einfachen Rechtsverhältnissen und den nothwendigsten Bedingungen gegen Luft und Licht zuwider gefällt wurden.

Das Gasthaus zum „Storchen“ muß sich bald nach seiner Eröffnung einer allgemeinen Beliebtheit erfreut haben, denn schon 1501 wohnten die meisten Eidgenossen, die zum Bundesschwur

nach Basel gekommen waren, darin. Zum ersten Male wird es in einer Druckschrift genannt, in Theodor Zwinger's Methodus apodemica (1577). Dieses Buch gibt eine eigenthümlich abgefaßte Anweisung zum Reisen und als Beilage eine Beschreibung der vier Städte Basel, Paris, Padua und Athen, mit einem Verzeichniß von Wirthshäusern. Eine zweite kurze Notiz findet sich in den Schriften des Königsbergers Kaspar Stein, der bis zum Jahre 1621 große Reisen machte. In seinem Reisewerke führte er zu Basel auf unter andern Ciconia et Satyrus Basileae (Storch und Wilder Mann). Aeußerlich machte das Gasthaus damals nicht den Eindruck, den seine langen Fensterreihen heute auf den Beschauer ausüben; es war eine bescheidene Herberge von wenigen Fenstern Breite, denn das Haus „zum Fuchs", das damit vereinigt ist, gehörte noch im vorigen Jahrhundert nicht dazu. Ueber dem großen Hofportale sah man noch Anfangs dieses Jahrhunderts ein großes Bild angebracht, auf dem als Mittelpunkt ein Storch prangte, umgeben von Wirthschafts- und Reise-Emblemen. Beim Umbau wurde dasselbe entfernt. Tritt man durch das Portal in den Hof des Hauses, so wird man überrascht von der großen Ausdehnung dieses Gebäudes, das, mehrere Stockwerke hoch, eiu längliches Rechteck bildet, in dessen Mitte ein Garten mit einem Springbrunnen im Sommer eine angenehme Temperatur verbreitet.

Ueber den Umfang des Gebäudes erstaunt man aber nicht mehr, wenn man vernimmt, daß dasselbe aus neun Häusern zusammengesetzt ist, die im Laufe der Jahrhunderte angekauft wurden; der Umfang wird aber erst recht ersichtlich, wenn man den Stadtplan von Löffel und R. Falkner zur Hand nimmt und unter Nr. 25 Stadthausgasse die wunderliche Grundfläche dieses weitläufigen Areals betrachtet, auf dem drei Brunnquellen zu Tage treten, die vom Petersberg herabfließen. Der hintere Theil des Gebäudes liegt nämlich dicht an den Petersberg gelehnt und es hat das Flügelgebäude rechts selbst durch eine 86 Stufen zählende steinerne Treppe im Hause Nr. 1 (Großer Keller) einen Ausgang auf den Peterskirchplatz, wie auch links ein Ausgang in das Todtengäßlein existirt. Der Gasthof in seiner Totalität, soweit es die alten Häuser betrifft, ist im Innern ziemlich unregelmäßig, enthält viele Gänge und Treppen, wie das bei einer derartigen Kumulation von Ge-

bäulichkeiten kaum anders möglich ist. Im Treppenhause, das vom Oberlicht beleuchtet ist, finden wir eine alte schöne Treppe mit eichenem Geländer, viele Oelgemälde, meist von dem frühern Eigenthümer, dem Kunsthändler Schreiber, herstammend. So befindet sich auch im Flügelgebäude rechts, im sogenannten „Basler Saal",*) das Bild einer alten Basler Stammgesellschaft aus dem vorigen Jahrhundert; die bezopften Herren sind fröhlich und guter Dinge. Wie wir schon beim Gasthof zu den „Drei Königen" gesehen haben, trugen die Säle und Zimmer keine Nummern wie heute, sondern gleich den Häusern originelle und an irgend eine Begebenheit sich anknüpfende Namen. So finden wir im Jahre 1521 im Vorderhause des „Storchen" : die Kamer zum Beren, die Strosburger Kamer; im Hinterhause: die Kamern zur rosen, zum Affen, zu Venedig, zur Jungfrowen, das Stübli zum Storken, die Soloturner Stube und Kamer. Einzelne dieser Namen mögen nun daher rühren, daß zum Beispiel die Gesandtschaften von Bern, Solothurn, Straßburg hier ihr Absteigequartier hatten und ihnen gewöhnlich Lokalitäten eingeräumt wurden, die ihnen besonders zusagten und auf welche sie in der Folge Anspruch für ihre Unterkunft machten. Aus dem Gewohnheitsgebrauch entstand dann auch der Name. Das Jungfrauengemach war ohne Zweifel für weibliche Gäste vorbehalten; in der Kammer zu Venedig wohnten wahrscheinlich die italienischen Kaufleute, wie überhaupt der Storchen von jeher bis zum heutigen Tage vom Kaufmannsstand bevorzugt wurde. Das Stübli zum Storken (Storchenstübli) war allem Anscheine nach die Trinkstube der Basler Burger. Alle diese Stubennamen existiren nicht mehr, wie überhaupt der im Jahre 1844 bis 1848 von Kunsthändler Schreiber unternommene Umbau des Gasthofs vielfach die alten Verhältnisse und Einrichtungen beseitigte; indessen sind im Vorderhause noch manche Zimmer im Style des vorigen Jahrhunderts tapezirt und getäfelt erhalten und mit

*) Mit Herrn Jean Klein, dem Vater des jetzigen Eigenthümers, zog im Jahre 1858, als derselbe vom „Schwanen" in den „Storchen" übersiedelte, eine kleine Abendgesellschaft von Basler Bürgern in das neue Haus und gab ihrem daselbst ausgewählten Kneiplokal den Namen „Basler Saal".

Stukkaturen geziert. Der Umbau bezog sich namentlich auf die Verbindung des Storchen mit dem Hause zum „Fuchs“ (anstoßend an das Haus des Herrn alt-Großrath Rosenmund), auf die Umgestaltung des Flügels rechts, der früher nur Wagenschuppen enthielt, dessen Einrichtung zu Sälen und Zimmern, und auf die Ausgestaltung des Hinterhauses für die Einrichtung eines großen Speisesaales und einer Anzahl Zimmer. Die Zahl der letztern ist gegenwärtig 60, die der Säle 3. Die große Baute hatte die Kräfte Schreiber's erschöpft, das Haus wurde am 26. August 1858 gerichtlich versteigert und von Herrn Jean Klein-Weber, damals Gastgeber zum „Schwanen“, erworben, nach dessen Tode es dann vor einigen Jahren an seinen Sohn, Herrn J. Heinrich Klein-Klein, überging.

Die Namen der Eigenthümer im Laufe der Jahrhunderte in ununterbrochener Reihenfolge herzustellen, dazu fehlen die nöthigen Dokumente; die im Besitze des Herrn Klein befindlichen Urkunden beziehen sich meist auf bauliche Streitigkeiten zwischen dem Storchen und dem Hause zum „Fuchs“, oder zwischen diesem und dem Hause zum „Goldenen Ring“, der in den Urkunden auch oft als brauner oder als rother Ring aufgeführt wird. Im Jahre 1648 wurde das Gasthaus um 6000 Pfund Gelds an den Bürgermeister Wettstein verkauft, nachdem der bisherige Wirth sich auf flüchtigen Fuß gesetzt hatte (Ochs VI. 822). 1514 war Eigenthümer des Hauses zum „Fuchs“ der Buchdrucker Wolfgang Lachner, ein Jahr darauf Othman Graf, der Gewandmann, 1611 Josef Socin, 1690 der Stadtgerichtsbeisitzer Daniel Mitz, 1806 Frau Wittwe Stähelin-Hagenbach. Erst Ende des 18. Jahrhunderts werden uns die Namen der Wirthe genau bekannt. 1787 den 10. Mai verkaufte die Wittwe des Johann Christoph Imhof sel. den Storchen an Richard Landerer und seine Frau Esther Bienz, mit allen dazu gehörenden Gärten, Stallungen und Brunnen und Ausgängen auf das Todtengäßchen und St. Peter um 19,000 Pfund; 1806 kaufte sodann Landerer von seiner Nachbarin Frau Stähelin-Hagenbach das Haus zum Fuchs um 8500 neue französische Sechslivrethaler.

Im Jahre 1813 saß die Familie Singeisen auf dem „Storchen“, während Landerer im „Fuchs“ privatisirte. Um diese Zeit wurde

im Gasthause eine französische Feldpost eingerichtet, die dann aufgehoben wurde, als der Kriegslärm sich verzog. Der älteste Sohn Landerer's, Ludwig, übernahm im September 1829 beim Tode des Vaters den „Fuchs" um 36,000 Schweizerfranken. Im Jahre 1843 ging endlich der ganze Häuserkomplex sammt Inventar um 160,000 Schweizerfranken von den vier Kindern Ludwig Landerer's an den Kunsthändler Friedrich Schreiber über, der das Jahr darauf den schon erwähnten Umbau begann und daran zu Grunde ging. Ein früherer Umbau muß 1754 stattgefunden haben, eine noch vorhandene und mit dieser Jahreszahl versehene Wetterfahne deutet darauf hin. Daß Landerer zu den reichern Wirthen der Stadt gehört hatte, geht aus einer Zusammenstellung der Subskriptionen hervor, die im September 1799 gemacht wurde, als der Oberbefehlshaber der fränkischen Armee in zwei Tagen ein Zwangsanleihen von 1,600,000 alten Schweizerfranken anordnete. Während bei der Unterzeichnung Johann Ludwig Iselin zu den „Drei Königen" mit 2400 Franken sich eintrug, zeichnete Landerer 300, Schuler zum Schwarzen Ochsen 300 und Frau Merian zum Schnabel ebenfalls 300 Franken. Die andern Wirthe standen weit unter diesen Beiträgen.

* * *

Hieher gehören die Lebensbilder der beiden Oberstzunftmeister Josef und Bernhard Socin, die beide im „Storchen" geboren worden sind. Ueber dieselben hat Theophil Burckhardt-Piguet im Winter 1885 in der Historischen Gesellschaft zwei Lebensbilder gegeben, die voller Interesse, für unsern Zweck aber ganz unentbehrlich sind.

Die Basler Socin stammen aus Siena (Italien). Ihre Genealogie kann bis in die Anfänge des 13. Jahrhunderts verfolgt werden. Die Familie war adelig und gehörte zu den „Zwölfen" der Republik Siena. Die Socin wanderten während des Streites der Welfen und Ghibellinen nach Bellinzona aus, wo ein Peter Socin 1534 Agnes del Capo, auch Agnes von Sex genannt, heirathete. Von seinen zehn Kindern wanderten der älteste und der jüngste Sohn, Johannes Antonius und Benedictus, nach Basel aus. Benedikt ließ sich 1560 in Basel nieder

als Theilhaber des Condotta- und Fattori-Geschäftes. Er heirathete 1566 Valeria, die einzige Tochter des Wirthes Wolfgang Stadler zum Storchen, den er sich um 2000 Gulden erwarb. Die Wirthschaft betrieb er mit großer Umsicht und vielem Fleiß, so daß er bald die Schuldenlast tilgen konnte. Valeria gebar ihm 11 Kinder. Mehrere starben an der Pest, nur zwei führten das Geschlecht fort: Josef und Abel, der letztere indessen nicht bis über die zweite Generation hinaus.

Josef Socin wurde geboren den 12. Juli 1571 im Gasthause zum Storchen; als Sohn aus angesehener Familie kam er in die Lateinschule zu St. Peter; im eilften Jahre nach der Landessitte zur Erlernung der französischen Sprache nach Lausanne und später der Kriegswirren wegen nach Mümpelgard. In's Vaterhaus heimgekehrt, trat der 14jährige Josef bei Notar Rudolf Kuder in die Lehre und wurde mit 17 Jahren zum Notar kreirt. Im September 1589 machte er eine Reise nach Italien; in Vicenza traf er den Vetter Sebastian, in Venedig trat er in zwei Handelsgeschäfte ein und kehrte im April 1591 wieder nach Basel zurück.

Hier blieb er nun. Der Vater wollte ihm den Gasthof übergeben, zu dessen Führung er alle Kenntnisse und Fähigkeiten besaß. Den 3. September 1593 verheirathete er sich mit Barbara Seylerin, der Tochter des Schultheißen und Schlüsselwirths zu Liestal. Als Ehesteuer erhielt er 200 fl., seine Braut 5000 fl. Nicht lange nachher zeigten sich Anstände wegen der Frau Burgerrecht, da Liestal 1400 Eigenthum der Stadt Basel geworden und als solches noch in einer Art Leibeigenschaft stand. Allein Josef Socin konnte nachweisen, daß sein Schwäher, sein Gegenschwäher und seine Schwieger schon in Basel ansäßig gewesen seien, daß letztere ehelich geboren und nicht leibeigen, somit seine Frau eine Freie sei und daß ihr Großvater im Dienste des Vaterlandes 14 Wunden erhalten hatte. Und so ließ man seine Ehe unangetastet.

Am 26. Oktober 1593 übernahm er den Storchen sammt Hausrath um 180 fl. Zins. Die Herberge war gut renommirt und hatte großen Zuspruch. In den folgenden acht Jahren kehrten hohe Herrschaften, Fürsten, Kardinäle und Bischöfe aus aller Herren Ländern ein, Grafen, Gesandte, Weltliche und Geistliche,

Offiziere, Soldaten und Kaufleute. Oft mußten 60 bis 70 Pferde auf ein Mal untergebracht werden, besonders bei Anlaß der niederländischen Kriege war der Zuspruch außerordentlich groß.

Das Wirthshaus war ein goldener Boden für die Familie; nach acht Jahren sollte es der jüngere Bruder Abel in Miethe nehmen (17. April 1601). Josef Socin miethete sich nun bei J. Sigmund, Truchsessen, im Eckhaus am St. Urbansbrunnen ein. Dem kaum 20 Jahre alten Abel stand die Mutter Valeria kräftig zur Seite; aber am 2. Juni that sie einen schweren Fall, an dem sie nach 11 Tagen starb, 52 Jahre alt. „Sie war ein stark und herrlich Weib", gibt ihr der Sohn das Zeugniß, „und war eines frommen und gottesfürchtigen Lebens, beide meine Eltern." Am 5. Februar 1602 starb auch der Vater Benedikt, 66 Jahre alt.

Das Vermögen der Eltern hatte sich bedeutend vermehrt. Jedes der fünf Kinder erhielt 1550 fl. und 200 fl. wegen der Ehesteuer, Item Hausrath, Silbergeschirr, auch etwa 250 fl. Werthes. „Es ist aber der Storchen, die Herberg, nit getheilt, sondern nur gewürdigt worden."

Zugleich kaufte Josef Socin von seinen Geschwistern das Haus zum „Fuchs" neben dem Storchen, um 2400 fl. Der Bruder Abel heirathete Katharina Werzeschka aus einer Refugiantenfamilie, blieb 7 Jahre als Miether auf der Herberge und kaufte sie dann sammt allen Gerechtsamen, Zubehör, Hausrath und Faß im Offenburger Hof um 6500 fl. und jeder Hausfrau 25 fl. zur Verehrung.

Nun kam die Zeit, in welcher Josef Socin aus seinen bloß privaten Verhältnissen in die Oeffentlichkeit und in staatliche Stellungen übertreten sollte. Zum ersten Mal geschah dies bei Anlaß des großen Gesellenschießens (Schützenfestes), welches im Juni 1605 in Basel stattfand und bei welchem 800 Gäste, worunter der Landgraf von Hessen mit Gemahlin und Gefolge, der französische Gesandte und die Vertreter der evangelischen Orte anwesend waren. Mit vier andern Burgern wurde Josef Socin beauftragt, das Mahl der 800 Gäste im Zeughause anzuordnen. Es war ein großes Fest und Jedermann hoch befriedigt. Josef Socin theilt mit, daß die Unkosten desselben ohne Wein und Brod 1400 fl. betragen haben.

Im darauffolgenden Jahr sollte Socin zu noch höhern Ehren emporsteigen. Als junger 35jähriger Mann wurde er in den Rath gewählt. „Den Tag meines Lebens hatte ich mir keine Rechnung gemacht oder in meinem Sinn gedacht, an solchen Ort zu kommen!" Zu Ehren seiner Wahl schenkte er seiner Frau einen Goldgulden und seinen Söhnen Benedikt und Josef zusammen einen. So sehen wir denn Josef Socin von nun an fortwährend in der Regierung sitzen und als Mitglied auch die betreffenden Einkünfte beziehen, nämlich 24 Goldgulden (1607 = 50 ℔, 1619 waren 60 ℔ = 167 Fr.) und 4 Vierzel Korn.

Der neugewählte Rathsherr stiftete der Sitte gemäß der Zunft zu Gartnern, die ihn gewählt hatte, einen Becher, 24 Loth an Silber schwer und 28 ℔ im Werth. Er präsentirte ihn den alten Rathsherren und Meistern sammt einer Pastete und 15 Maß Wein; dann gab er zur Erstellung neuer Fenster in der großen Zunftstube einen Beitrag und ließ seine Wappentafel malen. Noch prangt die gemalte Scheibe mit dem Socin'schen Löwen im Fenster des Sitzungssaales im Mueshause; der silberne Becher aber ist nicht mehr vorhanden.

Und nun folgte rasch Ehrenamt auf Ehrenamt; noch im gleichen Jahre kam er an's Siebneramt, 1607 in's Stadtgericht, wurde Brodbeschauer, kam in's Ladenamt, wurde Kornmeister, in's Ehegericht gewählt, Pfleger zu St. Peter (1608), Wachtherr und endlich Dreizehnerherr, d. h. Mitglied jenes Rathskollegiums, welches aus den vier Häuptern und den neun vornehmsten und einflußreichsten Rathsherren bestand, alle Geschäfte vorzuberathen und dem Rathe Vorschläge darüber zu bringen hatte. Eine seiner ersten Aufgaben war, bei der Steuer mitzuwirken, die in Folge der Kriegshändel und der Stadtbefestigung nöthig geworden war. Die Steuer traf auf jedes 100 fl. Kapital einen halben Gulden. Er versprach 80 fl. zu leisten nach seinem auf 16,000 fl. geschätzten Vermögen (3. März 1634), wie es Beschluß war. „Gott wolle es," schreibt er in sein Buch, „allen zu einem erwünschten End richten, dem Vaterland zu Gutem, Amen!"

Zwei Jahre darauf, am 18. Juni 1636, wurde der treffliche Bürger und angesehene Rathsherr zum Oberst-Zunftmeister gewählt und so trat er in die Zahl der vier Häupter des Ge-

meindewesens. Er empfing aber diese hohe Auszeichnung mit der gleichen frommen Bescheidenheit, wie 31 Jahre früher seine Wahl zum Rathsherrn. Es war allerdings damals eine besonders leidige Zeit für unsere Stadt. Und wenn auch die Gefahr des Bürgerkrieges in der Eidgenossenschaft wieder ferner gerückt war und die großen Schläge des 30jährigen Krieges ferne von unsern Grenzen geschahen, so war doch unsere Gegend, wie noch nie, beunruhigt von plündernden und mordendem Gesindel, überfluthet von Hülfesuchenden und Bettlern und heimgesucht von Pestilenz und Hungersnoth. — Josef Socin trat als Oberstzunftmeister an die Stelle von Joh. Rud. Fäsch, der am gleichen Tage zum Bürgermeister erwählt wurde.

Alle diese Aemter waren, die einen mehr, die andern weniger, einträglich. Auch die Aemter, welche Josef Socin nur vorübergehend bekleidete, brachten pekuniäre Vortheile. Er galt jedenfalls bei seinem Vermögen zu den Reichen; wenn er auch nicht so reich war wie der Bürgermeister Johann Rudolf Fäsch oder Lukas Iselin, so hatte er doch nach den damaligen Vorstellungen als Besitzer eines ansehnlichen Vermögens Anwartschaft auf bürgerliche Ehren.

Von seinen sechs Kindern starben drei frühzeitig, ein Sohn Josef starb als hoffnungsvoller Theologe im Alter von 24 Jahren; 1640 starb der jüngste Sohn Hans, ein junger Kaufmann. So blieb denn nur noch der älteste, Benedikt, übrig. Dieser schrieb bei des Vaters Tode in's Familienbuch:

„Zinstag Abend um 11 Uhren in der Nacht, den 3ten Januarii anno 1643 starb mein ehrender frommer Herr Vater Josef Socin in dem 72sten Jahre seines Alters, nachdem er 37 Jahr lang einem löblichen Ehren-Regiment in vielen Regimentern, sonderlichen 31 Jahr als Rathsherr zu Gartnern, 6 Jahr als ein Obrister Zunftmeister, wohl und rühmlich abgewartet und gedient und mit meiner höchst betrübten Mutter in die 50 Jahre in einem ganz freundlichen Ehebund gelebt. Ward am Freitag hernach in Gegenwart schier der ganzen Burgerschaft, welche ihn sehr geliebt, in der Pfarrkirche bei St. Peter begraben."

* * *

Benedikt Socin wurde den 25. Januar 1594 im Gasthof zum „Storchen" geboren. Er durchlief die städtischen Schulen und ging dann als Handelslehrling und zur Erlernung der französischen Sprache nach Genf und nach Metz. Nach Vollendung dieser Lehrzeit machte er eine Reise nach der Provence und kehrte dann als ein wohlausgebildeter junger Mann nach Basel zurück. Kurz darauf trat er bei dem Generaleinnehmer in Röteln als Gehülfe in dessen Dienste, mußte aber nach einiger Zeit als 21jähriger Mann zu seinem Vater zurückkehren, um ihm bei den schwer lastenden Kriegszeiten in dessen Amte als Kornmeister behülflich zu sein. Im Jahre 1617 verheirathete er sich mit Ursula Beck und hielt eine Tag-Hochzeit auf der Zunftstube zum „Seufzen", bei welcher das Essen auf Kosten der Brautleute ging. Darauf nahm er eine Stellung an auf der Münze, verband sich aber im gleichen Jahre zuerst mit Balthasar Irmy zu einem Handelsgeschäft und dann 1628 mit Passavant und Jeremias Fäsch zur Spedition von Gütern. Er bereiste zu letzterem Zwecke Straßburg, Lyon und alle hervorragenden Handelsplätze. Seine Fähigkeiten und seine Rechtschaffenheit wurden bald anerkannt, weshalb ihn der Rath 1634 als Vertreter der Basler Handels-Interessen zu den Zollverhandlungen der Schweiz nach Paris sandte.

Nach seiner Rückkehr aus Paris fand Socin sein Haus in tiefem Leid. Seine Tochter war an der Pest gestorben und kurz darauf seine Gattin. Ihm blieben noch sechs Söhne und eine Tochter. Zwei Jahre darauf trat er in eine zweite Ehe mit Elisabeth Bischoff, verwittwete Fäsch, und gelangte durch diese Verbindung in die vornehmsten und reichsten Verwandtschaften Basel's. Es wurde eine sogenannte Uertenhochzeit gehalten, wobei die Zeche von jedem Theilnehmer am Tische eingesammelt wurde. Die Luxusmandate jener Zeit verboten Angesichts der betrübten sozialen Zustände alle köstlichen Hochzeiten. Es durften nicht mehr wie vier Tische zu je zwölf Personen aufgestellt werden, die Anzahl der Gänge war genau vorgeschrieben, um 12 Uhr Mittags durfte man sich zu Tische setzen, um 5 Uhr mußte man sich von demselben erheben. Tanz und Nachhochzeit waren bei hohen Bußen verboten. Man schickte sich darein.

Nun beginnt für Socin die Häufung der Ehrenämter. Er wurde zuerst Sechser, dann Zunftschreiber, Seckelmeister, Ehegerichtsherr, Bannherr zu St. Peter, Meister der Zunft zu Gartnern und Mitglied der Regierung im neuen und alten Rath, endlich Oberst-Zunftmeister. Bald finden wir ihn auch als Gesandten Basel's in Breisach zur Schlichtung der Zollstreitigkeiten der Stadt mit der österreichischen Regierung in Freiburg, als Friedensstifter im Bauernkrieg des Jahres 1653, als Kriegskommissär; als Gesandten nach Breisach, um dort sich zu vergewissern, was man sich von den Nachbarn zu versehen habe.

Das Verhalten Socin's im Bauernkriege hatte sein Ansehen nur vermehrt; die Ehrenstellen häuften sich: er ward Richter, Pfleger auf der Burg und Dreizehner-Herr. Im Jahre 1655 wurde er mit Major His und andern Vertretern nach Piemont abgeordnet, um die mit blutiger Geisel heimgesuchten Waldenser-Glaubensgenossen in Schutz zu nehmen. Die Sendung blieb nicht ohne Erfolg, indem mit dem Herzog von Savoyen zu Gunsten der Waldenser ein Vertrag vereinbart wurde, der eine Besserung der Verhältnisse brachte. Socin kam am 16. September 1655 wieder nach Hause, nachdem er 11 Wochen weniger 2 Tage in Savoyen gewesen.

Auch im Villmerger-Krieg hat Benedikt Socin eine hervorragende Rolle gespielt und in Verbindung mit andern Gesandten, Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein und Andreas Burckhardt, zwischen den streitenden Konfessionen im Interesse der Verhinderung eines Religionskrieges und gemäß der seit 1501 befolgten Basler Vermittlungspolitik zu schlichten und zu versöhnen gesucht, allein die Leidenschaft war größer als die Sprache der Klugheit und der Milde.

Noch im hohen Alter von 70 Jahren ließ sich Socin zu einer staatsmännischen Aktion bewegen: er nahm nämlich Theil an jener großen schweizerischen Gesandtschaft nach Paris, welche bestimmt war, 1663 den Vertrag mit König Ludwig XIV. zu beschwören, wonach die Verpflichtung der Schweizerkantone zur Lieferung von Kanonenfutter festgestellt wurde.

Mitte Dezember kamen die Gesandten von Paris zurück, reich beschenkt mit goldenen Ketten, Medaillen, Reisegeldern im Ge-

sammtbetrage von 117,000 Franken. Es war die glanzvollste, aber auch die schattenreichste Gesandtschaft gewesen, die je nach Paris zog.

Im folgenden Jahre fing Socin an zu kränkeln. Am 6. November 1664 starb er nach einer fünfzehnwöchentlichen Krankheit im Alter von 70 Jahren und 14 Wochen in seinem Hause zum „Meerwunder" (Ecke Spalenberg und oberer Heuberg). Außerdem besaß er noch am Steinenberg das Haus zur Rose. Er hinterließ, nachdem ihm mehrere Kinder gestorben waren, noch drei Söhne: Emanuel, den spätern Bürgermeister, Sebastian, den Goldschmied, und Abel, den Kaufmann. In seinem Leben hatte er nicht weniger als 300 Mal Pathe gestanden. Er hatte ein wohlgefülltes Maß von Arbeit vollbracht und vielen Segen gestiftet; er gilt als das Urbild eines alten, ehrenfesten Baslers.

* * *

Leider sind die Fremdenbücher verloren gegangen oder es sind keine geführt worden, was uns die Möglichkeit benimmt die Namen berühmter Fremden, die im Storchen gewohnt haben, anzuführen. Herr Klein erzählt uns, daß der bekannte russische Agitator Michael Bakunin im Jahre 1863 oft im Storchen gewohnt und mit Armand Goegg daselbst Versammlungen mit Führern der Partei gehalten habe; Felice Orsini wohnte mehrmals im Storchen; auch Ottilie Wildermuth, die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen u. a. m. hatten hier ihr Absteigequartier.

In früheren Jahrhunderten war der Storchen oft der Schauplatz von mehr oder minder tragischen Ereignissen oder die Wohnung vornehmer und berühmter Leute.

Wir haben schon gemeldet, daß beim Eintritt Basel's in den Schweizerbund im Jahre 1501 die meisten Eidgenossen im Storchen logirten (die übrigen im Silberberg, im Löwen und in der Blume). Sie wurden auf die Stube zum Brunnen am Fischmarkt geführt und auf das Stattlichste bewirthet.

Nicht minder gastfreundlich wurde eine Gesandtschaft der sieben katholischen Orte aufgenommen, welche im Jahre 1585 wegen Religionssachen nach Basel kam. Die Gesandten wurden zu

Safran zu Gast geladen und hat ihnen der alte und der neue Rath Gesellschaft geleistet. „Allein an Weinen verschiedener Art wurden 325 Maß getrunken; die ganze Mahlzeit kostete 279 Pfund, 5 Schilling, 6 Pfennig. Man hat sie auch die ganze Zeit, die sie allhier gewesen, im Wirthshaus zum Storchen freigehalten". Im Jahre 1611 kam (vergl. die Chronik von Wurstisen) nach den Kriegsläuften des vorigen Jahres eine Gesandtschaft des Markgrafen von Baden hier an mit einem Dankschreiben für die freundnachbarliche Gesinnung, und um Fortsetzung der bisherigen Beziehungen nachsuchend. Sie wurde im Storchen bewirthet und wurden ihr acht Kannen Wein verehrt. Solche Gesandtschaften kamen zahlreich nach Basel und der Rath schickte ihnen jeweilen Wein, Fische, Hafer und dergleichen als Willkomm in ihre Herberge.

Aber auch andere Gäste verzeichnen die Chroniken. Als Erasmus nach Basel kam, stieg er im Storchen ab und wurde von dort von Froben in das benachbarte Haus zum „Sessel" abgeholt und seine Zeche in der Herberge berichtigt. Die Buchdrucker weilten gerne im Storchen; der Buchdrucker Oporin zum „Sessel" saß oft mit dem berühmten Einsiedler oder Hohenheimer Arzte, Chemiker und Theosophen Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus im Storchen zusammen, als dieser zwischen 1526 und 1528 in Basel an der Universität lehrte. Ein anderer Buchdrucker, Henric Petri, gerieth 1596 mit Jean Aubry aus Frankreich wegen des Druckes eines Buches im Storchen in Streit; der Ausgang ist nicht bekannt.

Der dritte Buchdrucker, der mit dem Storchen in einer Beziehung stand, hatte ein tragisches Ende, über das Rathsherr Dr. Emanuel Burckhardt in den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte", Bd. V, 1854, eine größere Abhandlung hat erscheinen lassen. Der Buchdrucker Theodor Falkeisen hatte den Druck eines kostbaren Bibelwerkes unternommen; Buchdrucker König, ein naher Anverwandter des berühmten Bürgermeisters Wettstein, und andere Kollegen bestritten die Gültigkeit des hiezu vom Kaiser an Falkeisen ertheilten Reichsprivilegiums. Dieser, von heftiger Natur, schrieb Broschüren gegen die neidischen Buchdrucker und deren Beschützer im Rath und beging im Zorn manche Thorheit, welche ihm die Verbannung aus der Vaterstadt zuzog. Er brach die Acht

und kehrte am 3. Oktober 1671 mit einer berittenen Schaar Freunde nach Basel zurück. Im Storchen war ein glänzendes Gastmahl für sie bereitet. Falkeisen hatte sich seinen beleidigten Todfeinden überliefert. Binnen einer halben Stunde standen auf Befehl der Häupter die Thore geschlossen; im Stillen wurde der Gasthof von der Garnison umringt und Falkeisen gefangen in den Spalenthurm gebracht. Am 6. Dezember wurde er wegen Hochverraths verurtheilt und früh vor Tag im Werkhof beinahe heimlich enthauptet.

Die Markgrafen von Baden wohnten meist im Storchen, wenn sie nach Basel kamen. Im Jahre 1547 gerieth der Markgraf Bernhard mit zwei Klein-Basler Bürgern, Uli Keller und Thomas Renk, in Streit. Renk schlug den Markgrafen mit einer Haue auf den Kopf und wurde mit 61 Pfund gebüßt. Zwei Jahre vorher wohnte längere Zeit ein Botschafter Karl V. im Storchen; es soll ein spanischer Bischof gewesen sein, der in der Karthause die Messe zu lesen begehrte. Es mußte ihm abgeschlagen werden. Pfarrer Gast erzählt: „Da begab sich der Legat in das nächste Dorf vom römischen Aberglauben und opferte dort seinem Götzen."

Der dreißigjährige Krieg brachte viel fremde Herren und fremdes Volk in die Stadt. Am 17. März 1634 Nachmittags ritten bei geöffneten Thoren die jungen Rheingrafen von Nassau und von Fleckenstein ein und stiegen im Storchen ab. Tags darauf kam der Rheingraf Johann Philipp, nachdem 6000 Mann seiner Armee und 14 Geschütze am 17. bei Hüningen über den Rhein gefahren waren, nach Basel und nahm sein Quartier im Storchen. Hotz schreibt in seinem Tagebuch: „Auff den Abend um 5 Uhren bin ich in den Storkhen kommen. Seind Ihr Excellenz oben an einer langen Taffeln gesessen mit einem schwarzen Sammeten Cassagen angelegt, ein Gnadenpfennig an. Er ist ein Persohn von 40 Jahren, mit einem braunlechten, falben Stutzbart, etwas Kahl ob der Stirnen, sonsten ein lustiger und für eine Hochverständige Person anzusehen. Bei dero die 3 Häupter und 13 Herren des Raths und ein Gastmahl gehalten".

Am 15. November 1645 versetzte ein Mord, der im Storchen vorkam, die Stadt in Aufregung. An diesem Tage wurde nämlich

daselbst der schwedische Oberst von Rosen durch den Major Widmer von Basel erstochen. Den Leichnam ließ man durch das Gericht „besiebnen“ und die „Dreizehner Herren“ trafen die erforderlichen Anstalten, um den Verbrecher einzuziehen. Dieser aber hatte bereits die Flucht ergriffen.

Wie es die Natur des Wirthschaftsgewerbes mit sich bringt, waren es nicht immer loyale und ehrliche Gäste, die da Herberge suchten. Mit zwei Episoden von solchen Gästen aus zwei Jahrhunderten wollen wir die Geschichte dieses Gasthofes schließen. Wir finden sie bei Wurstisen verzeichnet:

1590. Im Weinmonat wurden bei Banzenheim einige spanische Reiter, die aus Italien kamen und eine große Summe Geldes mit sich führten, von einer Bande Franzosen beraubt. Die Spanier gaben vor, einen der Räuber im Wirthshause zum Storchen in Basel gesehen zu haben. Als der That verdächtig wurde der Herr von Sancy angesehen, es konnte ihm jedoch nichts bewiesen werden.

1626. Im Elsaßer Hardt überfielen Straßenräuber einen Fuhrmann und raubten ihm bei 12,000 Reichsthaler, welche theils dem Lukas Iselin im Bärenfelser Hof und seinem Schwager Cladi (Claudius) Gonthier im Spiegelhof, theils Hans Gyßlern gehörten. Einer der Räuber hatte sich eine Zeit lang, als ein Edelmann gekleidet, in der Herberge zum Storchen aufgehalten, bis er nach dem Gelingen des Raubes mit 300 Gulden dem Gastwirth aus der Zeche lief.



## 15. Das Haus zum Effringen.

Das Haus zum Effringen (Schneidergasse 7) muß ohne Zweifel einst in Beziehungen gestanden haben zu den Herren von Effringen, die im 14. und 15. Jahrhundert in Basel ansäßig waren und zu Ende des 15. Jahrhunderts ausstarben. Aus den Urkunden, die über dieses Haus noch heute existiren, ist dies allerdings nicht zu entnehmen, doch sagt uns Herr Mende, daß laut einer Urkunde, welche ein Bürgermeister von Bärenfels Anfangs des 15. Jahrhunderts besiegelte, Hans und Kunz von Efringen Besitzer des Hauses gewesen seien. Noch 1425 begegnen wir in Wurstisen's Chronik den Rittern Heinrich und Konrad von Efringen.

Von den Herren von Effringen haben wir überhaupt nur spärliche Nachrichten. Franz Haffner, Stadtschreiber von Solothurn, schreibt in seinem „Allgemeinen Schauplatz", Band 2, Seite 402: Verpfändet Herzog Leopold von Oesterreich dem Edeln Hemmann von Effringen das Schloß Dorneck sampt allen Rechtungen vnd Gerechtigkeit ꝛc. vmb 2 tausent Gulden.

An. 1455. Vbergab Bernhard von Effringen einer Statt Solothurn in ewigen Kauffsweis | die Burg und Schloß Dorneck | mit den Reben | Gärten | Häuseren | Hoffstetten | Holz | Feld | Wunn | Weyd | Hochwäld | Fronwäld | Leuth | Gut | mit Steuren | Zinsen | Fählen | Ungnossame | und insonderheit mit hoch vnd nidern Gerichten | Fischentzen | so sein Pfandschilling von dem Hauß Oesterreich gewesen | vmb 1900 Rheinisch Gulden.

Diser Kauff ist hernach An. 1499. so wol durch die blutige Schlacht mannlich erfochten | als auch durch den gemachten Friden

bekräfftiget | vnd von den Solothurnern rechtmäßig beherrscht worden.

Bei Hans Jakob Leu „Allgemeines Historisches Lexikon" lesen wir sodann über die Effringen Band 6, Seite 212:

von Effringen. Ein ausgestorbenes Geschlecht in der Stadt und Gebiet Solothurn, aus welchem Hemman A. 1394. das Schloß Dorneck mit allen Rechten und Gerechtigkeiten von Herzog Leopold von Oesterreich Pfandsweise einbekommen, und Bernhard selbiges nach einigen Anno 1455. und nach anderen Anno 1484. der Stadt Solothurn käuflich überlassen; dieses Geschlecht war auch auf der Edelleuten-Stuben zu Basel einverleibet.

Daß das Haus mit dem benachbarten badischen Dorf Efringen in Verbindung gestanden, ist nicht anzunehmen. Erstens schrieb sich der in Efringen ansäßige St. Blasianische Lehensadel als Herren von Rotenberg (1229), zweitens waren daselbst die Reich von Reichenstein im 14. Jahrhundert Lehensadelige des Klosters in St. Blasien und besaßen in Basel ein eigenes Haus, wo sie ihren Abstieg hielten.

Es ist also mit Gewißheit anzunehmen, daß die Herren von Effringen die Besitzer des Hauses waren.

Häuser mit Benennung von Ortsnamen gab es in früherer Zeit viele; wir erinnern nur an das Haus, das an Effringen stößt und zum Solothurn genannt wird, an die Häuser zum großen und kleinen Hüningen, zum Altkirch und zur Stadt Laufenburg am Blumenrain, zum Appenzell in der Freien Straße, zum kleinen Konstanz und zur freien Stadt Worms in der Weißen Gasse, zum großen Konstanz im Pfluggäßli, zum hintern Waldshut im Rüdengäßli, zum Blotzheim am Spalenberg, zum Neuenburg und zum St. Gallen in der Steinenvorstadt u. s. w. Daß jeweilen Beziehung zwischen dem Haus und der Stadt, nach der ein solches benannt wurde, stattgefunden habe, wollen wir nicht behaupten.

Ueber die Geschichte des Hauses entnehmen wir Folgendes den Akten, die Herr Mende dem Staatsarchiv übergeben hat.

1581 den 9. Februar giebt Hans Lienhard Müller, Notar, Haus und Hofstatt sammt dem Brunnen, einerseits Mathias Reuttner, Krämer zum „Solothurn", anderseits Paul Keck, Messer-

schmied, dem Jeremias Fäsch, Goldschmied, und seiner Ehefrau Anna Koch um 800 fl. zu kaufen.

Dieser Jeremias Fäsch war der jüngste Sohn und das zwölfte Kind von Landvogt Hans Rudolf Fäsch und Anna Glaser und ward den 8. Dezember 1554 geboren. In seinen jüngern Jahren trieb er die Goldschmied-Profession, ward 1613 Meister zum „Bären", 1619 Landvogt auf Homburg. Er machte damals seinem Neffen Hans Rudolf auf dieser Zunft Platz im Meisterthum, nahm aber später nach zehn Jahren diese Stelle wieder ein. Fäsch heirathete den 4. Mai 1579 Anna Koch, des Stadtschreibers Tochter, von Klein-Basel, erzeugte mit ihr vierzehn Kinder und starb den 9. Juni 1632. Theodor Zwinger hielt ihm die Leichenpredigt, sein Epithaphium steht bei Tonjola, Basilea sep. 162. Den 14. Oktober 1622 verkaufte er das Haus an seinen Neffen Hans Rudolf Fäsch, des Raths, um 1200 fl.

Hans Rudolf Fäsch, ein berühmter und reicher Mann, wurde als Sohn des Bürgermeisters Remigius Fäsch den 18. Oktober 1572 geboren. Er widmete sich anfänglich der Kaufmannschaft, erwarb sich die Kenntniß der französischen und italienischen Sprache und ließ sich neben seinen besondern Faktoreien und Speditionsgeschäften mit Blasius Pellizary zum „Salmen" in ein Seidengewerbe ein; da aber Pellizary 1602 in den niederländischen Kriegsdienst zog, führte er die Handlung allein fort. Die Condottageschäfte vermehrten sich aber täglich bei ihm, deshalb suchte er sich des offenen Ladens zu begeben und trat 1606 das Seidengewerbe dem Nikolaus Bischoff ab, lieh ihm um 60 fl. jährlich noch seinen Laden zum „Salmen" und verkaufte ihm schließlich das Haus drei Jahre später um 4500 fl.

Dann zog er in den Lichtenstein über (die heutige Brauerei Strübin in der Brodlaube), kaufte das Haus zum Steg (1626) und ließ seinen Brunnen im Hause zum Effringen unter dem Birsig hindurch dahin leiten. Im Jahre 1630 ließ er das Haus zum Effringen, das alt und baufällig war, abbrechen und neu aufbauen, wie die Steinschrift ob der Thüre des Treppenthurms noch jetzt aufweist. Die Schrift lautet: „Herr Hans Rudolff Faesch Oberster Zunfftmeister und Frauw Anna Gebweilerin ehegemechte haben diesen Bauw auß dem Grund auffieren und im Jahre 1630

dieses zur Gedachtnuß allhier setzen lassen." Um die Inschrift sind im Kranze die bekannten Wappen der Fäsch und die weniger bekannten der Gebweiler, ein aufrechtstehender Hund, der einen Stern vor der Schnauze trägt. Ein sitzender Hund thront über dem Ganzen. Im Meyer'schen Wappenbuch ist das Wappen der Frau Gebweiler nicht enthalten.

Hans Rudolf Fäsch besaß außerdem noch das Haus zum schönen Keller, in dem ehemals eine Buchdruckerei betrieben wurde, das Haus auf dem Petersplatz Nr. 14 (dem Herrn Th. Kündig-VonSpeyr gehörend), das Haus zum Delphin hinter dem Münster, das Haus zur Kleyen auf dem Kornmarkt und das daran stoßende Haus zum schwarzen Stern am Rindermarkt. Das Zunfthaus zum Seufzen war ihm an Bezahlung der verflossenen Zinsen ebenfalls zugefallen, er verkaufte es nachgehends der Stadt. Er selbst wohnte im Lichtenstein bis zu seinem Tod.

Hans Rudolf ward 1606 Sechser zum Bären, 1609 bis 1619 Gerichtsherr der größern Stadt, in welch letzterem Jahre er in den Kleinen Rath gewählt wurde. Im Jahre 1621 wurde er Gesandter über's Gebirg, auch Gesandter zum Herzog von Lothringen nach Nancy, Gesandter an die Tagleistung nach Zürich und nach Lindau. Ungesucht wurde er mit Ehrenstellen überhäuft, wurde Oberstzunftmeister und Bürgermeister (1636). Als solcher hatte er sich in der ganzen Schweiz Ehre und Achtung erworben, namentlich dadurch, daß er einen Span zwischen den katholischen Orten und Zürich durch ein Kraftwort löste, wofür ihm Zürich eine goldene Kette von 100 Dublonen an Gewicht schenkte.

Im September 1594 heirathete er die reiche Anna Gebweiler von der Burg Lörrach; diese Ehe war sehr fruchtbar, sie zeugten mit einander 16 Kinder, und seine Nachkommen bestunden bei seinem Absterben aus 131 Personen.

Bürgermeister Fäsch starb am 7. Mai 1659 86½ Jahre alt und liegt im Münster begraben. Er vergabte 2280 fl. zu gemeinnützigen Zwecken, worunter 300 fl. auf das Haus zum Effringen zu Kleidung armer Schüler in der lateinischen Schule verlegt wurden.

Seine Verlassenschaft wird auf 242,400 fl. angesetzt, eine für die damalige Zeit fürstliche Summe. Darunter figuriren 20,000 fl.

an Silber und Silbergeschirr; 5000 fl. an Kleinodien; 28,000 fl. an Häusern; 40,000 fl. an guten Gülten; 60,000 fl. an zweifelhaften Gülten, mehrentheils auf fremde Herren und Fürsten; 89,040 fl. an dem, was seine Kinder zum Voraus vor der Theilung bekommen haben (Fäsch, Familienbuch).

Den 20. Januar 1663 kam der Effringen aus der Hand der Familie Fäsch. Hans Ulrich Frey, Schaffner zu St. Leonhard, Namens seiner Frau Rosina Fäsch, gab das Haus dem Kauf- und Handelsherrn Jakob de Lachenal, jünger, um 2100 fl. zu kaufen.

Nun hören die Urkunden plötzlich auf. Sie sind bei irgend einer Handänderung abhanden gekommen oder verloren gegangen. Die Urkunden vor 1581 bezogen sich, wie uns Herr Mende mittheilte, auf eine Scheune mit Stall, die dem Hause gegenüberstand zu einer Zeit, wo die rechte Häuserreihe noch nicht gebaut war.

Zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts war die Schweighauser'sche Buchdruckerei im Effringen; sie brauchte damals noch nicht so viel Platz wie heute. Nachher kam das Haus in die Hände des Gerbermeisters Schuler, dann des Kappenmachers Peschel, bis es endlich 1843 Friedrich Gottlieb Mende erwarb, der ein Tuchgeschäft darin errichtete und es dann 1862 seinem Neffen abtrat. Merkwürdigkeiten hat außer dem Treppenthurm das Gebäude nicht, innen ist Alles modernisirt. Das Hinterhaus gegen den Birsig ist zu Neujahr abgerissen worden und als Eigenthum des Herrn Metzger Strub in neuer Form und Gestalt wieder erstanden, schöner als es je gewesen.



## 16. Das Haus zum Tanz.

Das Haus zum Tanz liegt in der Eisengasse und gehört heute Herrn Wormann's Söhne, welche ein reiches Konfektionsgeschäft darin errichtet haben. Die Eisengasse wird bei Fechter schon 1150 „Isengazza" genannt. Woher die Straße diesen Namen erhalten hat, ist nicht auszumitteln; es mag sein, daß der in derselben einst stattgefundene Verkauf von Eisen und eisernen Geräthschaften Anlaß zu dieser Benennung gegeben hat.

Zur Zeit, in der wir uns hauptsächlich in diesem Artikel verbreiten werden, waren sonderbarer Weise in der Eisengasse viele Wirthshäuser vorhanden, während heutzutage gar keine in derselben sich vorfinden. Wir zählen in Felix Plater's Häuserverzeichniß folgende Wirthshäuser: Zum Bilgerstab, Weinschenk zur Linden, Weinschenk zum Maser, Weinschenk zum Thor, Weinschenk Hertenstein, Bierhaus zum Tanz. Im Uebrigen wohnten acht Schuhmacher in der Gasse, mehrere Tuchmacher und andere Handwerker. Das Haus zum Tanz war also damals ein Bierhaus. Bierhäuser waren zu jener Zeit selten in Basel. In Frankfurt a. M. gab es 1435 schon sieben Bierbrauereien und da mag sich das Bier im 15. oder 16. Jahrhundert nach Basel verpflanzt haben.

Wodurch das Haus merkwürdig geworden ist, das hat es Hans Holbein zu verdanken. Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts entfaltete Holbein eine reiche Thätigkeit in Façadenmalerei; er malte das Haus zum Kannenbaum auf dem Fischmarkt, an welches sich eine interessante Anekdote knüpft, er malte viele Häuser in Basel, von deren Bildern man jetzt keine Spur

mehr entdecken kann. Daß er viele Häuser gemalt hat, dafür haben wir ein amtliches Zeugniß in dem Bestallungsbrief vom 16. Oktober 1538, durch welchen der Rath Holbein, um ihn an Basel zu fesseln, die Stelle eines besoldeten Stadtmalers überträgt. In diesem Brief wird dem Künstler ein jährlicher Urlaub anerboten und dieser damit motivirt: „Da wir wohl ermessen können, daß Holbein mit seiner Kunst und Arbeit, so weit mehr, als daß sie an alte Mauern und Häuser vergeudet werden solle, bei uns allein nicht auf's Beste zu seinem Vortheil kommen mag" (Woltmann, Holbein und seine Zeit, 2. Auflage, Bd. I, Seite 458).

Von den Bildern am Hause zum Tanz ist heute keine Spur mehr zu sehen. Müller sagt 1777 in seinen „Schweizer. Alterthümern" (VIII. Heft): Von der Malerei sei (damals schon) wenig mehr zu sehen und dieses Wenige durch eine bevorstehende Reparatur gefährdet gewesen. Immerhin konnte der Maler Hieronymus Heß noch ein Fragment des Bauerntanzes (sieben von vierzehn Figuren) genau kopiren. Gegenwärtig ist auch die letzte Figur des Holbein'schen Kunstwerkes unter einer Tünche verschwunden. Im Auftrag des Vorstandes der Basler Kunstsammlung hat nun E. H. Berlepsch in Berlin 1878 nach der Basler Durchzeichnung und einer Berliner Skizze und der Aquarelle von H. Heß eine ausgeführte Zeichnung der Façade mit Andeutung der Farbentöne gefertigt, welche, von J. Höflinger photographirt, bei Fr. Kaufmann im Museum zum Preise von 4 Franken zu beziehen ist und von der hier auf einem besondern Blatt ein verkleinerter Abdruck gegeben wird. Wo die Basler Durchzeichnungen ihn im Stiche ließen, war Berlepsch auf eigene Ergänzung angewiesen.

Holbein hatte mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Gebäude war ein Eckhaus. Gegen die Eisengasse öffnete sich das Erdgeschoß in einer schmalen, spitzbogigen Thür und breitern Fenstern. Diese Oeffnungen rahmte Holbein mit gedrungenen Säulen ein, um welche oben Kränze geschlungen sind. Darüber, unter den Fenstern des ersten Stockes, war der Bauerntanz gemalt. In lustigem, ja wildem Tanze bewegen sich diese etwas kurzen Figuren, Männer und Weiber, Alt und Jung; mit wuchtigem Fuße setzen sie die Stampfschritte auf den Boden. Ein

kleines Fenster über der Hausthür, das in diesen gemalten Fries eingreift, hätte einen Andern zur Verzweiflung bringen können; Holbein ist das der gegebene Tisch für die Musikanten. Zur Rechten wird das ohnehin schmale Mauerband durch ein weiter herabgeschlitztes Fenster noch eingeengt; da stolpert Einer und bückt sich so tiefer und der Raum für das Fenster ist gewonnen. Zwischen den Fenstern des folgenden Stockwerkes stehen klassische Gottheiten: Mars, Vulkan, Venus mit Amor und Minerva. Dazwischen erheben sich mächtige Pilaster und Säulen, welche erst unter dem Dach in reichem, aus der Mauer heraustretendem Gebälk ihre Bekrönung finden.

Ueber den Fenstern des zweiten Stockwerkes schwebt, von reichen Konsolen getragen, eine Gallerie; Menschen bewegen sich darauf hin und her, ein Windhund ist sichtbar, eine Gestalt, vielleicht der Maler selbst, blickt über die Brüstung in das Getriebe der Straße hinab. Bis dahin hatte Holbein eine einheitliche Flucht der Mauer angenommen; in den obersten Stockwerken läßt er einzelne Theile erkerartig vor-, andere weit zurücktreten. Wir blicken in tiefe Nischen, deren Tonnengewölbe mit feinen Blumen kassetirt sind. Die Dekoration gewinnt an Reichthum, Anmuth, Leichtigkeit; die Flächen sind mit Arabesken ausgefüllt und auf den Gesimsen stehen, sitzen, liegen menschliche Gestalten, ein Knabe, der in einen Delphin ausgeht, ein Löwe, ein Pfau, ein Storch. Die höchste Mauer hört, zum Theil noch ohne Verputz, unregelmäßig auf; sie ist nicht fertig, darauf steht der Farbentopf des Malers; wenn es auf ihn ankäme, ginge es so immer weiter und fröhlicher in die Höhe.

Auf der andern Seite des Hauses gegen das Gäßchen blickt man zunächst in einen prächtigen Portalbau; darüber bäumt sich in kühner Verkürzung das Roß des Marcus Curtius vor dem Sprung in den Abgrund; ein Römer, der darunter auf einem Gesimse steht, blickt ängstlich rücklings nach oben, dem Blick folgt die Geberde der Hand, er will den Reiter abhalten von dem Sprung, der ihn selbst mit in die Tiefe reißen muß.

Neben dem Thor unter einer Halle steht ein Pferd; angebunden an eine Säule, die einer zweiten zur Linken entsprechend das Thor flankirt. Auf dem frei aus dem Grunde hervortretenden Gebälk

der Säule steht Hebe, mit Grazie Wein in ein Gefäß gießend, darunter ein kurzer dicker Bacchus vor einem Faß, während ein Genosse in halbliegender Haltung unter einem Fenster hin ausgestreckt ist. Auch an dieser Wand ist keine Fläche ohne Schmuck geblieben, und wo noch zur Seite des Thores ein Räumchen nöthig war, malt der Künstler eine Katze hin, die mit einer Maus zwischen den Zähnen sich um die Ecke schleicht (Neujahrsblatt 1886, Hans Holbein, von Achilles Burckhardt).

Fassen wir das Charakteristische dieser Holbein'schen Façadenmalereien zusammen, sagt Professor Salomon Vögelin („Anzeiger für Schweizer. Alterthumskunde", Juli 1880), so ergibt sich Folgendes: „Die Häuserfaçaden, die Holbein hier vorfand, waren gothisch gegliedert, d. h. sie hatten hohe schmale Fensteröffnungen oder Fenster mit Kreuzstöcken, im Erdgeschoß Thüren und Ladenfenster mit Spitzbogen. Holbein aber legte über diese Mauerflächen ein Gerüst im ausgebildeten Renaissancestyl, und zwar führte er diese Scheinarchitektur mit dem größten Aufwand von Mitteln durch: Säulen und Pfeiler, reiches Gebälk und Konsolen, Arkaden und kassetirte Gewölbe, vorspringende Altane und zurücktretende Nischen wechseln mit einander und bringen eine ungemeine Mannigfaltigkeit in die Fläche. Holbein entwickelte dabei ein ganz kunstreiches System optischer Täuschungen, um durch tiefe Perspektiven die ungleiche Größe und unregelmäßige Stellung der Fenster dem Beschauer zu verbergen und das Ganze als einen reichgegliederten Prachtbau mit vor- und zurücktretenden Flächen erscheinen zu lassen".

Welcher Hauseigenthümer Meister Holbein den Auftrag ertheilt hat, die Façade seines Hauses mit Schildereien zu schmücken, weiß man nicht; daß das Haus schon vor Holbein den Namen zum „Tanz" geführt hat, geht aus einer Urkunde vom 9. November 1467 hervor. Leider reichen die wenigen Hausurkunden, die sich im Besitze des Herrn Rudolf Preiswerk-Ringwald befinden, nur bis zum Jahre 1587 zurück. Am St. Johann Baptistentag des genannten Jahres bekundet nämlich durch einen Brief der Goldschmied Gangwolff Fridtmann aus Gebweiler, der sich fünfzehn Jahre vorher hatte als Bürger in den Ortsbürgerverband aufnehmen lassen, daß er auf dem von Hans Jakob Hoffmann

d. R. erkauften Hause zum Tanz noch 500 fl. schulde, jeden zu 25 Schilling guter Basler Währung gerechnet und mit 25 fl. auf St. Johann Baptist zinsbar. Nun war das Haus aber nicht Hoffmanns Eigenthum, sondern das des Kindes seines Bruders Samuel, dem er Vogt war. Bei der bekannten Thatsache, daß viele Häuser lange Zeit im Besitze einer und derselben Familie blieben, ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieses Haus bei fünfzig Jahren Eigenthum der Familie Hoffmann war, und daß ein Mitglied derselben Holbein mit der Herstellung der berühmten Fresken beauftragt haben kann.

Nun existiren mehrere Familien Hoffmann in Basel. Die eine stammt aus Katzenellenbogen (Hessen); Jost Hoffmann, ein Strumpfwirker, hat sich hier einbürgern lassen und von diesem stammt der verstorbene Theodor Hoffmann-Merian her. Die Familie Hoffmann, welche das Haus zum Tanz besaß, stammt schon vom Jahre 1374 her, in welchem Jahre Hanemann den Zug nach Hasenburg mitmachte. Am 30. Juni 1583 kommt die Geburt einer Tochter Anna vor, getauft zu St. Elisabethen, deren Vater Hans Jakob hieß und im Hause zur „Engelsburg", am rechten Ufer der Steinenbrücke, wohnte, wo von 1675—1739 die Bandfabrikation betrieben wurde. Vom 16. Jahrhundert an saßen die Hoffmann in den Rathssälen bis in unser Jahrhundert hinein. 1702 stirbt ein Samuel Hoffmann, von dem noch ein Epitaphium im Garten des verstorbenen Herrn Eml. Hoffmann-Eglin existirt. Das Geschäft Theodor Hoffmann an der Eisengasse hatte seine Entstehung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und endete im Jahre 1860.

Genauern Bericht gibt uns eine Urkunde vom Jahre 1512. Hier kommt ein Balthasar Angelroth, Goldschmied zum obern Tanz, vor. Dieser Angelroth liegt dem Zeitpunkt, in welchem Holbein den „Tanz" malte (1517—1530) näher, als der erwähnte Hoffmann. Da Goldschmiede gewöhnlich reiche Leute sind, so ist es leicht möglich, daß dieser Mann das Haus hat bemalen lassen, um so eher, als es nur 40 fl. gekostet hat, wie Theodor Zwinger in seiner Schrift „Methodus apodemica" (Basel 1577) anführt. Wenn es nun auch nicht sicher nachzuweisen ist, daß Angelroth Holbein mit der Malerei beauftragt hat, so ist die An-









nahme, daß ein Hoffmann dasselbe gethan habe, noch weit weniger nachweisbar. Einstweilen, bis gründlicherer Bescheid uns zu Theil wird, lassen wir Angelroth die Ehre.

Das Haus, von dem hauptsächlich hier die Rede, ist an der Eisengasse gelegen, heißt in Urkunden von 1504 zum „obern" Tanz, während das am Fischmarkt gelegene Haus zum untern, „niedern" Tanz, auch späterhin (1723) zum „vordern" Tanz genannt wird.

Den 25. März 1598 verkauft Niklaus Werenfels, Rathschreiber, als rechtmäßiger Inhaber eines Briefs auf das Haus zum „Tanz" denselben um 300 fl. Hauptgut und 15 fl. Zins an die Pfleger des Maria Magdalena-Klosters, Bartholome Thurm, Hans Rudolf Kuder und Mathes Rüppel, als rechtmäßige Gült.

Zu Pfingsten 1602 verkauft Beat Huber, Kannengießer, als Vogt der Friedmann'schen Kinder (s. oben) die Behausung und Hofstatt zum „Tanz" um 900 fl. dem Rudolf Eckhlin, Hutmacher, der ein Jahr später, den 27. September 1603, das Haus an Hans Schuster und seine Ehefrau Elisabeth Lisay um 1500 fl. verkaufte. Am 9. Februar 1604 wurden auch die 300 fl. Hauptgut abgelöst und war damit das Haus frei, ledig und eigen.

Im Jahre 1732, den 22. Dezember, verkaufte Daniel Louvis, Deputat der Kirchen und Schulen und des Geheimen Raths, den „Tanz" an Christoph Pacus, Handelsmann, und seine Frau Maria Magdalena Merian um 5000 Pfund, und im Jahre 1810 verkauften Johann Jakob Preiswerk und Frau Anna Maria Ehinger an Mathias Preiswerk, ihren Sohn, den „Tanz" (Nr. 1543) um 15,000 Basler Pfund. So war das Haus im Preis gestiegen. Siebzig Jahre blieb das Haus zum Tanz im Besitze der Familie Preiswerk, welche unter der Firma Mathias Preiswerk eine Tuchhandlung darin errichtete, bis es endlich 1879 in den Besitz von Wormann Söhne überging.

* * *

Der „vordere" oder „untere Tanz" weist schon mehr Urkunden auf. Die beiden Häuser waren früher durch einen Gang mit einander verbunden, der in einen Abtritt-Thurm führte. Das Höflein, das zwischen beiden Häusern lag, war gemeinschaftlich,

doch durfte Niemand etwas Ungehöriges darein schütten, noch dasselbe verunstalten.

Den 9. November 1467 klagte Hans Bremenstein, alt-Zunftmeister, zum „untern Tanz", gegen Klaus Murer, Schuhmacher, wegen dem Höfli, ebenso den 25. August 1469 beschwerte er sich beim Rath gegen Konrad Hußgower, den Drechsler, des gleichen Gegenstands wegen.

Wegen des Höfleins war den 20. August 1504 Streit zwischen dem Heinrich Lochmann zum untern, und dem Hans Nachbur, dem Goldschmied, zum obern Tanz. Heinrich Lochmann's Sohn, Hans, hatte im Jahre 1512 ein Badstüblein gebaut und kam dadurch in Zwiespalt mit seinem Hintermann, dem schon genannten Balthasar Angelroth, Goldschmied.

Im Jahre 1567 gerathen Hans Friedrich Kopp, Hutmacher, Jakob Karpf, Schuhmacher, und Melchior Horlocher, Messerschmied, in Streit wegen ihren drei Kellern, die in ihren drei Häusern zum Blumenberg, zum rothen Salmen auf der Eisengasse, desgleichen auf der Münz, am Fischmarkt gelegen. Es fand ein Augenschein der Fünfer-Herren statt, bei welchem es sich ergeben, daß die Bühne und das Diehlenwerk, so auf Horlocher's Keller stoßen, verfault und Schaden empfangen. Dies mußte erneuert und frisch gebaut werden. Zwei Jahre nachher kamen Kopp zum Blumenberg und Horlocher zum vordern Tanz wegen dieser Baute, wegen dem Theilen und einem Wasserstein im Höfli in Streit.

Im Jahre 1609 verkaufen Isak Widmer und Margaretha Schönberger dem Schneidermeister Kaspar Widmer die Behausung zum „untern Tanz" um 850 fl. Gelds; 66 Jahre später kommt es aus den Händen des Oswald Bertsche, des Raths, in die Hände des Kürschners Nikolaus Geymüller um 1000 fl.

Den 28. Oktober 1723 giebt Abraham Roschet, Zuckerbeck, dem Abraham Legrand, Handelsmann, den vordern (untern) Tanz zu kaufen für 4100 Pfund. Des Käufers Wittwe, Frau Esther Iselin, giebt den 31. März 1729 dem Ehrenvesten und vornehmen Herrn Johann Ludwig Iselin, Kaufmann, das Haus um 4500 ℔ zu kaufen. Dieser „ehrenfeste und vornehme Herr" muß aber das Haus den 14. Februar 1747 durch seine Kreditoren verkaufen lassen und es bietet die Handelssocietät Emanuel Rychner, Johann

de Ludwig Fäsch und Abraham Legrand 3800 ℔ um das Haus und erhält es. Noch in demselben Jahre, am 4. November, verkauft die Societät den „Tanz" an Professor Jeremias Raillard um 4300 ℔. Den 15. Juli 1756 wird Johann Georg Geymüller um 2000 Pfund Besitzer des Hauses zu einem Theil, und zwei Jahre später erwirbt er den andern Theil auch noch um 3672 Pfund.

Im Jahre 1797 verkauft Nikolaus Geymüller, des Raths, und alt-Obervogt auf Waldenburg an die Handelsfirma Johann Jakob und Konrad Burckhardt das Haus zum „vordern Tanz" um die Summe von 9000 neuen französischen Thalern. Im Anfang dieses Jahrhunderts kam dann das Haus in den Besitz der Wittwe Burckhardt, die es unterm 31. März 1819 an den Buchhändler und Buchdrucker Johann Georg Neukirch-Flick verkaufte. Das Haus wurde zu einer Buchhandlung umgestaltet und später nebenan in das Haus zum „Binzheim" die Buchdruckerei verlegt und die „Basler Zeitung" gedruckt. Im Jahre 1859 verkaufte die Wittwe Neukirch das Haus zum „Binzheim" an Friedrich Wassermann, Buchdrucker, wie auch das Hauptgebäude zum „vordern Tanz" an Jakob Steinmann-Vonwiller. Von diesem Steinmann erkaufte es 1872 Herr A. Helfferich, der noch heute darin sein großes Hemdenkonfektionsgeschäft betreibt.

Das Haus zum „vordern Tanz" präsentirt sich von außen ganz stattlich; in seinem Innern führt eine eichene massive Treppe bis in das oberste Stockwerk, französische Kamine, eichene Thüren und Alkoven, Stukkaturen, alte Kasten, Bilder über den Thüren, deuten auf eine Zeit, die beinahe zweihundert Jahre hinter uns liegt. Im Höflein liegt noch ein alter Brunnen, ein Gang führt vom „vordern Tanz" nach dem hintern, zum ehemaligen Abtritt-Thurm, der größtentheils niedergerissen ist, ein Gang führt von Wormann's Haus zum „obern Tanz" ebenfalls zu diesem Thurm, es sind noch die alten Verhältnisse, wie sie vor Jahrhunderten bestanden haben. Noch heute existirt der Keller, der unter den Häusern an der Eisengasse sich erstreckt wie damals, als ihn 1567 Melchior Horlocher, der Messerschmied, besaß.

Das Haus zum „obern Tanz" hat mancherlei Veränderungen erlitten. Schon in seinem Aeußern giebt es keinerlei Andeutungen

an frühere Zeiten. Der Laden ist von der Firma Preiswerk ganz modern angelegt worden, nur in den einzelnen Stockwerken deuten noch eichene Thüren, Getäfer und Beschläge auf längst vergangene Tage.



## 17. Der Gasthof zur Krone.

Die „Krone" gehört zu den ältesten Gasthäusern Basel's. Sie hat schon im 14. Jahrhundert existirt. Urkunden aber sind keine aus dieser Zeit vorhanden. Die älteste der Urkunden, welche wir dem Staatsarchiv verdanken, datirt vom 9. Februar 1423.

Aus diesem Dokument geht hervor, daß Heinrich Hanfstengel, ein Gärtner und hiesiger Bürger, damals das Haus zum Brunnen (zur Herrenstube), jetzige Badanstalt des Herrn Amstein, besaß und in Geldverlegenheit gerathen war. Laut dem eigenen, vor Gericht abgelegten Bekenntniß überließ und verkaufte er um die Summe von 31 Goldgulden den in seinem Hause entspringenden Brunnen an den damaligen Besitzer der „Krone", den Junker Hans Waltenheim, unter allen Solennitäten und Verbindungen eigenthümlich zu dessen Nutzen und Schaden.

Erst im Jahre 1643, als eine Wittfrau die Besitzerin der „Krone" war, wurde das Haus gerichtlich verkauft und in der „Herrenstube" ein neuer Brunnen mit zwei Brunnstöcken heimlicherweise errichtet, die alte Wasserleitung weg- und in den neuen Brunnen, das Abwasser dagegen statt dem Quellwasser dem Hause zur „Krone" zugeleitet.

Einen der ersten Anhaltspunkte zur Geschichte der „Krone" finden wir bei Schönberg, die Finanzen Basel's. Dort heißt es, daß Peter (von Töß) Wirth zur „Krone" war im Jahre 1454. Mit ihm war sein Weib, zwei Jungfrauen und ein Knecht. 1476 war ein Speti Wirth zur „Krone".

Lange vorher, bevor die Urkunde von 1423 erstellt wurde, nannte man die „Krone" Schuler's Herberg. Es muß also wahr-

scheinlich im 14. Jahrhundert Einer Namens Schuler das Haus besessen haben. Eigenthümlich ist, daß sich noch im 18. Jahrhundert im Hause „Schuler's Kammer" erhalten hat, also ein Zimmer, in dem der Besitzer offenbar gewohnt haben muß.

Die zweite Urkunde datirt vom 29. Oktober 1467 und besteht in einem Fünferbrief des gedachten Brunnens wegen. Der Besitzer der „Krone" nennt sich Junker Jakob Waltenheim.

Im Jahre 1480 wird das Haus zum „Mören" unter den Bulgen neben der Herberge zur „Krone" genannt.

Die dritte Urkunde ist ausgestellt Donnerstags nach Jörg und Marx 1492 und enthält ungefähr folgenden Inhalt: „Vor Burckhardt Segenser, Schultheiß, treten als streitende Parteien: Werlin Kreps, Heinrich Burgis und Johann Pippenlöhnlin. Werlin Kreps hatte dem Heinrich Burgis das Wirthshaus zur „Krone" verkauft und verlangte von Letzterem noch Extraersatz für gehabte Kosten und Schäden. Burgis weigerte sich dessen und wies auf einen Schadlosbrief hin, den Pippenlöhnlin dem Kreps gab, sowie auf die mündliche Erklärung beim Kaufe der „Krone". Pippenlöhnlin zog sich ganz aus dieser Streitsache, als ihn durchaus nicht berührend und lieferte dafür den Beweis durch Citirung der schon früher mit dieser Streitsache in Berührung gestandenen Berchtold Told und Adam Walchs.

Der Schultheiß erkannte, daß Burgis von allen Kosten und Schäden frei zu halten sei, daß Kreps darzuthun habe, wie er zur Gerechtigkeit des Berchtold Told gekommen sei, daß er hinsichtlich Adam Walchs, sowie in der ganzen Sache sein Recht gründlich beweisen und die Antwort des Burgis abwarten müsse, worauf er alsdann zu Urtheil und Recht zu sprechen verheißen werde."

Gewiß ein Urtheil, wie es kein Präsident der modernen Jurisprudenz besser formulirt hätte!

Die Urkunden vom 11. Mai 1536 und 26. Februar 1540 sind Fünferbriefe und geben Kenntniß von Streitigkeiten wegen des mehrfach erwähnten Brunnens. Durch den letztern Brief wurde laut einer Urkunde, die nicht mehr vorhanden ist, bestätigt, daß der Auslauf des Brunnenwassers durch das Haus zum kleinen Rosengarten (Haus der Frau Gerspach-Weibel) zu geschehen habe.

Am 17. Januar 1643 kauft Hans Ulrich Bruckhner, Schaffner des Domprobstes, das Wirthshaus um 3,750 Pfund.

Im Jahre 1562 ward Remigius Fäsch, das siebente Kind von Landvogt Hans Rudolf und Anna Glaser, geboren am 6. Februar 1541, Besitzer der „Krone". Er hatte nämlich am 5. März 1562 die Frau Anna Wachter von Mülhausen in zweiter Ehe geheirathet und war mit ihr in den Besitz der „Krone" gekommen. Seine Frau starb ohne Kinder. Remigius Fäsch kam schon im 32. Jahre in den Kleinen Rath, war 1573 und 1577 Gesandter über's Gebirg (d. h. in die tessinischen Landvogteien), wurde mehrmals zu Gesandtschaften verwendet, ward 1594 Oberstzunftmeister und 1602 Bürgermeister. Er war drei Mal verheirathet und hatte von zwei Frauen acht Kinder. Er starb den 22. Dezember 1610 und liegt im Kreuzgang des Münsters begraben.

1701, den 1. Juni, giebt Frau Dorothea Müller, des Hans Kaspar Hauser's sel. Wittwe zur „Krone", das Haus ihrem Sohne Hans Konrad Hauser und seiner Frau Judith Ehinger um 13,000 Pfund zu kaufen. Dem Dokument sind dreizehn Siegel und Unterschriften beigefügt, worunter das des Hans Heinrich Hauser, Gastgeber zu den Drei Königen.

Im Jahre 1724, den 1. April, errichteten die Ehegatten Johann Friedrich Hauser zur Krone und Magdalena Hoffmann eine Obligation über 9000 Pfund, die sie dem Pflegamt des Spitals schuldeten. Sechs Jahre nachher, den 22. Juli 1730, verkauften die genannten Eheleute die „Krone" um 18,000 Pfund ihrem Sohne Johann Rudolf Hauser und seiner Ehefrau Katharina König. Diese Ehegatten behielten das Haus 36 Jahre und verkauften es den 14. Oktober 1766 ihrem Sohne Johann Rudolf Hauser um 1000 Stück neue französische Louisd'or oder 4000 neue große französische Thaler, sammt 20 Louisd'or Trinkgeld der Verkäuferin.

Dieser Johann Rudolf Kaspar Hauser giebt das Haus den 1. Januar 1775 um 6500 Neuthaler in natura und 2500 Neuthaler Obligationenkapital an Johann Jakob Kaspar Hauser, Rothgerber, des Raths, zu kaufen. Im Jahre 1842 oder 1843 übernahm das Haus Herr Hauser-Fäsch von Frau Wittwe Hauser-Schmidt. Faktisch war das Haus zweihundert Jahre im Besitze der Familie

Hauser, die eine rechte Wirthsfamilie gewesen sein muß, denn es fanden sich Sprossen derselben auf den Drei Königen, zum Löwen und zum Sternen. Der erste Hauser, Kaspar mit Namen, kam 1650 von Straßburg und ließ sich in Basel nieder.

Nach dem Absterben der Hauser-Fäsch ging das Haus 1854 käuflich an Herrn Fr. Lindenmeyer-Müller über, der es seinerseits 1867 wieder an Herrn Andreas Kübler-Scherer von Waldshut abtrat. Die Wittwe des Letztern verkaufte es 1877 an Herrn Viktor Pfander, und 1881 ging es an Herrn J. J. Bohny-Düring über, der es heute noch besitzt. Zwischen hinein hatten es zwei Miether im Besitz, die Herren Roth zur Münchner Bierhalle in Bern und Müller zum Hotel Boulevard in Bern.

Das Vorderhaus wurde 1843 umgebaut, das Ganze enthält 6000 Quadratfuß. Im Jahre 1839 bildete sich im Hause das „Kronenkämmerli“, eine Gesellschaft biederer, alter Basler Bürger, die da zu gemüthlichem Gespräch und Abendtrunk zusammen kamen und welche Gesellschaft, wenn auch mit andern Mitgliedern, heute noch existirt.

* * *

Wie das Innere dieses Gasthofes im vorigen Jahrhundert beschaffen gewesen, geht am Besten aus dem Inventar hervor, das wir hier folgen lassen. Auffallen mag die Benennung der einzelnen Zimmer und Kammern; allein wir haben solche sonderbare Namen schon bei den Gasthöfen zu den Drei Königen und zum Storchen kennen gelernt.

Im großen Saal befanden sich also: 1 vollständiges Bett, 1 Spiegel, 1 Kommode, 1 Fauteuil, 6 Sessel, 2 Sophas, 1 nußbaumener Tisch und 1 kleiner Tisch.

Im kleinen Saal: 2 komplette Betten, 1 Fauteuil, 1 Sopha, 6 Sessel, 1 Kommode, 1 Spiegel, 2 nußbaumene Tische und 1 Tischlein.

Im Hecht: 1 komplettes Bett, 6 Stühle, 2 Tische und 1 Spiegelein.

Im Kreuz: Dasselbe Inventar.

In der Kronenstube: 2 komplette Betten, 6 Sessel, 1 Kommode und 6 Täfelein.

Im vordern Engeli: 1 komplettes Bett, 1 Tisch, 3 Stühle, 1 Kommode und 1 Spiegelein.

Im hintern Engeli: 1 komplettes Bett, 1 Schiefertisch, 1 altes Feldtischlein, 3 alte Sessel und 1 Lehnstuhl.

Im finstern Paradies: 1 Bett, 1 altes Feldtischlein, 1 Trog, 2 alte Sessel und 2 Täfelein. Und so geht es fort im hintern Paradies, im untern Sälchen, im Küchestübli, in der großen Stube, in der langen Kammer, in „Schueler's Kammer", in der weißen Stube, im Kinder-Stübli, in der Frauen-Stube, in der Zürcher Boten-Stube, in der Mägdekammer, in der neuen Stube und in der Gaststube.

An Silbergeschirr war vorhanden à 16½ und 18 Batzen das Loth 400 Pfund Gelds, 5 Centner halb englisches und halb Kronen-Zinn, Kupfergeschirr, Messingwaaren, Eisen und Sturz, Porzellan, Majolika und Gläser 109 Pfund Gelds, 76 Leintücher, Fässer 204 Pfund, Heu 50 Centner 50 Pfund, Hafer 20 Säcke 60 Pfund. Total 3714 Pfund 19 Sch. 6 D.

* * *

Der Episoden, welche die „Krone" betreffen, sind mancherlei:

Landvogt Hagenbach erlaubte sich 1474 in der Herberge zur „Krone" Gewaltthätigkeiten gegen einen Straßburger, den er mit seinem Diener bei den Haaren hielt und mit gezogenem Schwerte mit dem Tode bedräute.

Am ruhmlosen Zuge nach Dijon 1513 betheiligte sich Bartoleme zum Sternen, der Fähnrich; ein Fähnlein hing an der „Krone".

1545. Einer aus der Petersgemeinde, der das tägliche Almosen bezog, ging über Land und kehrte des Abends bei seiner Rückkehr in der „Krone" ein, um zu Abend zu speisen. Daselbst war auch Christoph Hagenbach, welcher den Unglücklichen zum übermäßigen Weingenuß nicht nur aufmunterte, sondern zwang, indem er ihm wider Bauches Willen das Getränk einschüttete. Um Mitternacht fiel der Elende von seinem Schlafgemach zum Fenster hinaus, so daß er trotz aller ärztlichen Kunst und Hülfe endlich am dritten Tage den Geist aufgab. Hagenbach machte sich davon.

Den 2. März 1546 kam Rudolf Gualtherus von Zürich hier an und stieg in der „Krone“ ab. Gast leistete ihm Gesellschaft.

Als Felix Plater 1557 sein Doktorexamen gemacht hatte, ging der Festzug, vier Bläser voran, zur „Krone“, wo sieben Tische gerüstet waren. Das Traktament war gut und kostete für den Kopf nur 4 Batzen.

1578 kehrte mit Reitpferden und Kutschen der Bruder des Königs von Schweden in der „Krone“ ein. Er wurde daselbst der „Irten halber so unbillig traktirt“, daß der Gastwirth Simon Gißler gefänglich eingezogen und ihm auferlegt ward, dem hohen Gaste nach seiner Abreise einen schönen Theil Geldes wieder zuzuschicken.

Im Juni 1582 kam Herzog Johann Kasimir, Pfalzgraf, uf einer „Gautschen“ mit dreißig Pferden in Basel an und wurde herrlich empfangen und sammt den Seinen gastfrei gehalten. Im folgenden Jahr bewarb er sich bei den vier evangelischen Städten um ein Fähnlein auserlesener Knechte zu einem Gardekorps. Von Basel, allwo in der „Krone“ sein Werbstatt war, zogen bei sechszig Burger mit. Nach drei Monaten kamen sie wieder zurück.

Im November 1651 lief der Rhein über die Zinnen der kleinen Stadt, also daß man auf der Brücke mit einer kurzen Schufe Wasser schöpfen konnte. Vor der „Krone“ stund das Wasser in Mannshöhe bis an das Gebälk der Schiffleutenzunft.

Im Februar 1627 zog der Prinz von Harcourt mit 130 Pferden, 3 Kutschen und 6 Maulthieren durch Basel. Die Beherbergung hatten die vier Wirthshäuser „Wildermann“, „Krone“, „Storchen“ und „Gilgen“ (das Haus oberhalb des Herrn Metzger Weitnauer in der Freien Straße), übernommen.

Am 8. Oktober 1633, nach der Einnahme von Rheinfelden, begann der Durchmarsch einer großen kaiserlichen Armee durch Basler Gebiet. Viele hungrige Soldaten kamen in die Stadt und baten um Gotteswillen um Brod. Es wurde ihnen Kommißbrod gebacken; für ein zweipfündiges Brod gaben sie 5—10 ß, um eine Maß Wein, die 2 ß galt, das Doppelte und mehr. Dem Kronenwirth bezahlten sie für die Mahlzeit pro Person eine halbe Duplon.

Der Kronenwirth Jakob Hauser wurde bei dem fränkischen

Darleihen von 1,600,000 Schweizerfranken, das General Masséna im Jahre 1799 der Stadt Basel auferlegte, mit 100 Livres belastet.*)

Am 14. Dezember 1798 wurde in Basel die patriotische Gesellschaft gegründet, die sich das „Kämmerlein zum Rheineck" nannte. Da waren auch Dreikönigwirth Iselin und Hauser zur „Krone" dabei.

---

*) Die Wirthe wurden überhaupt folgendermaßen belastet: Ludwig Iselin zu Drei Königen 2400, Landerer zum Storchen, Schuler zum Schwarzen Ochsen und Frau Merian zum Schnabel zu je 300, Merian zum Wilden Mann 100, Ulrich Keller zum Kopf 72, Merian zum Bären 36, Imhof zum Schiff und Schuler zum Sternen zu je 24 Livres.



## 18. Der Marktplatz

bildet heute noch wie ehedem den Mittelpunkt des Verkehrs unserer Stadt, denn auf ihn münden sechs Straßen ein, obschon er nur von mittlerer Größe ist. Den ganzen Vormittag wird er vom Gemüsemarkt in Anspruch genommen, der sich auf demselben ausbreitet. Der Markt wird von einer diagonalen Fahrstraße von der Sporrengasse bis zur Gerbergasse durchschnitten. In dem rechtwinkligen Dreieck gegen das Rathhaus zu hat das Gemüse als solches seinen Sitz aufgeschlagen; in dem Dreieck gegen die gegenüberliegende Häuserreihe hin die Zwiebelgewächse, gelbe Rüben, Rettige, Kartoffeln und je nach der Saison Spargeln; Eier, Salat und Kohl gegen die Geltenzunft und die Bank, sowie gegen den Rothen Thurm und jene Häuserreihe Blumen und Obst. Um 7 bezw. 8 Uhr beginnt der Markt und schließt um 11 Uhr. Da sitzen in langen Reihen auf primitiven Bänken, das Haupt gegen das Rathhaus gewendet, die Marktweiber, ihre Körbe vor sich hingestellt: die dicke Elsäßerin, die geschmeidige Markgräferin, die spekulative Basellandschäfterin und tutti quanti. Die Elsäßerinnen, namentlich die Weiber von Neudorf, beherrschen den Markt. Da sitzen sie, die Händlerinnen, mit weißem oder gefärbtem Kopftuche, grauen Kleidern, ein Tuch um die Brust geschlungen, hoch aufgeschürzt, mit verwetterten Gesichtern, bei Wind und Regen ein Stück Packtuch unter den Füßen, oder bei kaltem Wetter einen Blechwärmer. Meist fahren sie auf Leiterwagen in die Stadt, 12 bis 20 auf einem Wagen. Hie und da sieht man ein Mannsbild unter diesen Weibern, mit dem blauen Burgunderhemd; den breiten Hut, die Zipfelkappe oder eine

Pelzmütze auf dem Kopfe, den unvermeidlichen Regenschirm zur Seite. Selten gewahrt man bei Regenwetter einen großen weitgespannten Regenschirm aufgesteckt. Nun treten sie heran, die rüstige Hausfrau, die zierliche Dame, das bürgerliche Mädchen mit runden vollen Armen und blendend weißer Schürze, die holden Jungfrauen, die den ersten Versuch in der Küche und auf dem Markte machen, dicke Wirthinnen, bewanderte Küchenchefs, ehrsame Bürgersleute, die ihr Erkauftes im Gärnlein nach Hause tragen, schüchterne Junggesellen, die sich ihren Bedarf selbst einkaufen, sie alle kommen und feilschen und handeln um die Waare, wie wenn das Heil der Welt von diesen bescheidenen Einkäufen abhienge. Sie laufen von einem Korbe zum andern und kommen schließlich wieder zum ersten zurück, sie fahren mit den Händen in allen Körben herum, hie und da ein unsanftes Wort der Verkäuferin entgegennehmend.

Um 11 Uhr lichten sich die Bänke, die Meisten haben verkauft, der Platz wird leerer. Der Marktpreis wird gemacht und der Platz gewischt. Um 12 Uhr ist der Markt vorüber. Wer noch nicht verkauft hat, geht den Häusern nach, läutet an und sucht seiner Waare los zu werden, während manche Weiber ihre Kundenhäuser haben und mit einem Stoßkarren die Waare vor die Häuser führen und dort absetzen.

Nachmittags ist der Marktplatz frei und der Verkehr nimmt seinen ungehinderten Verlauf. Tramomnibusse, Droschken und Herrschaftskutschen, Wagen und Handkarren aller Art füllen den Raum. Der Marktplatz hat wieder seine gewohnte belebte Physiognomie.

* * *

Der Marktplatz selbst bildet eine schiefe Ebene oder vielmehr Unebene in einem verschobenen Viereck, das von modernen und alten Gebäuden umschlossen wird.

Wer nach dem allgemeinen Begriffe eines Marktplatzes sich in Basel die Marktstätte als die Verkaufsstelle des Jahr- und Krammarktes vorstellen würde, der müßte ganz fehl gehen. Schon in frühester Zeit war der Krammarkt, wie die Messe zum Voraus, um die Hauptkirche der Stadt — um das Münster —

gruppirt, und auf dem heutigen Rathhausplatz hatte nur der Kornhandel *) seinen Sitz; der Platz hieß denn auch bis in's 18. Jahrhundert Kornmarkt. Heute ist er bloß noch Gemüse-, Obst- und Blumenmarktstätte. Aber auch als solche bot er noch vor wenigen Jahren ein eigenthümliches Interesse durch die anwesenden Verkäuferinnen und Fürkäuferinnen. Diese letztern gehen den Frauen, die mit ihrer Waare zu Markte kommen, vor die Stadt entgegen oder kaufen ihnen den sämmtlichen Vorrath auf dem Markte selbst ab und halten dadurch die Preise immer auf einer Höhe, welche die Einkaufenden gewöhnlich als eine enorme bezeichnen. Der heute gebrauchte Ausdruck „Fürkauf" ist indessen nicht mehr mit dem althergebrachten historischen „Vorkauf" identisch. Vorkauf heißt das Recht, öffentlich feilgebotene Waaren kaufen zu können, ehe andere kaufen dürfen. Dieses Recht war nun in Basel den Bürgersfrauen bis zu einer gewissen Stunde des Vormittags gestattet. Anderseits verbot man den Kleinhändlern, z. B. Lebensmittel und andere Gegenstände des Marktverkehrs in den ersten Stunden des Marktes, namentlich aber vor der Marktzeit, auf den nach den Verkaufsplätzen führenden Wegen und Straßen aufzukaufen. Zweck dieses Verbotes war, den Konsumenten den Vortheil des Vorkaufes, welchen die Händler nicht haben sollen, einzuräumen. Man wollte dadurch den Konsumenten Gelegenheit verschaffen, sich bei den Produzenten besser und billiger zu versorgen, glaubte so auch, bedeutende Preissteigerungen, welche ein ausgedehnter Aufkauf hervorbringen könnte, zu verhüten. Dieses Verbot existirt in Basel seit vielen Jahren nicht mehr.

Der sogenannte „heiße Stein" **) auf dem Marktplatz war

---

*) Kornhäuser existirten früher, als der Staat Korn- und Weinhandel betrieb, mehrere: 1489 miner hern der reten kornhus am Sprung; 1362 kornhus uf Sankt Peters straße; 1357 kornhus in der vorstadt ze krütz (St. Johann).

**) Der heiße Stein soll seinen Namen nach der bösen Fastnacht von 1376 erhalten haben, indem auf dem Platze unweit des Kornmarktbrunnens in jenem Jahre 13 in dem Raufhandel mit dem Herzog Leopold von Oesterreich betheiligte Personen hingerichtet wurden. Daselbst

auch zugleich die Verkaufsstätte für den Weinhandel. Darüber existirten eine Menge Vorschriften: über die Taxation des Weines, über den Verkauf am Zapfen, über „geartznete" (kranke) und verschrenkte Weine (Elsäßer, der z. B. mit Landwein vermischt war) u. s. w. Im Jahre 1482 wurde durch die Dreizehner einem jeden Weinmann erlaubt, bis Martini auf dem heißen Stein Wein auszuschenken und die Weinleutenzunft, die ihr Zunfthaus am Marktplatze hatte, mußte dafür sorgen, daß immer vier Weinschenken Getränke ausschenkten.

Wann der Kornmarkt überbrückt worden ist, ist nicht genau bekannt; zwar verzeichnet Trouillat (II. 44) eine Urkunde vom Jahre 1231 über die Abgrenzung der Pfarreien Leonhard und Peter, bei welcher von der Ueberbrückung des Platzes durch eine steinerne Brücke die Rede ist, allein daß dieses Werk von Bischof Heinrich von Thun, der die Rheinbrücke erstellen ließ, herrührt, ist nirgends nachgewiesen. Der Wochenmarkt selbst wurde der Stadt von Kaiser Rudolf von Habsburg verliehen (29. Oktober 1285).

Ueber das Leben auf dem Markt im 14. Jahrhundert giebt Dr. Fechter in seiner „Topographie von Basel" (1856) ein anschauliches Bild (S. 42 u. f.). Bevor im Jahre 1438 das Kornhaus am Petersplatze gebaut war, wurde das Korn, wie das Salz in den Salzkasten (s. unsere Abhandlung über den Fischmarkt) auf dem Kornmarkt in sogenannten „Kornkasten" (loculi) verkauft. Ein solcher Kornkasten kommt noch 1412 im Hause zum „Salmen" (jetzt Eigenthum des Hrn. F. Wortmann) vor. Eine eigenthümliche Einrichtung war die der Garköche, welche in ihren „Gädemer" (Buden) gesottenes und gebratenes Fleisch, Würste und gespickte Vögel am Spießlein feilboten. Das zum Verkauf ausgebotene Fleisch durften sie nur in der „rechten Scholen" (an der Sporengasse), nicht in der finnigen oder unter der Judenschule kaufen. In der Nähe der Köche befanden sich auch die „Häringstätten", wo die Häringe verkauft wurden. Auf der entgegengesetzten Seite des Marktes, unten beim Brunnen, an wel-

---

wurden auch beim Bürgeraufstand von 1691 die Protokolle der Ausschüsse durch den Scharfrichter verbrannt.

chem die „Sinn“ angebracht war (1361), und auf welchem im 14. Jahrhundert der große Christoffel stand, waren vier Gäden, in welchen die Kuttler die Eingeweide der geschlachteten Thiere, die Mäuler und Füße, welche die Metzger ihnen in den „Kuttkessel“ lieferten, die Kessel-, Leber- und Blutwürste verkauften; und oberhalb derselben die „finnige Schalen“ (hinter dem Hause zum „Pfauen“). In der finnigen Schol fand der Verkauf der Mohren und Eber, der nicht rein erfundenen Schweine und der Galzen (Spanferkel) statt. Weiter gegen das Richthaus waren die Gädemer der Wechsler und Goldschmiede. Hier hatte der Münzmeister Henman Zschekkebürlin seine Wechselbank. An einem erhöhten Orte boten die Gremper Wildpret und zahme und wilde Vögel feil, wenn dieselben von den „Schauern“ zum Verkauf besichtigt worden waren.

Die Aufsicht über den Verkauf der Viktualien war überhaupt in früheren Jahrhunderten eine sehr in's Einzeln gehende und beruhte auf Grundsätzen, welche mit dem Freihandelsprinzipe unseres Zeitalters in geradem Widerspruche stehen. Früher ging die Markt- und Verkaufsordnung vom Bischof aus, an welchen von jedem Verkaufsobjekt, selbst von einem Korb Heidelbeeren, eine Steuer (Zehnten) bezahlt werden mußte. Später nahm der Rath die Lebensmittelpolizei in die Hand und bestellte seine Brod-, Häring-, Fisch-, Schaf- und Fleischschauer ꝛc. und bestimmte auch den Preis von manchen Eßwaaren. Ein Pfund Bellelay- oder Vetscheriger-Käse durfte zu Anfang des 15. Jahrhunderts nicht über 14, ein Pfund Schafkäs oder Lumberier ungeanket nicht über 10 Pfennig bezahlt werden., gemeiner Käse kostete 8 Pfg., ein Pfund Anken 14 Pfg., ein Pfund Lichter oder Kerzen 13 Pfg., ein Ei 1 Pfg.

Auf dem Marktplatze wickelte sich ein großer Theil der Basler Geschichte ab. Wie es in Genf bei Bürgeraufläufen oft und viel hieß: „Au Molard!“, so stand in Basel die streitbare Bürgerschaft oft auf dem Marktplatze und begehrte unter dem Drucke ihrer Waffen, was sie als Recht zu fordern sich zu erlauben glaubte.

Der Marktplatz war sodann, wie es auch in allen andern, mit gewissen souveränen Rechten ausgestatteten Städten der Fall war, der Sammelplatz für die städtische Truppenmacht. Läuteten





die Glocken in den Kirchspielen der Stadt Sturm, so bedeutete dies Feuer; ertönte die Papstglocke vom Münster herab, so zeigte dies Wassersnoth an; erklang aber vom Rathhaus die Rathsglocke, so hieß dies: Feind!

Sobald das Banner vom Rathhaus wehte, so mußten nach der Kriegsordnung die Trompeter blasen und die Fußgänger der städtischen Wehrmacht auf dem Kornmarkt, die Reiter auf dem Fischmarkt sich einfinden; stürmte aber die große Rathsglocke, so mußten die Zünfte mit ihren Bannern sich auf dem Kornplatz und zwar da aufstellen, wo an den Häusern ihre Zeichen (Zunftwappen) angemalt waren.

Die Leute der Vorstädte mit ihren „Gerfandlinen" mußten sich an ihre bestimmten Thore begeben. Unter das Rathhauspanner gehörten (Erkanntnißbuch von 1525) Häupter und Räthe, alle Edeln und Bürger (Achtbürger) und Alle, so auf diese Stube gehörten (Knechte u. s. w.). Dazu die vier Zünfte: Kaufleute; Schneider und Kürschner; Zimmerleute und Maurer; Scherer, Maler und Sattler, sammt Allen, die keine Zunft haben, persönlich und mit ihren Knechten über 14 Jahren; gewaffnet mit Gewehr und Harnisch. Die übrigen Zünfte, die Mitglieder des alten Raths, die Zunftbrüder und Knechte mußten an die Ringmauer laufen. Die Wächter trugen die „Schwebellichter" vor die Zünfte, in den Straßen leuchteten hie und da auf Leuchtern angebrachte Fackeln. Welch buntes Bild der Marktplatz in einem solchen Momente oft dargeboten haben mag, das läßt sich bei der Mannigfaltigkeit der Bekleidung und Ausrüstung leicht ermessen.

Der erste historische Moment, von dem die Geschichte des Marktes uns Kenntniß gibt, datirt aus dem Jahre 1348, in welchem einige Edelleute wegen ihres ungerechten Betragens gegen die Juden ausgewiesen werden sollten. Das Volk nahm aber für die Verwiesenen und gegen die Juden Partei, rottete sich auf dem Marktplatze zusammen und begehrte die Heimberufung der Verwiesenen und die Ausweisung der allgemein verhaßten Fremden. Der Volksunwille beschwichtigte sich mit der Gefangennahme einer Anzahl Juden.

Eine zweite bedeutsame Bewegung sah der Kornmarkt, als 1444 die Armagnaken vor den Thoren der Stadt lagerten und

als (nach Beinheim) die Bürger im Harnisch auf dem Markt zusammenliefen und gegen den Feind geführt zu werden begehrten; sie wollten die Eidgenossen nicht im Stiche lassen und zum Thor hinaus. „Den Räthen waren aber große Warnungen über die Anschläge des Feindes zugekommen. Allein während der Berathung nahm ein Metzger auf dem Kornmarkt dem Pannerherrn das Panner aus der Hand und rief: ‚Hornach (mir nach), wer ein Basler syge!‘ Dreitausend Bürger rückten zum Thor hinaus. Der Bürgermeister Hans Roth und Hans von Laufen brachten das Volk mit Jammer wieder zum Thor hinein.“

Einen nicht minder erhabenen, aber freundlicheren Anblick des Marktplatzes bot der Bundesschwur am Heinrichstage des Jahres 1501 in Anwesenheit der Gesandten von zehn alten Orten: die Verlesung des Bundesbriefes und die Eidesleistung der Basler. Es existirt noch ein altes Bild jenes denkwürdigen Aktes. Das Haus zum „Pfaueneck“ mit seiner breiten Front und seinem reichen alten Bilderschmucke nimmt den ganzen Hintergrund des Bildes ein.

Siebenundzwanzig Jahre später zeigte der Marktplatz ein weniger schönes Schauspiel: den ersten Bildersturm (1528). Der Rath hatte in Folge des Bildersturms der Osterwoche in der Martinskirche eine Anzahl Zunftbrüder verhaften lassen. Auf dem Markt sammelten sich 200 Bürger und begehrten deren Freilassung; zu ihnen stießen noch 300, die in den Zunfthäusern tagten. Der Rath mußte der Gewalt weichen und schenkte Abends fünfen der Gefangenen die Freiheit. Im Februar des folgenden Jahres gab es neue Aufläufe. Achthundert Protestanten führten auf dem Markt 6 Geschütze auf, besetzten die Thore, die Hauptstraßen und das Zeughaus. Der bewaffnete Haufe wuchs auf 2000 Mann an, welche fortwährend auf dem Markt in Waffen standen, um die Ausscheidung der Katholiken aus dem Rathe zu erzwingen; 340 Mann lösten sich ab und eröffneten den Bildersturm im Münster. Das große Kruzifix im Münster soll durch bewaffnete Bürger in Prozession auf den Kornmarkt gebracht und dort verbrannt worden sein.

Aber auch friedlichen Schauspielen war der Kornmarkt zugänglich. Im Jahre 1571 wurde von dem in Horburg im Elsaß

geborenen Stadtschreiber von Rappoltsweiler, Mathias Holzwart, der längere Zeit in Basel lebte, ein Stück auf dem Kornmarkt aufgeführt, betitelt: „Saul. Ein schön, new Spil vom Künig Saul unnd dem Hirten Dauid. Wie deß Sauls hochmut und stoltz gerochen, Dauids demütigkeit aber so hoch erhaben worden," und es wurde „durch ein Ersamme Burgerschafft der loblichen Statt Basel gespilet, auff den 5. tag Augstmonats 1571". Der Stoff wird darin entsetzlich breit getreten, so daß das Ganze äußerst fade bleibt. Man hatte aber zu der Aufführung des Stückes großartige Zurüstungen gemacht. Man hatte die Eidgenossen nebst vielen Grafen und Herren eingeladen und jene den Orten nach auf den Kornmarkt gesetzt. Während der Komödie, die mit zehn Akten zwei volle Tage in Anspruch nahm, wurde den Ehrengästen aus zwei silbernen Fäßlein zu trinken gegeben, hernach wurden sie auf der Safranzunft gastirt. Dem Drama geht eine Widmung an den Rath von Basel voran, welche von der Achtung handelt, in welcher das Schauspiel bei den Alten und wohl auch bei den Juden gestanden habe. Im Stücke selbst treten hundertundzehn redende und zweihundert stumme Personen auf; die Handlung beginnt mit Goliath's Tod. Dann wird David erhöht, er erhält Michal zur Frau. Das Drama schließt aber erst mit Sauls Selbstmord und Davids endgiltiger Erhebung. Die Handlung wird vielmals unterbrochen durch Rechtsverhandlungen, Kämpfe, Gesänge, Aufzüge und trockene Reden. (Dr. A. Geßler, Der Antheil Basel's an der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts.)

Im Jahre 1622 handelte es sich Angesichts der kriegerischen Verhältnisse um die Befestigung der Stadt. Alles mußte bewaffnet erscheinen und zur Handhabung der Kriegszucht wurden Esel, Wippen und Galgen auf dem Marktplatz aufgestellt.

In den Wirren von 1691, in welchen häßlich oligarchische Strebungen sich geltend machten, bot der Marktplatz mehrmals ein Schauspiel betrübender Aufregung und eines blutigen Abschlusses. Die Demokraten Dr. Johann Fatio, Weißgerber Jakob Müller und der Chirurg Mosis wurden am 26. September wegen Auflehnung gegen die Staatsgewalt zum Tode verurtheilt und auf dem Marktplatze enthauptet. Ein Oelgemälde hat jene blutige Scene

der Nachwelt überliefert; dasselbe war in der letzten Basler Alterthums-Ausstellung von Vielen mit Interesse betrachtet worden.

Der letzte Auflauf, von dem die Geschichte des Kornmarktes erzählt, fand den 1. März 1798 statt, während die Nationalversammlung auf dem Rathhaus tagte. In der Stadt ging nämlich das Gerücht, die Franzosen seien bei ihrem Angriff auf das Schloß Dornach zurückgeschlagen worden und der französische Agent Mengaud habe zum Schutze der Nationalversammlung eine Garnison von mehreren tausend Franzosen in die Stadt berufen. Auf dem Marktplatz entstand nun ein großer Volksauflauf, vierzig bis fünfzig wüthende Menschen drangen in den Sitzungssaal und schrieen: „Die Stadtthore zu!“ Die Mitglieder des Raths liefen bestürzt durch einander. Offiziere eilten herbei und zerstreuten die Tumultuanten. Auf dem Markt hetzte ein Sprachlehrer die Männer, eine Frau die Gemüseweiber auf. Die Polizei verhaftete den Gelehrten. Die Frau verschwand. Der Sturm im Glase Wasser war beigelegt.

Noch andere Bilder zeigte der Markt. Hier war es, wo oft das Schwert der Gerechtigkeit über das Haupt armer Missethäter geschwungen wurde und mancher blutige Kopf in den Sand fiel. Auf dem Lasterstein am Rathhaus wurde manches geringere Verbrechen in der rohen Weise der alten Zeit gesühnt. Das waren Volksschauspiele, wie wir sie heute glücklicherweise nicht mehr zu sehen bekommen.

* * *

Das Haus, von dem wir heute hauptsächlich sprechen wollen, liegt an der Ecke von Marktplatz und Sporengasse, gegenüber dem Rathhause. Seit fünfzig Jahren Eigenthum der Handelsfirma J. G. Vogt & Cie., ist es im Laufe des Jahres 1886 restaurirt worden und besitzt mit seinem von Herrn Maler J. Vogt-Vogt besorgten malerischen Aufputz ein recht stattliches, an eine lange Vergangenheit erinnerndes Aussehen.

Das Haus zum „Pfaueneck“ ist sehr alt und nach allen vorhandenen Abbildungen ist seine äußere Gestalt, mit Ausnahme des oft veränderten malerischen Schmuckes, sich ziemlich gleich ge-

blieben. Als das erste Rathhaus der Stadt, das Haus zum Schlauch auf dem Fischmarkt (1250), für die sich entwickelnden städtischen Verhältnisse dem Dienste der Stadt als nicht mehr tauglich und ausreichend sich erwies, warf die Stadtbehörde ihr Auge auf ein anderes brauchbares Gebäude. Ein solches zeigte sich auf dem Markte, der durch die Ueberwölbung des Birsigs in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine freundlichere Gestalt gewonnen hatte. Die Wahl konnte nicht schwer fallen. Das Haus mußte an einem hervorragenden und leicht sichtbaren Platze stehen und so verfiel man auf den „Pfauen", das Haus der Edlen von Kornmergt, die schon im 12. Jahrhundert daselbst saßen (Chunradus de Chornmergit 1193). Nach den Herren von Kornmarkt wurde der „Pfauen" das Seßhaus Derer von Neuenstein, von welchem Geschlechte Einer mit seiner Gemahlin im heiligen Lande starb und unsern Münster von dort aus mit einem Finger des hl. Johannes des Täufers beschenkt haben soll.

Dieses Haus wurde nun für einen Zeitraum von 70—80 Jahren als Rathhaus benützt. Dr. Fechter glaubt nämlich, daß schon im Jahre 1273, gewiß aber im Jahre 1290 das Gebäude zum „Pfauen" als Rathhaus Verwendung fand, wofür er drei Urkunden aus diesen beiden Jahren anführt. Die erste erwähnt einen Spruch des magister civium Peter Schaler mit der Unterschrift: Acta sunt hec Basilee in foro frumenti (Kornmarkt). Im zweiten Dokument heißt es: S. Leonhard erhält 1290 fronfastentlich 30 den. de prætorio civium Basiliensium im Kornmergte. Endlich überträgt im Jahre 1306 der Domprobst Lütold von Röteln das später zum „Pfauen" genannte Haus (alte Nr. 1576, neue Nr. 16) der Bürgerschaft von Basel um jährlich 12 Denaren Zins. Dieses verkaufte Haus wird also bezeichnet: affinantem se ab una parte nullo medio interveniente domui consulum Civ. Bas. vulgo dictae das rathus, ab alia vero parte lobio dictae der Grautücher loube, quam domum (sc. zem Pfauen) quondam Rudolfus miles de foro frumenti contulit b. Marie eccles. Basil. nomine universitatis pellificum. — Im XV. Jahrhundert domus zem Pfauen quondam fuit lobium pellificum. 1421 domus zem pfauen zwischen der grautücher huse und dem hus zem pfauenberg.

Aus diesen drei Urkunden geht hervor, daß der Pfauen schon 1273 als Rathhaus Verwendung fand. Selten kann die Geschichte eines Hauses so weit zurückverfolgt werden, wie bei dieser Liegenschaft, bei welcher im Augenblicke, wo Staatsarchiv und Chroniken schweigen, die Hausurkunden redend auftreten. Wir entnehmen diesen Urkunden mit der freundlichen Erlaubniß der Eigenthümer folgende Thatsachen.

Das dem Markte zugekehrte Haus zum Pfauenberg (oder, wie es jetzt benannt ist, Pfaueneck) stand im 14. Jahrhundert nicht frei, sondern ihm war gegen den Marktplatz zu ein anderes Haus vorgebaut, des „Angelers Haus", das, wie Johann Puliant von Eptingen, Ritter und Bürgermeister, sammt dem Rath am nächsten Freitag vor St. Martinstag des hl. Bischofs 1395 bekunden, der Stadt gehörte und niedergerissen wurde. Von dieser Hofstatt wurden vier Fuß längs des ganzen Gebäudes an den bescheidenen Heintzmann Zscheggabürlin, den Wechsler und ersten Münzmeister Basel's, verkauft, mit der Bedingung, Ausgang und Eingang von und in das Haus zum Pfauenberg, sowie Fenster und Lichter zu erstellen. Es dürfe indessen nichts Anderes gebaut werden, als Bänke und ein Schopf darüber. Der Kaufpreis betrug 200 fl. rheinische Währung. Von jenem Jahre an datiren die Kaufladen an dem Hause; sie waren zuerst Wechselbänke des genannten Lombarden und mögen im Laufe der fünfhundert Jahre ihres Bestehens wohl manche Veränderung erlitten haben.

Die Liegenschaften stellen sich heute, aber nicht lange mehr, folgendermaßen:

Des Angeler's Haus (abgebrochen).

Neue Hausnummer 18—21 (alte 1575) Pfauenberg, der 1363 und 1386 Haus Waltpach genannt wird, bisherige Eigenthümer J. G. Vogt u. Komp., jetzt der Staat.

Nr. 16 (alt 1576) zum mittlern Pfauen, früherer Besitzer J. J. ImHof-Forkart, später Staatseigenthum und vermiethet an Herrn Otto Schneider.

Nr. 14 (alt 1577) zum Pfauen, Eigenthum des Staates und vermiethet an Herrn Metzger Strub.

Diese Häuser bildeten das alte Rathhaus (Richthaus).

Nach Jahren waren die Lokalitäten des Rathhauses zu klein geworden; dasselbe wurde deshalb zwischen 1344 und 1354 auf das gegenüberliegende Haus zum Angen verlegt, und im Jahre 1359 kaufte der Bürgermeister Konrad von Bärenfels im Namen der Stadt das dem Pfauenberg gegenüberliegende Haus Waldenburg um 96 Pfund; das neue Rathhaus wurde dann durch das Haus zum Windeck (1527) zum heutigen Rathhaus erweitert und im 16. Jahrhundert umgebaut. Das heutige Rathhaus besteht somit aus folgenden Gebäuden: Waldenburg, zum Angen und Windeck. Die Nachbarn sind oben das Haus zum Hasen (E. Fenner-Matter) und unten das Haus Hirtzburg (Alfred Löliger, Traiteur).

Zwei Jahre nach der Schlacht bei St. Jakob verkauft der Burger Klaus Hursthin den Pfauenberg um 1300 fl. an den Krämer Heinrich Murer. Der vordere Theil des Hauses ist frei und ledig, auf dem Höflein dagegen und dem Hinterhaus lasten zu Gunsten des Stifts unserer lieben Frauen auf der Burg vierthalb Pfund und sieben Schilling Basler Zinspfennige und vier Ring Brod zu Wysung auf S. Martinstag und 5 Schilling zu Ehrschatz, wann sich die Hand verwandelt. Dieser neue Eigenthümer verkaufte im Jahre 1457 dem ehrsamen geistlichen Bruder Herrn Peter Steinenbrunn, Schaffner der Prediger, zu Handen des Klosters 36 fl. rheinisch jährlicher Zinsen und Gülten vom Hof und ab dem hintern und vordern Pfauenberg um 2 Pfund minder 18 neue Baslerpfennig.

Hundert Jahre bleiben wir ohne Nachrichten über das Schicksal des Hauses. Wir erfahren nur, daß 1528 am Pfauenberg ein Gemälde des Munatius Plancus angebracht wurde mit einer Inschrift des Beatus Rhenanus, wohl an Stelle eines ältern gleichen Gemäldes. An diesem Hause war auch bis 1609 das Halseisen angebracht, in welchem Jahre es von hier entfernt und dafür weiter vorn auf dem Platz die Schmachsäule (das Schäftli) errichtet wurde, das bis in die Fünfziger-Jahre im Gebrauche stand.

Im Jahre 1555 gelangt das Haus um 600 fl. aus den Händen des Bürgers Josef Schenk und seiner Ehefrau Christiana Murer, genannt Romen, in den Besitz der Krämer Christoph Freudenberg und Gilg Werenfels; im Jahre 1669 verkauft der

bisherige Besitzer Paulus Beckel, Gewürzkrämer, das Haus um 300 fl. an den Goldschmied Andreas Kochen; die Eigenthümer wechseln rasch. Meist sind es Gewürzkrämer, die ihren Einzug halten: so Niklaus Hertenstein, der dasselbe 1575 dem Würzkrämer und Gerichtsherrn Daniel Peyer und dem Hans Beckel, Wirth zum Schnabel, und Katherine Willundt, Paul Beckel's hinterlassenen Kindern, verkauft. Im Jahre 1608 wird Hans Rudolf Burckhardt Besitzer des Hauses um 8624 fl. Dieser erwirbt sich das Jahr darauf vom Rathe das Recht, an seinem Hause noch etwa zwei oder drei Kramhäuslein anbauen zu dürfen bis zum Häuslein am Brunnen. So ist durch Burckhardt der heutige Glasladen von Vogt angelegt worden.

Allmälig war das Haus zum mittlern Pfauen in der Hinterwohnung baufällig geworden, ebenso der dabei befindliche Thurm zwischen dem „Goldenen" Pfauen und dem Pfauenberg. Der Spezierer Sebastian Spörlin kam deshalb 1696 beim Rathe ein, Thurm und Wohnung wiederherstellen und um einen Stock erhöhen zu lassen. Dagegen protestirten aber Christoph Hagenbach, des Raths, Magister Johann Rudolf Wettstein, Diakon bei St. Leonhard, und Leonhard Respinger, der Spezierer, im Namen der Wittwe des gewesenen Gerichtsbeisitzers Hans Jakob Wettstein, Inhaberin des Pfauenbergs, ebenso die Handelsleute Adolf Ryhiner und Onofrio Stehelin, Namens des Hans Ulrich Felber, Besitzer des Hauses zum Goldenen Pfauen. Auch der Inhaber des Hauses zur alten School brachte vor, daß ihm die fernere Erhöhung des Thurmes das Tageslicht raube. Ein Fünferbrief vom 22. Juli 1696 erkennt nun, daß, weil der Thurm schon vor Altem bestand und die „finnige School" genannt wurde, so möge Spörlin denselben höher bauen, was aber das querlaufende Gebäude betreffe, über das schon 1418 ein Entscheid getroffen worden, so möge das bei seiner bisherigen Höhe verbleiben.

Vom ganzen 18. Jahrhundert fehlen nun die Hausbriefe. Der letzte Kaufbrief datirt vom 13. August 1831. Als Verkäufer figurirt Christian VonderMühll, Handelsmann, als Käufer Johann Georg Vogt von Schönenbuch (Baselland), der Begründer der heute noch in bestem Gedeihen stehenden Glas-, Porzellan- und Steinguthandlung J. G. Vogt u. Komp.

In Folge Erweiterung des Marktes wurde das Haus im Jahre 1888 vom Staate expropriirt und baut sich die Firma an der Ecke der Hutgasse und Gerbergasse ein neues, architektonisch prachtvolles Gebäude, das dem Markte zu einer steten Zierde gereichen wird.

* * *

Hier eine kurze Uebersicht über die Häuser am Markt.

Neben der Bank, der Geltenzunft und dem neuen Vogt'schen Gebäude bietet das Rathhaus das Hauptinteresse des Platzes; es trägt auch den altdeutschen Charakter in sich, ist nicht von bedeutendem Umfange, ganz in den Martinsberg, an dessen Fuß es liegt, hineingebaut und hebt sich besonders durch seine polychromen Eigenthümlichkeiten, wozu die gemalten Gallerien mit den Figuren darauf zu rechnen sind, von seinen Nebengebäuden vortheilhaft ab.

Das Haus zum „Hasen" (Eigenthum des Herrn Fenner-Matter), früher Eigenthum des Bürgermeisters Jakob Meyer zum Hasen, stand in genauer Verbindung mit dem nebenstehenden Rathhaus, indem noch jetzt ersichtlich ist, wie eine, allerdings jetzt vermauerte Thüre direkt in's Rathhaus führt. Daß Meyer den „Hasen" besessen habe, wird zwar von Professor Ed. His in seinem Buche „Die Basler Archive über Hans Holbein" bestritten, aber eine nähere Angabe, wo er gewohnt hat, findet sich nicht vor. Jakob Meyer zum „Hasen" war seines Gewerbes ein Geldwechsler (Bankier). Als solcher empfing er 1503 die Zunft zu Hausgenossen, welche diejenige der Wechsler, Goldschmiede, Glocken- und Kannengießer war. Meyer mag 1480 geboren sein, 1504 wird er bereits als verheirathet aufgeführt mit Magdalena Ber (Bär), Tochter des Hans Ber. Er ließ bekanntlich durch Holbein den jüngern die Darmstädter Madonna malen, die dann später durch Erbschaft in den Besitz des Bürgermeisters Fäsch gerieth, der das Bild 1610 an den Rathsherrn Lux Iselin für 100 Goldkronen verkaufte, dessen Erben es zwanzig Jahre später für 1000 Imperiales an den Amsterdamer Le Blon veräußerten.

Den 20. Juli 1654 verkaufen Hieronymus Menzinger und Jakob Nikolaus Flaxion von Yverdon das Haus zum Hasen um

4000 fl. an Lux Iselin, Handelsmann. Dessen Erben verkaufen es 1673 um den gleichen Preis an den Sohn und Miterben Ludwig Iselin, Handelsmann. Der Dreierherr Hans Ludwig Iselin der ältere war dem Rathsherrn Christoph Iselin 6000 fl. schuldig geworden und hatte ihm den „Hasen" als Unterpfand gegeben. Dieser wurde 1704 gerichtlich verkauft und um 8500 ℔ ersteigert von Frau Anna Maria Iselin, des Handelsmanns Isak Hagenbach Wittwe. Anno 1720 ist Samuel Hagenbach, Handelsmann, Besitzer des Hauses, ebenso noch 1748. Den 7. März 1817 verkauft Frau Wittwe Sara Hagenbach, geborne Sarasin, das Haus an Leonhard Heß, Handelsmann, um 14,000 alte Schweizerfranken. Verwalter Leonhard Heß verkauft es dann wieder 1833 an den Handelsmann Ludwig Gysin von Liestal um 26,000 Franken. Die Liegenschaft wurde am 6. Mai 1852 von der Konkursbehörde übernommen, am 7. Juni gleichen Jahres versteigert und von Johann Lorenz Fuchs, Buchbinder und Bürger von Basel, von Mannheim stammend, übernommen. Bei zunehmendem Alter veräußerte Fuchs Haus und Geschäft an Herrn E. Fenner-Matter, Kaufmann von Basel, der seit Anfang 1870 darin ausschließlich ein Papiergeschäft, Buchbinderei und Buchdruckerei betreibt.

Das Haus ist schon sehr alt. Anno 1293 fordern Heinrich zum Hasen und seine Frau, nachdem sie das Haus zum „Hasen" verkauft hatten, das Erbzinsrecht. (Heusler, Verfassungsgeschichte.) Der uralte Schild des Hauses, der „Hase", der früher über der Eingangsthüre prangte, ist nun in der hintern Fronte des Vorderhauses eingemauert.

Ueber den „Salmen" (Eigenthum des Herrn Cigarrenhändler F. Wortmann) liegen uns zwei Urkunden vor, von 1609 und 1766, die ohne Bedeutung sind.

Die Bank in Basel ist ein stattliches, architektonisch sehr schön ausgestattetes Gebäude. Nachdem im Jahre 1847 die Bank gegründet worden und zehn Jahre im Haus zum „Berner" (s. daselbst) untergebracht war, machte sich das Bedürfniß eines eigenen, nach dem Bedürfnisse der Zeit eingerichteten Hauses geltend. Es wurde die Eisenhandlung von Balthasar Stähelin-Christ und die Merian'sche Behausung am Markt um die Summe von 140,000 Franken angekauft, und beide Häuser wurden bis auf den Grund

niedergerissen. Das neue Gebäude wurde nach den Plänen des damals an der Centralbahn thätigen Oberingenieurs, Oberbaurath von Etzel, ausgeführt. Die Maurerarbeiten wurden durch Herrn Architekt Friedrich Frey, die Bildhauerarbeiten durch den verstorbenen Herrn Bildhauer Meili in Binningen, die Schlosserarbeiten durch die Herren Bernhard Deggeler und Pöhls besorgt, die Dekorationsmalereien im Treppenhaus und im Sitzungssaal des Verwaltungsrathes von Stuttgarter Malern ausgeführt. Im Jahre 1858 wurde das neue Gebäude bezogen. Es kostete, den Bodenankauf mit inbegriffen, 320,000 Franken.

Die Geltenzunft (Weinleuten) wird in ihrer Bauart von Sachverständigen als ein Werk eines italienischen Baumeisters aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehalten, einem Schüler Palladio's oder Galeazzo Alessi's. Das Haus ist im ersten Stock mit Glasgemälden (Wappen) von Zunftmeistern geschmückt und wird als Zunftlokal beibehalten; im Erdgeschoß wurde im Jahre 1889 von Herrn Bierbrauer Bernhard Füglistaller eine dem Styl angepaßte, reich dekorirte Bierwirthschaft eingerichtet.

Das Haus zum „Engel" besitzt Herr Leonhard Seiler, Kaufmann. Eine seiner Urkunden geht bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. 1306 kommen zwei Burger vor den Schultheißen Heinrich Schörli, Chunrat Kolle und Chunrat zem Schappelin, wegen der Scheidmauer zwischen dem Hause zum Bild und dem Hause zum Schappelin (zum Engel und zum Kränzli). Ueber diese gleiche Scheidemauer liegen sich noch 1436 in Streit Henslin im Kaufhaus, der Besitzer des Hauses zum Schappelin, und Else Schurm, Besitzerin des Hauses zum Bild. 1492 stellten Hartmann von Andlau, Bürgermeister, und 1502 Peter von Offenburg Fünferbriefe aus über einen Streit, den Heinrich Werdenberg, der Brodbeck zum Kränzeli, mit Ludwig Donit, dem Grempler, hatte über ein Tagfenster, das von dem Hof zum Bild in den Hof zum Kränzeli geht. 1567 ist Andreas Im Hoff Besitzer des Hauses zum Kränzeli und Asimus Bachender, Kannengießer, Besitzer des Hauses Appenzell. Im Jahre 1605 auf Johann Baptist scheiden Hans Christoph Peyer und Hans Christoph Im Hoff aus ihrem seit einigen Jahren betriebenen Tuch- und Seidengewerbe, das zu 22,191 ℔ gewerthet ist und

wobei sich eine Baarschaft von 624 fl. vorfindet. 1695 stehen Rathsherr Im Hoff und Emanuel Stupanus im Streit wegen der Stellung des Marktstuhls, der nicht weiter gestellt werden darf als bis zum Strich der beiden Häuser. 1743 wird das Haus im Interesse der Im Hoff und Fäsch'schen Masse öffentlich versteigert um 7500 ℔ Gelds an die Handelsleute Emanuel und Daniel Merian. Unter den Zeugen figurirt Johann Friedrich David Hebdenstreit, genannt La Roche.

Wir kommen nun zu den Häusern zum Rothen Thurm, zum Kerzberg, zur Taube, zum Goldenen Kiel und zur Goldenen Barbe.

Da, wo die Straße unter den „Becheren" (picatores, Verfertiger von hölzernen oder zinnernen Bechern) auf den Kornmarkt ausmündet, stand in den ältesten Zeiten ein Thurm, genannt der „Weiße Thurm". Schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts befand er sich aber nicht mehr da, sondern auf seinem Grund und Boden war ein den Namen „Weißer Thurm", später „Rother Thurm" tragendes Haus erstellt worden (1358 Orthus am Kornmarkt „im wißen turm"). Im Jahre 1529 wird bestimmt, daß Konrad Grebell, Eigenthümer des Hauses zum „Keil" (auf dem Schwibbogen am Birsig) selbigen Thurm in Ehren halten und was daran mangelt, dessen Gepresten verbessern soll. Und noch 1533 wird demselben anbefohlen, er solle zum Thurm sehen. 1709 verkauft die Wittwe des Johann Heinrich Zäslin dem Kaufmann Nikolaus Hagenbach den „Rothen Thurm" um 3000 Louis blancs oder französische Thaler zu 2 ℔ und 10 Schilling. Hagenbach und sein Sohn Johann Christoph verkaufen das Haus an Johann Rudolf Passavant, Handelsmann, um 8815 ℔. Von Passavant ging der „Rothe Thurm" an Melchior Gaß über, nachher an Salomea Nodler. Den 6. Oktober 1813 übernahm das Haus der Großvater des jetzigen Eigenthümers E. Imhof-Im Hoff, der Gründer der jetzt noch existirenden Firma Imhoff-Wenk. Den 19. Januar 1839 wurde Herr Imhoff-Falkner Besitzer des Hauses, mit dem schon 1781 als Eigenthum des Johann Rudolf Passavant das Haus zum Kerzenberg vereinigt war und 1854 ebenfalls abgerissen wurde.

Die Häuser alle, dieser Reihe nach, haben keine Geschichte

hinter sich; es sind Wohn- und Geschäftsräume von Handelsleuten und für ein größeres Publikum wenig bedeutsam. Ich gehe daher rasch darüber hinweg.

Im „Guldenen Kiel" (Eigenthum des Herrn Niklaus Brüderlin) befand sich schon 1422 ein Laden, den 1533 Konrad Grebel's Wittwe um 170 fl. dem Hans Scherer von Altensteig verkaufte. Im Jahre 1583 verkauft Heinrich Hüglin, der Säger aus dem mindern Basel, den Erben der Lucia Dolterin, des obgenannten Hans Scherer's Schwiegermutter, das Haus zum „goldenen Kiel". 1582 ist Christoph von Sichem, Seidenhändler, Besitzer des „Kiel". Unter diesem Besitzer nimmt das Haus den Namen zur „Laute" an und wird 1589 dem Hans Jakob Heidelin, des Raths, verkauft. Dieser verkauft 1611 das Haus „in Folge der Flucht eines ehrlosen Mannes, der nicht bezahlen konnte" an Isak Hagenbach, dem Gewandtmann, um 2600 fl. Der folgende Besitzer ist 1632 Hans Ulrich Frey um 3000 fl., 1679 des Deputaten Lux Hagenbach Wittwe, die es um 4000 fl. dem Handelsmann Isak Hagenbach verkauft, 1749 Lukas Hagenbach, Stadtwechsler, 1778 Hans Rudolf Hagenbach, Handels- und Rathsherr.

Hans Ulrich, Remigius und Rudolf Frey, Gebrüder, verkaufen 1660 das Haus zur „Taube" um 4500 fl. an Frau Rosina Fäsch, des Emanuel Riedin, des Raths, Wittwe. 1670 verkaufen die gleichen Eigenthümer Frey das Haus an Wernhard Eglinger, Apotheker, um 3600 fl. 1679 wird das Haus gerichtlich versteigert und es erkauft dasselbe der Stadtgerichtsbeisitzer Augustin Schnell, der jüngere, im mindern Basel, um 6600 ℔. Die Schwestern Anna Margaretha und Susanna Hagenbach verkaufen es 1800 an Jeremias Ronus, Sohn, älter, um 24,000 helvetische Franken. In diesem Hause wohnte der Buchhändler Theodor Falkeisen, der seines Bibelprozesses wegen ungerechter Weise enthauptet wurde.

Das Haus zur „Goldenen Barbe" war im Jahre 1533 im Besitze von Hans Schluep, dem Kannengießer; von ihm erkaufte es um 192 fl. Melchior Watro, der Barettlimacher. Die Erben desselben verkauften es 1589 an Marx Heidelin, den Seidenkrämer.

In dem Hause Nr. 11 betrieb zu Ende des letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts die Familie La Roche einen Leinen- und Baumwollenhandel. Die Herren Deputat La Roche und La Roche-Bez sind daselbst geboren. Das Haus ging dann an Herrn Mengis-Brand über, deren Großsohn Herr Hosch-Simonius ist. Anfangs der Vierziger-Jahre erwarb Herr A. Schermar-Bloch die Liegenschaft und trat solche nebst dem Geschäft und Waarenlager Anfangs März 1864 käuflich an Herrn J. Rudin-Duttwyler, den jetzigen Steuerkommissär, ab. Jetzt hat die Schweiz. Lebensmittelgesellschaft von einem Theil des Hauses, die Gebrüder Hummel vom andern Theil Besitz genommen.

* * *

Wir geben zum Schlusse des Artikels die Namen der Häuser und ihrer Bewohner nach dem Plater'schen Häuserverzeichniß vom Jahre 1611.

**Von der Hutgasse bis hinter die School.**

1. Isenladen Krugen.
2. Der ander Laden.
3. Schenken Isenladen.
4. Der ander specierer Daniel Ginter.
5. Spetzereyladen Niclaus Iselin.
6. Kanengießer.
7. Thuchscherer Jacob kolb.
8. Sebaschian kolb, tuchmann.
9. Mentelin Wullenferber.
10. Melchior Scholer tuchmann (von anderer Hand geschrieben).
    Daniel thuechscherer an rank zum geßlin an der Schneidergasse.
    die Metzg.
11. Thuchmann Hans Ulrich Wetterhun im Eck.
    Ausgang zum pfauen, danach die siten von pfauen bis zum richthaus.

**Gassen vor der schol vom Rindermarkt bis zu der freienstraß.**

12. Zur Gablen. Mentzinger.
13. Zur weißen Duben. Jakob von Speir.
14. Seidenkremer Heideli.
15. kannengießer Martin Liechtenhan.
16. Isenladen. Dorethe Schenken.

**Freiestraß und am Isenladen von Schwarzen Laden bis an die kantzlei.**

17. Apoteck Bletz.
18. Seidenladen zum Engel (Christof im Hof von anderer Hand geschrieben).
19. Zur Gelten Zunft.
20. Zum Salmen. Seidenladen Niclaus Bischof.

21. Zum kalten Keller. Stehelin.
22. Henschenlismer.
23. Baschian Sozin.
24. Zum Hasen. Thuchladen. Jakob Firfelder.
25. Richthaus.
26. kantzley dorneben.

**Gassen von der Schol bis auf die Isengassen.**

1. Zum großen Pfauen.
2. Zum kleinen Pfauen. Spetzierer. Sam. Werenfels.
3. Theodor Burkard seßhuß.
4. Die Metzg und metzger hus im Winkel.
5. Zapfengießer zwei gehüß.
6. kürsner Fechter.
7. Respinger oberer Laden.
8. do. unterer do.
9. Zum kranich.

**Andre seiten von der Kanzlei aus.**

10. Spetzierer Jacob Frey.
11. Thuchladen Samuel Burkard.
12. Seidenladen zum Gold. (Battier.)
13. Leonhard Burkard thuchladen. Martinsgasslin.
14. Zum Agstein. Ringler.
15. Joder Burckard Seidenladen.
16. Zum roten Haus.
17. Rathschreiberei (des Rathsch. Wittfrau).



# 19. Die Post.

Ueber die geschichtliche Entwicklung des Postwesens in Basel wollen wir nur einige wenige Anhaltspunkte geben.

Abgesehen von den amtlichen Stadtboten und Stadtläufern, Landboten und Landläufern, welche neben ihrem Amtspostdienste auch für Privaten die Vertragung von Briefen übernahmen, finden wir in der Schweiz die ersten Spuren einer Regelung des Postdienstes bereits im 15. Jahrhundert. Kaufleute von St. Gallen hatten über Lindau, Ravensburg und Ulm einen Botenritt nach Nürnberg organisirt, welchem sich auch Kaufleute aus andern Theilen der Schweiz anschlossen. Die Betheiligten trugen die Unkosten mit bestimmten auf sie verlegten jährlichen Beiträgen, wählten die Boten, nahmen sie in Pflicht, und wirkten ihnen die Erlaubniß aus, den Mantel mit der Stadtfarbe und dem Wappenschild zu tragen (s. Bavier, das schweizerische Postwesen). Nachdem im Jahre 1595 die Freiherren von Thurn und Taxis von Kaiser Rudolf II. mit dem Postregal im Reich belehnt worden waren, wurde die Fortführung des Nürnberger „Ordinari's", wie man den Botenritt nannte, häufig angefochten und im Jahre 1685, da sich verschiedene Mißbräuche eingeschlichen hatten, definitiv untersagt. Aehnliche Botenritte bestanden im 16. Jahrhundert (1585 von Schaffhausen nach Deutschland und Frankreich); von St. Gallen nach Lyon, das „Lyoner Ordinari"; von Zürich nach Genf; im Jahre 1630, ein Konkurrenzgeschäft des vorigen; 1669 ein solches von Genf nach Lyon, so daß die schweizerischen Boten nur noch bis Genf gelangen konnten.

Eine gewaltige Störung in diese Einrichtung brachte die von

der Regierung von Bern im Jahre 1675 erfolgte erblehensweise Verleihung des Postwesens im ganzen Umfang der Republik an die Patrizierfamilie Fischer von Reichenbach in Bern, denen alle Postsachen im ganzen Bernbiet übergeben werden mußten. Den Zürcher und St. Galler Kaufleuten war in Folge dessen 1677 nur mehr gestattet, ihre Kurse bis Bern fortzusetzen; sie hatten aber die obrigkeitlichen Briefe gratis zu befördern und die Unkosten selbst zu tragen. Durch den Vergleich von 1680 wurde diese Berechtigung noch mehr beschränkt. Sie hatten die Postsachen schon in Aarau dem bernischen Postamt abzugeben und dort die aus dem Westen kommenden Briefe und Pakete für Zürich und St. Gallen in Empfang zu nehmen. Gleichzeitig mußten sie auf den bis anhin noch betriebenen Botenritt von Basel durch das Frickthal über Brugg verzichten, indem die bernische Postverwaltung sich auch dieses Kurses bemächtigte. Eine große Thätigkeit entfaltete die Schaffhauser Postmeisterfamilie Klingenfuß. Nikolaus Klingenfuß besorgte erst für die Basler Kaufleute einen Botenritt von Schaffhausen nach St. Gallen und organisirte sodann auf eigene Kosten eine Fuhrstation, von welcher alle in Schaffhausen Durchreisenden nach Basel, Solothurn, Bern, Luzern, Lausanne und Genf weiterbefördert wurden, verwandelte dieselbe nach einigen Jahren Bestand in ein förmliches Postfuhrwesen und erhielt endlich letzteres von der Thurn und Taxis'schen Postverwaltung als Erblehen.

In solch einfachen Verhältnissen bewegte sich das Postwesen in der Schweiz in der Zeit, in welcher wir auf den ersten Basler Postmeister stoßen. Derselbe, Kindweiler mit Namen, war aus Deutschland gebürtig, hielt auf dem Marktplatz eine „Poststube", in welcher Briefe, Gelder und kleinere Fahrgegenstände aufgegeben und auch in Empfang genommen werden konnten; er hielt sich ein Pferd und einen Postillon, welcher regelmäßig die Botenritte nach denjenigen Orten besorgte, von welchen nicht schon die Boten anderer Kaufmannschaften oder Postmeister hergeritten kamen. Die Stelle hatte er vom Landgrafen von Hessen empfangen und stand dienstlich unter dem Postmeister von Straßburg, dem er auch für die ihm anvertrauten Werthe und für die richtige Ablieferung der an jenen entfallenden Posttaxenbeträge Bürgschaft zu leisten hatte.

Kindweiler war zugleich auch Zeitungskorrespondent, wie aus nachfolgender Rathserkanntniß hervorgeht, er theilte andern Postmeistern die hier bekannt gewordenen Neuigkeiten mit und ließ selbst auch später eine Zeitung drucken, wie solche Blätter in Deutschland damals unter den Titeln „Fliegende Post, Postmeister, Postreiter, Postkourier" 2c. zahlreich aufkamen. Der Rath scheint anfänglich auf das Postwesen, das absolute Privatsache war und auf Kosten und Gefahr der Unternehmer geführt wurde, wenig Einfluß ausgeübt zu haben. Das schon erwähnte Rathserkanntniß berührt mehr die politische als die postalische Thätigkeit des Postmeisters. Ochs (V. 646) schreibt darüber:

„Johann Kindweyler, der hiesige Postmeister, wurde den 2. August 1637 vor Rath zu Rede gestellt, warum er Alles, was hier in der Stadt vorgehe, auch von der Obrigkeit selber verhandlet werde, mit Untermischung der Unwahrheit an andere Orte berichte, wie denn aus seinem an Dr. Haug abgegebenen Schreiben „sich erscheinen thue", worin gemeldet werde, daß für Herrn General du Hallier dreißigtausend Pfund Brod gebacken werden, welches doch nicht (wahr) sei. Kindweiler versuchte sich damit zu entschuldigen, daß er „wegen tragenden Postamts, in Zeitungschreiben und Neuigkeiten verschicken", mit andern Postmeistern und Partikularen korrespondiren müsse. Er schicke einem Jedem zu, was er begehre."

Darauf folgte die Erkanntniß: „Um gewisser Ursachen willen, soll Kindweiler mit der Gefangenschaft, die er wohl verdient hätte, verschont bleiben; ihm aber auferlegt werden, dergleichen Zeitungsschreiben, was sich zu Stadt und Land verlaufe, zu enthalten; sich innerhalb 8 Tagen zu einer Zunft zu thun (Kindweiler war nicht Bürger, sondern Niedergelassener), den gewöhnlichen Bürgereid zu prästiren und sich künftigs dem gemäß zu betragen."

„In der Folge erhielt Kindweiler vom Kaiser einen förmlichen Adelsbrief, der im geheimen Archiv noch aufbehalten wird." Ochs ist hier im Irrthum: Kindweiler erhielt bloß von Kaiser Ferdinand III. einen Schirmbrief, dessen Kopie im Staatsarchiv 34, Faszikel 1—69 liegt.

Kindweiler konnte aber das Korrespondiren nicht lassen. Er wurde deßhalb auf Befehl des Rathes Ende Juli 1639 über

Nacht in den Thurm gebracht, weil er „Neuerungen“ (Neuigkeiten) hereinzubringen sich unterstanden hatte.

1682 gab der Rath eine erste Postordnung heraus und erklärte das Postwesen als Regal. Ochs schreibt in Band VII, S. 366, darüber: „Am 7. Januar 1682 erkannte der Rath, daß das oberländische und niederländische Postwesen als ein obrigkeitliches Regal ihm gänzlich gehöre und den gesammten Kaufleuten, d. i. dem Direktorium der Kaufmannschaft übergeben und anvertraut werden sollte. Die Kaufleute hatten wider den Meister Socin, dem das Postmeisteramt vor mehr als 20 Jahren war übertragen worden, Klagen geführt; es scheint, daß er Traktaten mit Frankreich zu Straßburg und mit Bern abgeschlossen hatte, mit welchen unsere Kaufleute unzufrieden waren.“

Hundert Jahre lang blieb das Postwesen in sehr einfachen und kümmerlichen Verhältnissen und erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde ein dem allmälig finanziell sich entwickelnden Regal entsprechendes Postgebäude an der Ecke des Todtengäßleins und der Storchengasse (jetzt Stadthausgasse) erstellt (1756). Das Gebäude enthält einen ziemlich geräumigen Saal, in welchem während der Mediationszeit die Tagsatzung ihre Sitzungen hielt und welcher gegenwärtig vom Bürgerrath zu gleichem Zwecke benutzt wird.

* * *

Als in der Mitte der Vierziger Jahre dieses Jahrhunderts das alte Kaufhaus an der Freienstraße und am Rindermarkt (jetzt Gerbergasse) für den vermehrten Post- und Handelsverkehr Basels nicht mehr genügte und täglich sich das Bedürfniß nach größern Lokalitäten geltend machte, wurde in den Jahren 1845 und 1846 das neue Kaufhaus zu Barfüßern gebaut und bezogen und die Post aus der Storchengasse in das alte Kaufhaus verlegt, jedoch nicht, ohne sofort an einen Neu- bezw. Umbau zu denken. Der Plan hiezu wurde 1850 von dem Architekten J. J. Stehlin-Burckhardt, dem Erbauer des neuen Theaters, des Bernoullianums und anderer hervorragender Gebäude der Stadt, entworfen und im Jahre 1853 konnte das Haus, dessen Gesammtkosten sich auf 339,713 Franken beliefen, bezogen werden. Das eidgenössische

Postdepartement bezahlte einen jährlichen Miethzins von 13,550 Franken.

„Trotz dieses Umbaues, sagt Prof. Rahn in seiner „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz“, zeigt das ehemalige Kaufhaus (oder jetzige Postgebäude) noch bemerkenswerthe Details. Insbesondere überrascht hier die reiche Bildung der Portale, sowie der stichbogenartigen Arkaden, welche beide Seiten des Hofes begleiten und in stets wechselnden Kombinationen die abenteuerlichsten Verschränkungen zeigen.“ Wir wollen auch noch die Worte eines andern hervorragenden Kunstkenners anführen, des Bauraths von Quast, der sich über das Kaufhaus folgendermaßen äußert:

„Das alte Kaufhaus in Basel ist eine der originellsten Schöpfungen des spätern Mittelalters, derjenigen Zeit, in welcher die Macht und Blüthe der freien Städte ihren höchsten Glanzpunkt erreichte. Die mächtige Bürgerschaft wollte nicht nur das Rathhaus, den Sitz ihrer Gewalt, aufs herrlichste mit allen Mitteln, welche der damaligen Kunst zu Gebote standen, schmücken; das Kaufhaus, wo die Waaren lagerten, welche den Reichthum der Stadt begründeten, sollte in ähnlicher Weise an diesem Glanze theilnehmen. Auch bei diesem Werk der Architektur können wir die Hochachtung nicht versagen, welche den Steinmetzen des 15. und 16. Jahrhunderts mit Recht gezollt wird. Die weitgespannten Arkaden, welche den Hofraum umgeben, erfreuen das Auge an sich schon durch die Leichtigkeit der Spannung des flachen Burgunderbogens, den man hier der Zeit der Entstehung und dem Zweck gemäß anwendete; noch mehr aber durch die originelle Art der Profilirung. Nicht eines der Profile entspricht völlig dem andern. Rundstäbe, Hohlkehlen und viele andere Gliederungen wechseln in mannigfaltigster Weise nicht nur mit einander ab, wie man solches auch anderwärts finden möchte; was man aber anderwärts nicht wieder findet, das ist die ganz eigenthümliche Weise, in welcher jene Gliederungen einander durchsetzen. Dem Scheitel des Bogens sich nähernd, verfolgen sie nicht die ruhige Linie desselben, sondern gerathen gleichsam in scharfen Konflikt mit einander. Hätten wir nicht den unbeweglichen Stein vor Augen, sondern verfolgten wir etwa die Hand des Zeichners dieser Linien, wie er sie dem Steinmetzen vorzeichnet, wir würden es kaum für möglich halten, daß

diese Dissonanzen jemals wieder mit einander in Einklang kommen würden. Vor Allem bewundert man in dieser Beziehung das große Außenthor, das man einer Beethoven'schen Symphonie vergleichen könnte in der Art, wie die Rundstäbe durcheinander und durch die Hohlkehlen kreuzen, als ob hier nimmer eine Ordnung wiederhergestellt werden sollte; und dennoch vereint sich zuletzt Alles in einen großartig zusammentönenden Akkord, der das Auge mit Wohlgefallen erfüllt."

Aber nicht nur Fremde haben ein Auge gehabt für diese Leistung alter Basler Baukunst; schon 1851 verwendete sich der verstorbene Bürgermeister J. J. Stehlin warm dafür, daß die Hauptzierde des alten Baues erhalten und der Neubau dem Style desselben angepaßt werden möchte. Dieser Gedanke war auch vorherrschend, als in den 70er Jahren der Große Rath die Erweiterung der Post beschloß; namentlich war es die Großrathskommission, welche wesentlichen Werth darauf setzte, daß die unter dem Namen „Burgunder Bogen" bekannten eigenthümlichen Bogenverschlingungen, überhaupt bei den neuen Bautheilen der allgemeine Charakter der alten Architektur beibehalten wurde.

Wie bei dem gegenwärtigen Umbau, so waren auch schon bei dem ersten Umbau des alten Kaufhauses bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, ehe an dasselbe Hand angelegt werden konnte. Indessen wurden auch diese überwunden und es konnte am 22. Januar 1853 der Neubau aufgerichtet werden. Ein gemüthvoller Panegyrikus legte dem damaligen Gesellen, der den Zimmerspruch hielt, folgende schöne Schlußstrophen auf das vom Kaufhaus zum Posthaus umgewandelte Gebäude in den Mund:

Wohlan, es diene dem Verkehr,
Zu männiglichem Nutz und Ehr,
Daß sich vergnüge jeder Stand
Im ganzen theuern Vaterland.
Es blüh' der Handel hoch empor,
Es hebe sich der Künste Flor,
Mit der Gewerbe regem Schwung,
Daß sich belebe Alt und Jung.

Nun aber schaut zu dem hinauf,
Der aller Welten Postenlauf,

Von Ewigkeit hat wohl bestellt,
Daß jedes seine Stunde hält;
Der auch der Zeiten Sturmesflügel,
Zu lenken weiß mit starkem Zügel;
Ihm sei, was Menschenhand gebaut,
Ihm sei auch dieses Haus vertraut;
Daß er es gnädiglich bewahr
Vor Feuersbrunst und Kriegsgefahr.
Und was da gehet aus und ein,
Soll seiner Hut befohlen sein!

Am 1. Dezember gleichen Jahres konnte das Postgebäude bezogen werden und wurden die Schlüssel von der Postkommission und dem Architekten J. J. Stehlin dem schon damals als Kreispostdirektor, in Ersetzung des Hrn. Grob von St. Gallen, amtenden Hrn. J. Maurer übergeben, der dann am 4. in den schönen Lokalitäten die Thätigkeit seiner Beamten eröffnete. Auch die kühnsten Voraussetzungen berechtigten damals zu der Annahme, daß das Gebäude in dieser Ausdehnung für fünfzig Jahre ausreichen werde, allein schon nach anderthalb Jahrzehnten zeigte die Erfahrung, daß eine Erweiterung der Räumlichkeiten zur unbedingten Nothwendigkeit werde. Noch auffälliger erwies sich diese Forderung bei der großen Steigerung des Verkehrs Anfangs der Siebziger Jahre. Herr Stehlin, der Erbauer des Gebäudes, erhielt deshalb im Jahre 1873 den Auftrag, Pläne für die Erweiterung des Gebäudes anzufertigen und vorzulegen. Derselbe setzte sich für die Feststellung des Bauprogramms mit den betreffenden Behörden in Verbindung, machte zum Zwecke der Lösung seiner Aufgabe Reisen nach Deutschland, Belgien und England und legte schon im Oktober 1874 dem Regierungsrathe Skizzen und Pläne zur Genehmigung vor.

Nach dem von Herrn Stehlin den Behörden vorgelegten provisorischen Baubudget belief sich die Totalbausumme desselben auf 700,000 Fr. Die Pläne wurden zweckentsprechend erfunden und von den eidgenössischen und Basler Behörden genehmigt. Bei der Ausarbeitung der Detailpläne und der Präzisirung des Kostenvoranschlages erhoben sich indessen zwischen dem Baudepartement und dem Architekten Meinungsverschiedenheiten, die zu

einem Bruche und zur Aufhebung des Vertrages führten. Wir wollen diesen Theil der Geschichte des Postgebäudes nicht in allen seinen Phasen verfolgen, sondern nur erwähnen, daß von den drei Wegen, welche offen standen, um neue Pläne zu schaffen (öffentliche Konkurrenz, Uebertragung der Arbeiten an einen renommirten Architekten, oder Ausführung der Pläne durch das Bureau für Hochbau des kantonalen Baudepartements), mit Glück der mittlere Weg eingeschlagen wurde. Herr Oberbaurath Schmidt in Wien, der schon als Experte für die Beurtheilung der Stehlin'schen Façadenpläne geamtet hatte, übernahm die Umarbeitung des Projektes. Die Stehlin'schen Grundrisse blieben dieselben, nur die Façaden erhielten, unter Beibehaltung der Gothik, eine andere Behandlung und die Konstruktion der weitgespannten, etwas schwachen Decken in den untern Bureaux bekam eine solidere Ausführung durch eiserne Säulen. Es war ferner darauf Rücksicht zu nehmen, daß die sehr schönen, reichen und kunstvoll gearbeiteten Architekturtheile (Thür- und Fensterumrahmungen) des alten Kaufhauses im Posthofe wieder ihre frühere Verwendung fanden.

Im Herbste 1877 sandte Herr Schmidt aus Wien seine definitiven Pläne ein, die eine Kostensumme von 880,000 Fr. beanspruchten und auch ohne Opposition vom Großen Rathe — „des langen Haders müde" — genehmigt wurden. Im Frühjahr 1878 konnte mit dem Bau begonnen werden. Die Büreaux der Kreispostdirektion, der Post- und Telegraphenverwaltung waren indessen schon den 12. Juni 1876 in den weiten und für den Gebrauch praktisch sich eignenden Lokalitäten der Barfüßerkirche untergebracht worden.

Was den Bau selbst betrifft, so hat er den Nachtheil, den viele schöne Gebäude unserer Stadt, wie das Museum, das weiße und das blaue Haus u. a. m. mit in den Kauf nehmen müssen, daß sie nicht über freie Plätze verfügen und sich dem Auge nicht auf eine gewisse Distanz ihrer Ausstattung gemäß präsentiren können, während die Gesammt- und Detailbehandlung des Baues meist sehr geeignet wäre, dem Beschauer sich wirkungsvoll zu geben. Dies gilt namentlich von der Portalseite der Rüdengasse und auch von der Seite an der Freienstraße. Die Hauptfaçade (Rüdengasse) stellt sich in den schönsten Verhältnissen dar, ein Mittelbau

mit drei Flügeln; an den rechten Flügel lehnt sich ein Thurmbau an, der so recht eigentlich die angewandte Gothik charakterisirt. Der Mittelbau zeigt über drei gewaltigen Spitzbogenöffnungen, welche dem Lichte einen freien Zutritt in das „Oeffentliche Büreau“ gestatten, in den beiden oberen Stockwerken je eine fortlaufende, ebenfalls eine Fülle von Licht spendende Reihe von Doppelfenstern, die an den Enden mit einem einfachen Fenster abgeschlossen wird. Das reiche, aus Bogenfries und Zinnenkranz bestehende Hauptgesims ist an den Ecken durch ein Thürmchen flankirt und krönt die Mittelpartie in wirkungsvoller Weise. Ueber dem Hauptgesims erhebt sich das gewaltige Dach mit seinen hohen zinnengeschmückten Giebeln. Die um ein Stockwerk niedrigeren Flügel sind mit einem einfachen Hauptgesimse abgeschlossen; profilirte, große Rundbogenfenster im Erdgeschosse und Doppelfenster in den obern Stockwerken bilden die Hauptmotive der Architektur. Der Flügel rechts ist, wie bereits gesagt, durch einen Thurm mit hohem rundem Helme flankirt, der aus dem halben Sechseck ins halbe Zwölfeck und dann wieder ins Sechseck übergeht. Nach Reese war der Thurm ursprünglich in den Schmidt'schen Plänen reicher projektirt, und in der That ist er, wahrscheinlich der Kosten wegen, etwas zu einfach ausgefallen. Aus den Fenstern des Thurmes genießt man eine hübsche Rundsicht auf das Leben und Treiben in der Freienstraße und der Rüdengasse.

Die Façade an der Freienstraße ist unverändert geblieben, dagegen ist ihr links ein Flügel angehängt worden, der völlig gleich projektirt ist wie die Flügel an der Rüdengaßseite. Anders bietet sich dagegen die Gerbergaßfaçade dar, die durch ein vorspringendes Risalit mit dem Eingang zum Börsensaal, namentlich aber durch die Gruppirung der fünf hohen im Rundbogenstyl angelegten Börsensaalfenster und das sich über denselben hinziehende Medaillonfries, eine malerische Wirkung erzielt. Diese Medaillons enthalten die Portraits folgender um Handel, Industrie und Verkehrswesen hervorragender Männer: Wilhelm Speiser, Centralbahndirektor, Bundesrath Munzinger, Alessandro Volta, Samuel Morse, Rowland Hill, Heinrich Stephan, Georg Stephenson, Louis Favre, Eduard Weber und Daniel Bernoulli. Die Medaillons wurden im März 1888 an ihren Standort gebracht. Sie

sind in Hochrelief (Marmor) von Herrn Bildhauer Achilles Schlöth gefertigt.

Besichtigen wir noch den Hof und wir haben dann einen Totaleindruck von dem Gebäude gewonnen. Im Hofe finden wir die schon erwähnten, noch gut erhaltenen Gesimse-, Thor-, Thür- und Fenstereinfassungen des alten Kaufhauses in bester Verwendung, so ist das große, reiche Einfahrtsthor an der Gerbergasse auch hier wieder zu Ehren gezogen; ein anderes, ebenfalls schönes Thor ist an den hintern Eingang zur Börsensaaltreppe versetzt worden. Die Architektur des Hofes ist im Ganzen sehr einfach gehalten, wie überhaupt das Gebäude in würdigem, aber nicht überladenem Schmucke dasteht.

Unternehmen wir nun nach dieser allgemeinen Ueberſicht einen Rundgang durch das Haus. Der Haupteingang des Gebäudes befindet sich an dem bedeutend erweiterten Rüdengäßlein, unter dem und dem Postgebäude selbst der Birsig sein Wässerlein durchzieht. In der Thurmhalle befinden sich vier Briefeinwürfe: für die Stadtpost, für die Schweiz, für das Ausland und für Waarenmuster und Drucksachen. Diese vom Publikum selbst zu besorgende Theilung der Arbeit, bei der übrigens die Geographie mancher Leute auf eine harte Probe gesetzt wird, erleichtert und fördert die Sortirung der Briefe um ein Wesentliches. In der großen Eingangs-Halle sind viele hundert amerikanische Postfächer angebracht für diejenigen Firmen, welche eigene Postfächer halten. Diese Fächer sind mit Nummern versehen, sie öffnen sich für die Abonnenten von Seite der Halle, für die Beamten vom innern Rundgang, zu dem das Publikum keinen Zutritt hat. Wir gelangen endlich nach dieser Inspektion durch ein rechts mit „Eingang" und links mit „Ausgang" bezeichnetes Doppelthor in das sogenannte „Oeffentliche Büreau". Dieses ist wohl eine der bequemsten und besten Einrichtungen des ganzen Hauses. Das Büreau bildet ein länglichtes Viereck mit stumpfen Winkeln, liegt in einer 22,30 m. langen und 11,10 m. breiten Sternenhalle, die von soliden Eisenkonstruktionen mit hübschen vergoldeten Kapitälen und kräftig geschweiften Spitzbogen getragen wird. Hier zeigt die antike Anlage des Raums und die moderne Verwendung desselben einen eigenthümlichen Kontrast. Diesen Raum muß man sehen,

wie es da wimmelt von Leuten hohen und niedern Standes mit Bestellungen aller Art. In dem durch eine rund umlaufende Schalterreihe von den Beamten geschiedenen Raume cirkulirt das Publikum zur Erledigung seiner postalischen Geschäfte. Hier werden die Briefe, Zeitungen, Werthgegenstände und Pakete in Empfang genommen, Nachnahmen aufgegeben, Frankomarken verkauft, Telegramme geschrieben und aufgegeben, überhaupt finden hier alle Manipulationen statt, die den Brief- und Fahrpostverkehr, das Mandat-, Zeitungs-, Nachnahmen- und Telegraphenwesen betreffen; denn hier schließt sich rechts die Brief- und Zeitungsexpedition mit ihren Büreaux und links die Fahrpostexpedition an, hinter dem Raume für die Aufnahme der Telegramme findet die Dekartirung statt, und so haben wir den hauptsächlichsten Betrieb des ganzen Postgeschäfts, Aufgabe und Dekartirung, auf einem Boden mit möglichster Benützung des Raumes praktisch aneinander gereiht, so daß ein Büreau dem andern in die Hand arbeitet.

Die Post zählt nach einer Darstellung des Herrn Kantonsbaumeister Reese in der „Schw. Bauzeitung" folgende Räumlichkeiten: Das Kellergeschoß enthält Magazine, Dampfkessel, Heizhaus und Keller; das Erdgeschoß: eine Vorhalle, Raum für das öffentliche Büreau, Telegrammaufgabe, Brief- und Zeitungsexpedition, Lokal für die Briefträger, Ein- und Ausfahrt. Einen gedeckten Hof für den Postdienst, mit Verladerampe. Dekartirung und Fahrpostexpedition, Büreau, Treppen, Abtritte, Waschhaus. Remise u. s. w. Erster Stock: das Zimmer für den Postdirektor, mit zwei Vorzimmern, ein Konferenzzimmer, die Kanzlei, die Büreaux der Kreispostdirektion, die Kontrolle, sodann die Kreispostkasse. Dann den Börsensaal, ein Sitzungszimmer und ein Kabinet. Im zweiten Stock: die Büreaux des Baudepartementes; die Wohnung des Postdirektors, der Obertheil des Börsensaales, die Gallerie ꝛc. Der dritte Stock enthält: das Telegraphenbüreau und die Telephoneinrichtung mit dem Aufzug für die Depeschen, die Kanzlei des Büreauchefs, das Formularmagazin und die Hughes'schen Apparate. Magazine für die Post- und Telegraphenverwaltung, Batteriezimmer und die Wohnung für den Börsenabwart.

Bezüglich des Flächeninhaltes der hauptsächlichsten Räume mögen die folgenden Notizen willkommen sein: Das öffentliche

Büreau hat 261, die Fahrpostexpedition 365, die Brief- und Zeitungsexpedition 247, das Dekartirungsbüreau 228, das Telegraphenbüreau 224 und der Börsensaal 241 Quadratmeter.

Sämmtliche Büreaux sind trotz der etwas erschwerenden Niveauverhältnisse in eine Ebene gebracht und der Verkehr kann zwischen denselben leicht vermittelt werden. Der Börsensaal hat einen besondern geräumigen Zugang und steht durch eine Treppe in direkter Verbindung mit dem Telegraphenbüreau. Er ist zwei Stockwerk hoch, groß, geräumig, geschmackvoll, wenn auch nicht überreich ausgestattet. Von einer Gallerie herab kann man jeden Tag das geschäftige Treiben der Börsenleute beobachten.

Das ganze Gebäude ist mit Dampfwasserheizung versehen.



## 20. Das Haus zur „Vigilanz“,

dem Herrn Ad. Linder, Glas- und Porzellanwaarenhändler, Freie Straße 21, gehörend, ist durch zwei Thatsachen berühmt geworden. Einmal haben die Kinder des David Joris nach dem Tode ihres Vaters darin gewohnt oder haben es wenigstens besessen (s. den Artikel 29, Spießhof), zweitens war das Haus zur „Vigilanz“ das Heimwesen des hochberühmten Kaufmanns Andreas Ryff.

Was die Ersteren betrifft, so sagt uns eine Urkunde des Herrn Linder Folgendes: Den 19. Juli 1585 verkaufen Hans Jakob und Hans Georg de Brükh, Gebrüder, sodann Carolus Cellarius, als Ehevogt der Theodoria de Brükh, seine Gemahlin, Christoph Wüest, gewesener Almosenschaffner, als Rathsgeordneter des Hans Wilhelm Samson und der Vilaria de Brükh, Geschwister, und weiland Hans Georg de Brükh hinterlassene Kinder, dem Andreas Ryff und Margarethe Brunner das „Röllingshaus“ um 178 fl. (Pergamenturkunde mit vier hängenden Siegeln.) Das Haus zur „Vigilanz“ hieß vor Zeiten „Röllingshaus“, wahrscheinlich von einem Rölling, der dasselbe bewohnt hatte, herrührend.

Durch diese Urkunde erfahren wir die Namen der fünf Kinder Johannes von Brügge's. Die älteste Tochter, des Blesdyk's Frau, war wahrscheinlich schon gestorben. Diese Kinder sind: Hans Jakob, Hans Georg, Theodoria, Hans Wilhelm Samson und Valeria.

Fast siebzig Jahre blieb nun das Haus in der Familie Ryff.

Andreas Ryff trat 1574 in die Ehe mit Margarethe Brunner. Dieser Mann ist der berühmte Andreas Ryff, geboren am 13. Februar 1550. Er stammte aus einem vor vierhundert Jahren aus dem Elsaß eingewanderten Geschlechte. Sein Vater Thiebold hatte den Schmalkaldischen Krieg wider Karl V. mit-

gemacht, sich dann alsbald hier verheirathet und den Beruf eines Wollenwebers fortbetrieben. In seiner Jugend ging Andreas mit dem Vater auf die Märkte. Im Jahre 1560 kam er nach Genf auf die lateinische Schule, wo er aber nichts lernte; heimgekommen, verdingte ihn der Vater zu einem Gewürzkrämer, der ihm Disziplin beibrachte. Dann trat er in das Geschäft des Vaters, gründete ein eigenes Geschäft, wurde Rathsherr zu Safran, mehrfacher Gesandter und Besieger des Bauernaufstandes in den Jahren 1591—1594 (Rappenkrieg) und starb 54 Jahre alt den 18. August 1603. Er liegt im Münster begraben. Er war der vollendetste Typus des Basler Kaufmanns seiner Zeit. Von ihm ist eine bis zum Jahre 1574 (bis zu seiner Verheirathung) geschriebene Selbstbiographie in den Beiträgen zur Vaterländischen Geschichte, IX. Band, abgedruckt; ebenso seine Briefe aus dem Rappenkriege an den Bürgermeister Ulrich Schultheß, an die Dreizehn und an den Rath zu Basel. Ein Reisbüchlein (1600) und der Cirkel der Eidgenossenschaft (1597) stammen ebenfalls von ihm. Seine Frau, zehn Jahre älter als er, eines Seidenkrämers Andreas Im Hoff zum Engel auf dem Kornmarkt Wittwe, war, wie Andreas Ryff selbst schreibt, „vernünftig, holdselig, gottesfürchtig und verständig, auch mit Kaufmanns hendlen, schreiben, lesen und rechnen besser gerieben und erfahren gewesen, denn ihr Mann selig."

Wo Andreas Ryff wohnte, erfahren wir aus seiner Biographie nicht, erst aus den Urkunden des jetzigen Besitzers des Hauses wird uns dies klar. Er bewohnte das „Röllingshaus" von 1585 bis zu seinem Tode im Jahre 1603. Dreißig Jahre erfahren wir nichts mehr von dem Hause. 1634 war schon sein Sohn Theobald gestorben; dessen Wittwe Gertrud Burckhardt und dessen Sohn Theodor kommen in einer Urkunde vom 1. August vor. Dieser Theodor und seine Frau Katharine Küen verkaufen den 17. November 1653 ihr Haus den Gebrüdern und Handelsleuten Albrecht und Ludwig Fäsch um 3900 fl. und 80 fl. Trinkgeld der Verkäuferin. Der Kauf wird ratifizirt vor dem Schultheißen German Iselin durch eine schöne Pergamenturkunde mit Siegeln den 30. März 1654.

Der Sohn dieses Ludwig Fäsch, der Kaufmann Johann Ludwig Fäsch, geboren 1650, und 1709 Meister zu Weinleuten,

wohnte in der „Schreibstube", so hieß das Haus, nachdem es den Namen „Röllingshaus" abgelegt hatte. Wann es den Namen „Zur Vigilanz" angenommen hat, ist aus den Urkunden nicht ersichtlich, jedoch wird es 1760 schon so genannt. Das Haus geht rasch von Hand zu Hand. Am 19. April 1766 verkauft es die Handelsfirma Fäsch, Ryhiner u. Socin um 8000 Pfund an Johann Jakob Hoffmann und dessen Frau Maria Socin, diese verkaufen es wieder am 10. Mai 1773 an Lukas Preiswerk, den Handelsmann, um 8700 Pfund, dessen Sohn Niklaus Preiswerk und seine Ehefrau Anna Maria Iselin verkaufen es den 9. April 1812 an Johannes Märklin, Drechsler, und seine Frau Dorothea Gnöpf um 4650 neue französische Thaler. Märklin's Erben veräußern das Haus am 19. Januar 1844 an Johannes Groben, Glasermeister, um 37,000 alte Schweizerfranken. Groben's Erben hinwiederum verkaufen es am 15. Mai 1871 an Pastor Karl Wagner und Anna, geborene Groben, ihre Miterben, um 65,000 Franken. Man sieht aus dieser Steigerung, wie das Haus an Werth zugenommen hat.

Wagner und seine Frau verkaufen das Haus den 14. Juni 1875 an den jetzigen Besitzer, Herrn Adolf Linder.

Das Haus ist für die Zeit, in der es gebaut wurde, von ansehnlicher Größe. Das Erdgeschoß nimmt der Glasladen und ein Gang daneben ein. Der Laden ist hoch und mit Kreuzgewölben versehen, wie man solche in alten Häusern viele sieht. Zum ersten Stockwerk führt eine Wendeltreppe. Hier ist Alles angefüllt mit Glas-, Porzellan- und Steingutwaaren. Ueber den Thüren prangen noch geschnitzte und vergoldete Embleme des Ackerbaues, des Frühlings 2c., herrührend aus einer schönern Zeit. Ein alter Ofen aus dem vorigen Jahrhundert heimelt Einen mächtig an. Durch eine Verbindungsthür gelangt man in den Treppenthurm, der theils steinerne, theils hölzerne Treppen hat. Der Thurm ist gut erhalten und architektonisch reicher ausgestattet als der beim Hause zum „Berner". Am Portal finden wir die Jahreszahl 1582 eingegraben, dazu ein Wappen, zwei Rosenzweige mit einem Querbalken: das Wappen der Familie Ryff.



## 21. Das Haus zum „Berner".

Das Haus zum „Berner" hat seinen Namen von zwei Männern, Vater und Sohn Niklaus Berner, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts lebten. Sie sind, sagt Fechter in seiner historischen Topographie von Basel, deshalb bemerkenswerth, weil sie sich um jene schöne Stiftung verdient gemacht haben, die mit der Vertheilung des sogenannten „Schülertuches" verwandt ist und heute noch unter uns besteht, und die ebenfalls mit dem Erdbeben in Verbindung gebracht wird.

Beide Berner machten neben andern Schenkungen, der Vater vor, der Sohn nach dem großen Erdbeben von 1356 eine Stiftung, aus deren Ertrag der Prokurator der Präsenz jedes Jahr am Tage Allerheiligen (1. November) jedem ärmsten Schüler der Domschule, der Schule des Stiftes St. Leonhard und des Stiftes St. Peter graues Tuch zu einem Rock (tunica) verabreichen sollte. Grau war damals die Farbe des Tuches, aus welchem die Kleider des gewöhnlichen Lebens verfertigt wurden. Diejenigen, welche dasselbe verfertigten und feil hielten, hießen deswegen Grautücher. Bei dieser Stiftung der Berner denken wir natürlich an das seit mehreren Jahrhunderten an arme Schüler unserer Schulen vertheilte Schülertuch oder Luxtuch, und in gewissem Sinne können wir die Berner unter die Zahl der ältesten Wohlthäter rechnen, welche zu diesem schönen Vermächtniß der Vorfahren beigetragen haben.

Jahrhunderte lang erfahren wir nichts von dem Hause, als daß es im Jahre 1549 und 1605 umgebaut wurde, wie es jetzt noch theilweise besteht. Das ganze Gebäude ist von respektabler

Breite und Höhe. Erst im Jahre 1611 wird uns durch Felix Plater's Häuserverzeichniß kund, daß darin ein Pulverladen existirte, der von einem Müller geführt wurde. Im Jahre 1653 erscheint wieder ein Müller, Jakob mit Namen, der das Haus besaß.

Nun aber kommt das Haus in das Geschlecht der Fäsch.

Das Haus zum „Berner" bewohnte seiner Zeit der dritte Sohn des Bürgermeisters Hans Rudolf Fäsch, Namens Johann Jakob Fäsch. Er wurde geboren den 2. Juni 1598 und kam im Jahre 1611 nach Metz, um die französische Sprache, nach Frankfurt, um die Kaufmannschaft zu erlernen, reiste von 1617—1619 in Italien und nach seiner Rückkunft arbeitete er in der väterlichen Handlung, wird Sechser zum Bären 1630 und Gerichtsherr der mindern Stadt 1637. Er heirathete 1625 Margaretha Ryff, des Theobald Ryff's (Besitzer von Großgundoldingen) Tochter, die aber schon 1628 starb, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren hatte. Am 13. Mai 1631 schritt er zur zweiten Ehe mit Maria Hagenbach, die ihm sieben Söhne und sechs Töchter brachte. Er starb den 1. Oktober 1677 79 Jahre und 5 Monate alt und liegt im Münster begraben. Er hat 59 Großkinder und Enkel hinterlassen. Seine Gattin starb 83 Jahre alt.

Laut seinem noch vorhandenen Inventar von 1677 hinterließ er 165,038 Pfund; davon bezog seine Wittwe 79,035 Pfund. Seine Häuser und Liegenschaften wurden also abgetheilt: Die Wittwe erhielt das Haus zum „Berner" um 4000 Pfund, die Häuser zum Lichtensteig und zum Steg um 3100 Pfund. Der Sohn Hans Rudolf erhielt das Haus zum Kleyen und zum schwarzen Stern um 2205 Pfund; der Sohn Johann Jakob, Stadtschreiber, das Haus zum Delphin um 3145, der Tochtermann Johann Jakob Merian erhielt den Garten im Brunngäßli für 1450, der Sohn Major Emanuel die Salmenwaage in der Hard für 300 Pfund.

Die Wittwe Maria Hagenbach erhielt noch ferner die Mühle Allschwyl, nebst verschiedenen dazu gehörenden Matten und Aeckern um 3000 Pfund.

Im Hause zum „Berner" waren dann noch verschiedene Familienporträts, so von Albrecht Fäsch und seiner Ehefrau, vom Gerichtsherrn Johann Jakob Fäsch, vom Obervogt zu Walden-

burg Johann Rudolf Fäsch, von Remigius Fäsch, Bürgermeister, sammt seiner Ehefrau, von Bürgermeister Hans Rudolf Fäsch, sammt seiner Ehefrau Anna Gebweiler, dem Vater des Erblassers.

Im großen Saale zum „Berner" war ferner noch ein Kasten mit Büchern aufbewahrt, die bei der Erbtheilung im Jahre 1687 unvertheilt blieben. Es waren darunter eine Biblia polyglotta, eine englische Bibel, ein Psalterium Davidis und ein englisches Buch über Stenographie. Die Bücher wurden unter die fünfzehn Kinder vertheilt, die Biblia polyglotta fiel dem Fäsch'schen Familienlegat zu, bis sie 1780 um 100 fl. verkauft wurde. (Fäsch'sches Familienbuch, S. 187—190.)

Den 16. August 1712 verkauft der „Edle, Nothvest und Wohlvornehme Herr Christoph Burckhardt, Hauptmann in Ihro Königlicher Majestät zu Frankreich Diensten, mit sammt der Vielehren und Tugendreichen Frau Maria Fäschin, seiner geliebten Ehegemahlin," dem Herrn Hans Burckhardt-Respinger, Spezierer, und seiner Frau Anna Katharina Bawierin die Wohnbehausung und Hofstatt zum „Berner", hinten mit einem Ausgang auf den Rosenberg stoßend, um 8600 Pfund Gelds. Die Urkunde ist auf Pergament ausgestellt mit hängendem Siegel des kaiserlichen Notars Konrad Schweighauser.

In dieser Familie blieb das Haus 120 Jahre. 1775 war Leonhard Respinger, der 1760 bereits auch das anstoßende Haus zur „Vigilanz" angekauft hatte, 1812 Burkard Respinger, der Handelsmann, der Besitzer. J. J. Respinger, Sohn, zum „Berner", zahlte an das Anleihen, das der General Masséna durch den General Chabran in Basel im Betrage von 1,600,000 Franken im Jahre 1798 aufnehmen ließ, 300 Franken, die Wittwe Respinger und ihr Sohn zum „Berner" 900 Franken.

Am 13. Dezember 1832 verkaufte Frau Wittwe Margaretha Respinger, geborene Burckhardt, unter Verbeiständung ihres Vogtes, des Obersthelfers Burckhardt, das Haus zum „Berner" (mit Nr. 1629 bezeichnet) an Herrn Walter Merian, Notar, um 24,000 Schweizerfranken. Am 1. Mai 1833 bezahlte der Käufer den Kaufschilling und trat in den Besitz des Hauses. Der Kauf-

brief ist sehr schön auf Pergament geschrieben und von Johannes Herzog, Notar, unterzeichnet und besiegelt.

Walter Merian behielt das Haus zehn Jahre und verkaufte es den 14. Dezember 1843 an den Handelsmann Johann Jakob Speiser-Hauser und fünfzehn Mittheilhaber um die Summe von 47,600 Schweizerfranken.

Unterdessen war die Bank in Basel gegründet worden und Speiser wurde ihr erster Direktor. Durch Gesellschaftsbeschluß vom 8. April 1847 übernahm die Bank dieses Haus um 74,286 französische Franken und bezahlte den Kaufspreis den 2. Juli 1847. Bei der Uebersiedlung der Bank in das neue Gebäude auf dem Markt kaufte Herr Georg Kiefer-Bär das Haus und verlegte sein Waarengeschäft hinein.

Das Gebäude besteht aus einem Vorderhaus und aus einem Hinterhaus, welch letzteres ganz in den Rosenberg hineingebaut ist und aus dessen oberstem Stockwerk man auf die Terrasse des Stapfelberges tritt. Das ganze Haus ist nur ein Magazin für die Tausende von Artikeln, welche das Geschäft G. Kiefer inne hat und welche aus Glas, Porzellan, Bronze rc. in unendlichen Variationen bestehen. Im Erdgeschoß befindet sich der reich ausgestattete Laden, der die ganze Breite des Hauses einnimmt; steigt man hinauf in die obern Stockwerke, so findet man in jedem Saale wieder eine Branche des Geschäftes, da die Porzellane, da die Glaswaaren, da die Bronzeartikel u. s. w.

In die obern Stockwerke gelangen wir durch einen Treppenthurm, wie man solche häufig sieht in alten Häusern. An dem Portal zum Thurm erblicken wir die Jahreszahl MDIXC. Das Wappen, das zwischen der Jahreszahl lag, ist leider durch einen unverständigen Baumeister weggebrochen worden, wie mehrere solcher Wappen, wahrscheinlich der Familie Fäsch, weggebrochen worden sind. Wir steigen auf steinernen, noch gut erhaltenen Treppen an. Vorderhaus und Hinterhaus sind durch Gänge mit einander verbunden, die laubenartig sich von einem zum andern ziehen.

Hier ist Alles modernisirt, nur noch wenige alte Decken und geschnitztes Gebälk erinnern an frühere Jahrhunderte. Im dritten Stockwerk im Vorderhaus führt uns eine verzierte und mit der

Jahreszahl 1605 versehene Thür in ein Gemach mit Alkoven und getäfelter Decke.

Für den Alterthumsfreund ist nicht viel zu sehen. Interessant ist der weite, große Keller, der als Raum für die Packkisten dient; er nimmt die ganze Breite und Länge des Vorderhauses ein. Und damit nehmen wir Abschied von dem Hause zum „Berner", bedauernd, daß es uns nicht vergönnt war von den Urkunden Einsicht zu bekommen, die vielleicht noch in irgend einem Winkel desselben vergraben liegen.



## 22. Der Gasthof zum Wilden Mann.

Das Mittelalter liebte es sehr, auf seine Hausschilde Bilder mit recht fremdartigem Inhalt, Thiere von fast schauerlichem Aussehen, malen zu lassen; es war nicht sowohl die Naivität der Hausbesitzer, welche sich in diesen grotesken Bildern kund gab, vielmehr die berechnende Schlauheit, durch außerordentliche Mittel die Käufer und Gäste heranzuziehen. Wer weniger erfindungsreich war, ließ etwa die Farbe seines Lieblingsthieres ändern und erhielt so einen rothen Löwen, einen goldenen Adler, einen grünen Ochsen; andere nahmen unbekannte Thiere, denen man die wunderlichsten Eigenschaften zuschrieb, den Vogel Strauß, den Phönix, das Einhorn u. s. w. Eigenthümlich ist, daß in Basel der Basilisk nirgends als Wirthshausschild gewählt wurde, daß der Wilde Mann in Groß-Basel auftauchte, während er doch zu den Ehrenzeichen Klein-Basels gehörte, von denen eines, der „Leu", bereits eine Anerkennung im Wirthshause zum rothen Löwen erhalten hatte.

Keiner der genannten Schilde war an Bedeutung dem Wilden Manne gleich. Derselbe diente im Mittelalter vielen vornehmen Häusern, namentlich in Frankreich, als Schild (l'Omme saulvaige). Der Wilde Mann und die Wilde Frau mit ihren Matzen und Waldstrünken in der Hand, dem langen struppigen Haarwuchs, waren sehr beliebte Figuren sowohl als Wappenhalter, wie als Schilde für Wirths- und Privathäuser und Apotheken. Auch waren sie als malerische Gestalten bei Festzügen sehr geschätzt, daher kommt auch, daß der Wilde Mann bei dem Zuge der

Ehrenthiere Klein-Basels auf die Rheinbrücke als eine äußerst beliebte Figur erschien.

Die Geschichte kennt indessen einen Festzug, in dem wilde Männer vorkamen, der einen traurigen Ausgang nahm. Während des Hoflagers Karl VI. zu Paris war anläßlich der Fastnacht 1392 ein großer kostümirter Zug veranstaltet worden. Junge Edelleute hatten sich in wilde Männer verkleidet, ihr Anzug bestand aus Thierfellen und aufgeklebter Wolle. Bei dem nächtlichen Zuge gerieth ein Maskenkleid an einer unvorsichtig geführten Fackel in Brand. Das Feuer theilte sich den andern Kostümirten mit, die retten wollten; der Brand verbreitete sich um so rascher, als die Unglücklichen aneinander gekettet waren, und so verbrannten die Edelleute Angesichts einer fröhlichen Menschenmenge (vrgl. das Unglück am Künstlerfest in München). Dieses fürchterliche „Ballet des ardents“ warf, wie Blavignac (Histoire des enseignes) sagt, eine düstere Feuersgluth auf die ganze Regierungszeit des wahnsinnigen Karl VI. und blieb lange Zeit in der Erinnerung des Volkes haften.

* * *

Der „Wilde Mann“ liegt an der Münsterbergseite der Freien Straße, links und rechts von Privatgebäuden flankirt, hinten auf die Gasse des Schlüsselbergs stoßend, in der Nähe der Post und im Mittelpunkte der Stadt. Das Haus bestand in seinem Hauptbau aus einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken mit 7—8 Fenstern und aus einem Nebenbau mit drei Stockwerken zu je 3 Fenstern. Ein Hauptportal vermittelte den Eingang in den Hof, links war die große Gaststube, rechts von derselben drei Bureaux und Laden. Ueber dem Portal war ein Bild, ein wilder Mann angebracht und eine Gasthofstafel. An dem ganzen Aeußern ersieht man, daß der Bau aus drei Häusern zusammengesetzt war und wenig Symetrie darbot. Seit Jahrhunderten dient er den Zwecken der Fremdenbeherbergung und erst seit seinem Umbau durch Hrn. Jakob Sutter, dem Inhaber eines der größten Modewaaren- und Konfektionsgeschäfte der Schweiz, wird der Wirthschaftszweck mit dem kommerziellen in einem Gebäude vereinigt zur Geltung gebracht.

Wo früher ein breites Gebäude von unregelmäßiger und geschmackloser Form sich erhob, steht jetzt ein monumentaler Bau, der in seiner innern und äußern Gestaltung dem Baumeister, Hrn. Architekt Gustav Kelterborn, alle Ehre macht. Im Erdgeschoß befinden sich die Nouveauté-Magazine von Sutter, ein „Louvre“ oder „Printemps“ im Kleinen. Wer diese Säle durchwandert und die Auswahl der hier zur Schau gestellten Stoffe und Konfektionsartikel betrachtet, fühlt sich einen Augenblick in eines der genannten Pariser Magazine versetzt.

Wann der wilde Mann zuerst als Wirthshausschild *) vorkam, ist nicht genau erheblich zu machen. Die Chronik berichtet zwar von einem Hemmann Geßler, dem wilden Wirth, der 1378 den Zug der Basler gegen Istein mitmachte und mit vielen andern Kriegsgefährten in's Bürgerrecht aufgenommen wurde. „Der wilde Wirth“ ist doch wohl eher als Spitzname (Uebername) zu betrachten, denn als die Bezeichnung „Wirth zum Wilden Mann“.

Die erste Urkunde, welche von dem Hause Kenntniß gibt, stammt vom Dienstag vor Sankt Hilari des Jahres 1452. Sie konstatirt, daß der Konventherr des Klosters Lützel, Heman Burius, vor dem Basler Schultheißen Dietrich von Sennheim erklärt, daß er Namens des Abtes und Konvents von Lützel Haus und Hofstatt, genannt „zum hintern Olsberg“, mit allen Rechten und Zugehörden an Konrad Schlewitzer, Schaffner des Stifts unserer lieben Frauen auf Burg (Münsterplatz), verkauft habe. Dieser „hintere Olsberg“ bildet einen Theil des Gasthauses zum Wilden Mann und stieß einerseits an die Herrenstube zur Mücke, anderseits an die Zunft zum „Himmel“ an der Freien Straße.

Die zweite Urkunde stammt aus dem gleichen Jahrzehnt. In derselben führen die Konventbrüder Wernlin und Ursus von Lützel Klage wegen der Fensterlichter des Hauses zum Drachen an der Freien Straße und verlangen, daß dieselben vermauert

---

*) In der mittelalterlichen Sammlung befindet sich das lebensgroße, in Rheinfelden geschnitzte Holzbild des Wilden Mannes von Basel, einst das Gasthofszeichen des Hauses. Das neue Bild, eine überlebensgroße Figur aus Sandstein, ist ein Werk des Hrn. Bildhauer G. Meyer von Prattelen, gegenwärtig in Amerika.

werden sollen. Der Eigenthümer dieses Hauses, Heinrich Summer, legt aber Beweise vor, wonach der Abt ihm erlaubt habe, Fenster gegen den Hof des „hintern Olsberg“ auszubrechen, jedoch müssen dieselben so angelegt sein, daß dem Hofe kein Schaden erwachse. Im Jahre 1461 kaufte Heinrich Summer dieses Haus um 80 fl. rh. und damit ging dasselbe endgültig aus dem Besitze des Klosters in Privathände über.

In welchen Jahren das Vorder- und Hauptgebäude des Wilden Manns zuerst urkundlich vorkommt, ist uns bis jetzt nicht bekannt geworden. Zum ersten Male wird uns der Name eines Wirthes zum Wilden Mann in einer Urkunde vom 15. September 1547 genannt, wonach der Wirth Glaudian Darmasin (Darmoysenn) um 25 fl. (zu 1 ℔ 5 Sch.) das Recht erhält, das Abwasser aus dem Brunntrog auf Burg auf seine Kosten in das Wirthshaus zu leiten, jedoch ohne Schaden und Nachtheil des genannten Guts.

In diese Zeit (1556) fällt eine Episode, welche der handelnden Persönlichkeiten wegen erwähnt zu werden verdient. Im Gasthaus zum Wilden Mann (in publico sylvestris hominis diversorio) ließen sich die Reformatoren Wilhelm Farel und Theodor Beza aus Neuenburg und Genf in ehrenrühriger Weise über den berühmten in Basel wohnenden Erasmus aus Rotterdam aus. Nach einer Notiz im „Basler Neujahrsblatt“ 1868 sollen die Beiden den damals in höhern Kreisen Basels hochangesehenen Verfasser des „Lobes der Narrheit“ einen Bileam und eine Wetterfahne gescholten haben; das Neujahrsblatt versetzt aber die Begebenheit in das Jahr 1524 und fügt bei: Farel erhielt vom Rath den Befehl, um Pfingsten Basel zu verlassen; der ehrgeizige Erasmus hatte dessen Ausweisung betrieben. Nach einer auf der Universitätsbibliothek befindlichen Abschrift einer Erklärung (das Original soll, wie uns s. Z. Hr. Prof. W. Vischer schrieb, in Zürich liegen), protestirten Bonifacius Amerbach, Hieronymus Froben und Niklaus Bischoff (Episcopus), seine Erben und Testamentsvollstrecker, gegen diese Aeußerung und, wie man sieht, mit Erfolg.

Während der Pestzeit von 1563 wurde auch der Wilde Mann heimgesucht. Es starb an dieser Krankheit die Wirthin Frau Karger, eine geborne Fäsch. Sie war die Tochter des Goldschmieds Hans Rudolf Fäsch, der später zum Landvogt von Waldenburg

gewählt, mehrmals zu Gesandtschaften verwendet und in Folge dessen vom Kaiser Ferdinand I. geadelt wurde. Fäsch starb wie sein Sohn, der ebenfalls Landvogt war, und seine Tochter, die Gastwirthin, an der Pest 1564.

Aber nicht nur von der Pest, sondern auch von Brandunglück wurde der Wilde Mann heimgesucht. Am 10. Januar 1720 stand derselbe in vollen Flammen. Und da das hintere Gebäude desselben unweit der „Mücke“ (der Oeffentlichen Bibliothek) liegt, so begaben sich die Professoren der Universität dorthin und retteten die vornehmsten Handschriften in Doktor Battier's Haus neben dem Roller Hof hinüber.

Wie die Blume in Basel, so hatte auch der Wilde Mann von Leistungen Beispiele aufzuweisen. Indessen liegt nur eines in einer etwas ausführlichen Darstellung vor. Ochs, VI. 260 und 550, Buxtorf-Falkeisen, I. 16, erzählen darüber Folgendes: In den Jahren 1570, 83 und 89 hatte Basel der Stadt Genf 19,000 Sonnenkronen in Gold geliehen. Alle Mahnungen zur Rückzahlung blieben fruchtlos: 1606 waren 25 Jahreszinse aufgelaufen. Am 27. Dezember übermachte man der Stadt Genf durch einen Boten eine Leistmahnung in Form einer Urkunde, „daß sie in den nächsten acht Tagen nach Uebergabe dieses Briefes mit vier reisigen Pferden anhero in unsere Stadt in eine öffentliche Gastherberge zum Wildenmann in Leistung einziehe, um daselbst eine rechte Geiselschaft nach Leistens Gewohnheit, täglich müßig und unverdingt zu halten, auch davon nicht zu kommen, bis wir um ermeldte Zinse und ergangene Kosten befriediget und unklagbar gemacht werden.“ In Anbetracht der mißlichen Lage der Stadt Genf wurde sodann auf Ansuchen hin ein weiterer Aufschub bewilligt.

Von der ersten förmlichen Wirthschaftsbewilligung erhalten wir Kenntniß durch eine Urkunde des Raths vom 16. April 1575.

Der Wilde Mann war weit und breit bekannt. In einem noch größtentheils ungedruckten Reisewerke des Königsberger Schriftstellers Kaspar Stein, der, im Jahr 1592 geboren, bis zum Jahr 1621 die meisten europäischen Länder durchreiste, wird er bereits genannt. In einem Buche Peregrinus seu peregrinator terrester pro felici peregrinatione in hac vita et beata in coelestem patriam emigratione, worin ein Abschnitt von den Wirthshäusern,

den diversoria, handelt, heißt es u. A.: Celebriora et lautoria diversoria communiter Wirthsheuser appellata sunt in majoribus superioris Germaniæ civitatibus . . . Quæ peculiaria nomina et insignia habent — nun werden eine ganze Masse aufgezählt, unter anderem Ciconia et Satyrus Basileæ (Storch und Wilder Mann).

Unser Gasthaus ist mehrfach, so 1501, das Absteigequartier eidgenössischer Gesandtschaften gewesen. Am 16. Dezember 1663 wurden die eidgenössischen Gesandten aus Zürich, welche zur Beschwörung des Bundes der Schweiz mit Ludwig XIV. nach Paris reisten, auf der Durch- und Heimreise in Basel in die Kirche geführt und beim Wilden Mann gastfrei gehalten. In Baden wohnten sie im Hintern Hof, dem vornehmsten Gasthaus der Badestadt, es ist somit anzunehmen, daß der Wilde Mann zu Basel auf gleicher Rangstufe und in Basel jedenfalls in der Reihe der Gasthäuser voranstand. Anläßlich des Durchmarsches des kaiserlichen Generals Mercy durch den Kanton Basel im August 1709 wurde von den eidgenössischen Repräsentanten der XIII Orte in Basel mit den Dreizehner Herren des Rathes Berathung gepflogen. Zu dieser Konferenz wurden die Gesandten am 7. September im Gasthof zum Wilden Mann abgeholt und von denselben auf's Rathhaus begleitet. Anfangs Oktober 1702, zur Zeit der Schlacht von Friedlingen, kamen mit den Zuzügern aus der Eidgenossenschaft vier eidgenössische Repräsentanten aus Zürich, Bern, Freiburg und Luzern; sie wurden vom Rath mit allen Ehren empfangen und erhielten ihre Quartiere im Wilden Mann.

Aus dem Jahre 1798 ist noch ein Moment erwähnenswerth. Am 20. Juli, am Tage, nachdem die Einnahme der Bastille in Basel bekannt geworden, traf Abends 7 Uhr der gewesene französische Minister Necker hier ein und verreiste am 25. wieder nach Paris zur neuerlichen Uebernahme des Ministeriums. Während seines Aufenthaltes im Gasthof zu den Drei Königen war der Volksauflauf ein unaufhörlicher. Kurze Zeit nach seiner Ankunft traf auch die Herzogin von Polignac ein und nahm, da Necker in den Drei Königen wohnte, im Wilden Manne Quartier. Der Minister stattete ihr daselbst einen Besuch ab und blieb über eine Stunde bei ihr. Die Neugierde der Basler über diesen Be-

such war so groß, daß die Leute an den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser standen, um in das Zimmer der Herzogin hineinzuschauen und wo möglich aus ihren Bewegungen, der Stellung und den Gesichtszügen etwas über die politische Weltlage zu errathen. (Ochs VIII, 93.)

* * *

Aus der Zahl der Wirthe wollen wir folgende hervorheben: Hans Schorndorff, geb. 1555, als Sohn des 1591 verstorbenen Pfarrers Thomas Schorndorff in Wintersingen. Sein Sohn, ebenfalls Wirth zum Wilden Mann, ist uns interessant geworden durch das von ihm angelegte Fremdenbuch. Geboren im Jahr 1581, starb er den 4. August 1629 an der Pest. Er scheint sehr beliebt gewesen zu sein, wie dies aus mannigfachen Aeußerungen von Fremden in seinem Album hervorgeht; ohne Zweifel hat er es zu einem bedeutenden Vermögen gebracht, denn sein Sohn, Hans Rudolf (geb. 1623) kaufte das Schloß Wildenstein. Das Geschlecht der Schorndorff ist im männlichen Stamme 1830 ausgestorben. Der Wildensteiner starb 1684 und liegt zu Bubendorf begraben; sein Sohn Johann Jakob war Almosenschaffner zu Basel und starb 1713; von ihm stammt der Silberdreher Johann Rudolf, der 1758 starb; der Sohn des Silberdrehers, Johannes, war Notar und 1741 Postmeister. Von diesem entstammt der letzte männliche Sproß der Schorndorff, Daniel, Rathsherr und Deputat, geb. 1750, gest. 1817. Das Fremdenbuch und die Portraits der meisten dieser Schorndorffs und ihrer Frauen besitzt Hr. Pfarrer J. J. Oeri in Lausen, der Sohn der Frau Pfarrer Oeri-Schorndorff. Ich komme auf das Buch noch zurück.

Donnerstag den 20. März 1595 war Hans Jakob Bellene, Burger zu Basel, zum letzten Male Wirth zum Wilden Mann gewesen. Er schuldete den Kindern des verstorbenen Martin Seyler von Liestal 755 ℔ Hauptgut, versessene Zinsen, Margzal und Kosten, die auf dem Wirthshause hafteten. Dasselbe mußte an öffentlicher Gant verkauft werden und ging um 1870 Gulden an den Burger Simon Gyßler über.

Wann Hans Schorndorff den Wilden Mann übernahm, ist

uns nicht bekannt, urkundlich ist er uns 1599 als Wirth zum ersten Mal begegnet; bei seinem Tode, im Jahre 1614, wurde Samuel Besitzer desselben, der ihn bei seinem Tode 1629 dem schon genannten Sohne Hans Rudolf, dem Wildensteiner, überließ. Dieser nun verpachtete ihn im Dezember 1656 dem Johann Franz Wybert, der dem General Hans Ludw. v. Erlach ein Haus in der St. Johannsvorstadt verkaufte, zunächst auf sechs Jahre und dann auf vier Jahre. Zum ersten Male gewinnen wir durch die dabei aufgestellte Urkunde einen kleinen Einblick in das Hausinventar, das dabei verblieb: Wybert übernimmt die Bettstatten sammt den Betten, das nothwendige Küchengeschirr, fünf Dutzend Leinlachen, sechs Dutzend „Tischzwechelein", drei Dutzend Tischtücher und den hölzernen Hausrath. Noch bevor die Pachtzeit vorbei war, ging das Haus in das Eigenthum des berühmten Bürgermeisters Johann Rudolf Wettstein über, dessen Tochter mit Schorndorff verheirathet war. Er trat es am 25. Januar 1665 um den Preis von 7000 ℔ (zu 12 Batzen) an Wybert ab und erhielt u. A. 600 Loth Silbergeschirr zu 17 Batzen das Loth. Wybert dagegen überließ es am 24. Januar 1671 seinem Sohne Johann Wybert und dessen Gattin Anna Barbara Manholdtin um 9000 ℔. Aus einer fernern Urkunde d. d. 21. Februar 1694 ersehen wir, daß Johann Daniel Kuder, Wirth zum Wilden Mann war; seine Wittwe, Elisabetha Kuder, geb. Schicklerin, verpachtete das Haus am 25. Mai 1722 ihrem Tochtermann Albrecht Fäsch um den jährlichen Zins von 300 fl. Im Jahre 1734 zieht sie sich ganz zur Ruhe und verkauft es ihrem Sohne Benedikt um 17,205 ℔. Dieser Benedikt führt von 1757 bis 1759 als Eigenthümer des Mönchensteiner Gestadgutes einen Wässerungsstreit wegen der Birs gegen das Stift und die Gemeinde Arlesheim. Vier Jahre darauf berichtet eine Urkunde vom 22. Juli 1738, daß der Rath dem Emanuel Walter Merian-Iselin das Recht eines Herrenwirthshauses darauf ertheilt, der zugleich Pächter wird. Walter Merian erkauft das Haus am 30. Oktober 1759 um 7000 französische Neuthaler von Benedikt Kuder für seine Söhne Remigius und Walter. Im Jahre 1775 ist Heinrich Merian Besitzer des Hauses, den 1. August 1778 sein Sohn, der Gerichtsherr Emanuel Walter Merian. Des Letztern Sohn, Heinrich Merian, erhielt

am 1. Oktober 1799 das Recht der Wirthschaftsführung unter der helvetischen Republik von Präsident und Mitgliedern der Verwaltungskammer des neuen Kantons Basel bis zum 31. Dezember 1800 bewilligt. Heinrich besaß das Haus, während sein Bruder sich 1798 auf der Flucht befand, bis zum Jahre 1809.

Dieser Bruder, Emanuel Walter Merian, verheirathet mit Rosina, der Schwester des bekannten liberalen Dreikönigwirthes Ludwig Iselin, betrieb den Gasthof von 1775 bis 1798. In den Jahren 1792 bis 1797 *) nahmen viele französische Emigranten im Wilden Mann Quartier, u. A. der Prinz de Condé, der Chevalier de Valdenais, der Herzog de Damas, der Comte d'Artois (später König Karl X.) und a. m. Diese weilten mit den Herzogen von Angoulème und Berry über ein Jahr im Wilden Mann. Der Prinz de Condé engagirte den Wirth Merian, die Stelle eines Schatzmeisters der Condé'schen Armee zu übernehmen. Merian hatte dem Prinzen nämlich verschiedenerlei Dienste geleistet, so den Bezug der Wechsel aus England besorgt und das Baargeld der Armee übermittelt. Bei diesen Negotiationen, welche die HH. Oswald und Hauptmann Kündig vermittelten, erlitt aber Merian nicht unbedeutende Verluste, da die Wechsel, wegen des herrschenden Geldmangels, in England nicht immer eingelöst wurden. Als die Franzosen 1798 in Basel einrückten, sollte Merian wegen seiner Parteinahme für die Königsfamilie verhaftet werden; er konnte sich flüchten und begab sich zur Condé'schen Armee, wo er sofort eine Stelle beim Verwaltungsstab mit Majorsrang erhielt und bis zum Jahre 1801 verblieb. Nach dem Sturz der helvetischen Regierung kehrte er nach Basel zurück und wurde bald darauf in den Kleinen Rath gewählt, in dem er ununterbrochen bis zum Jahre 1823 saß. Für seine im Dienste des französischen Königshauses erlittenen Verluste erhielt er von Karl X. eine Jahrespension von 2000 französischen Franken.

In den Jahren 1809 bis 1815 ist Johann Konrad Grunauer Pächter und Gastwirth zum Wilden Mann; im Jahre 1816 verkauft Frau Rosina Rohr, geb. Bertschinger, Wittwe und Bürgerin

---

*) Mittheilungen des in Emmishofen verstorbenen Kaufmanns Karl Merian.

zu Lenzburg, das Gasthaus an Johann Christoph Neuburger, Garkoch aus Oehringen (Württemberg), Großvater von August Siber-Sosson. Die Kaufssumme betrug 66,000 Schweizerfranken. Im Jahre 1825 starb Neuburger und das Haus gelangte an die Gant, an der es um 86,000 Schweizerfranken das Kleinrathsmitglied Niklaus Singeisen, Bürger von Liestal und Güterbesitzer zu Binningen, ankaufte. Nach zwölf Jahren Betrieb geht der Gasthof um 80,000 Fr. im Jahre 1837 an Rudolf Carlé, Traiteur und Bürger von Basel über. Aber schon das Jahr darauf fallirt Carlé und das Haus kommt wiederum an die Gant, an welcher es Major Johann Jakob Pfander um 75,000 Fr. erkaufte. Aus dieser Zeit existirt ein hübsches lithographisches Bild „Stillleben“ von Mende, eine Abendgesellschaft von Zeitungslesern und Rauchern im Wilden Mann darstellend.

Bei der letzterwähnten Gant zeigte sich folgende Hauseinrichtung mit Inventar: in 26 vollständig möblirten Herrschaftszimmern 36 wohlaufgerüstete Betten; 2 Speisesäle mit Komptoir; 1 Gaststube und 1 große Stube zu ebener Erde; 2 Speisebehälter, 1 geräumige Küche mit Ziehbrunnen, Stallung für 40—50 Pferde, Remisen 2c., 3 Keller mit 180 Saum Weinfässern. Pfander ließ das Haus noch um ein Stockwerk erhöhen und überhaupt komfortabel einrichten.

Im Jahre 1861 erkaufte es der Gastwirth Johann Jakob Brack von Mönthal (Aargau) um die Summe von 227,486 Franken, dazu das Inventar mit 72,513 Franken, also in einem Gesammtkostenbetrage von 300,000 Franken. Von J. J. Brack übernahm es der schon genannte jetzige Besitzer, der den Gasthof in den Jahren 1878 und 1879 niederreißen und vollständig neu aufbauen ließ.

Die Geschichte der Wirthe ist auch die des Hauses. Wir können dieses Kapitel nicht schließen, ohne noch einer interessanten Episode zu erwähnen, sie gehört zu den Ereignissen, welche das Ende des vorigen Jahrhunderts in so scharfer Weise markiren.

* * *

Das 18. Jahrhundert ging mit raschen Schritten zu Ende. Das helvetische Direktorium ließ, von Gefahren umringt, sich von

den beiden Räthen diktatorische Gewalten ertheilen, und griff im Frühjahr 1799 zu den gewaltsamsten Maßregeln. Es verwies die sardinischen, österreichischen und russischen Unterthanen aus dem Schweizergebiete, verletzte das Postgeheimniß, knebelte die Presse, verhängte über jeden Ausreißer, Widerspenstigen, Anstifter und Förderer eines Aufstandes Todesstrafe, und ließ viele ehemalige Magistratspersonen von Zürich, Bern, Freiburg und Solothurn, nebst Alois Reding, nach Chillon, Salins, Belfort und Hüningen abführen. Der berühmte Pfarrer Johann Kaspar Lavater in Zürich, der durch zwei Schriften gegen die neue Ordnung der Dinge das Direktorium erzürnt hatte, wurde am 16. März für einen Monat nach Basel gebracht. (A. Daguet, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Aarau, H. R. Sauerländer, 1867. S. 439.)

Das Direktorium hatte in jedem Kanton ein Kriegsgericht aufgestellt; das Zürcher Gericht bestand aus eilf Mitgliedern und zwei Assessoren. Dieses Gericht verfügte vom 2. bis 5. April die Verhaftung von folgenden vierzehn Patriziern und ehemaligen Regierungsmitgliedern: Junker Hans David Wyß, der von 1795 bis 1798 Bürgermeister des Standes Zürich war; Statthalter Hans Konrad Hirzel; Seckelmeister Hans Kaspar Hirzel; Rathsherr Jakob Pestalutz (Pestalozzi); Zunftmeister Jakob Irmiger; Junker Hans Konrad Meiß; Junker Hans Reinhard (der später zu so großer Berühmtheit gelangte Landammann der Schweiz); Zunftmeister Felix Escher; Gerichtsherr Salomon Orelli; Oberstlieutenant Melchior Römer; Anton Ott, Wirth zum Schwert; Junker Georg Escher von Berg; Junker David Wyß, der Sohn des Bürgermeisters; Rathssubstitut Hans Jakob Hirzel, der Sohn des Seckelmeisters.

Am 4. April, Abends 5 Uhr, trafen die Deportirten, welche die eine Nacht in der Waage in Baden, die andere in der Krone in Olten zugebracht hatten, in Basel ein. Eine Eskorte von 38 Jägern unter Lieutenant Kläger begleitete sie. Wie ein Leichenzug fuhr der erste Trupp durch das St. Albanthor ein. „Die Bevölkerung beobachtete Anstand und Diskretion. Furcht und Schrecken war auch bereits in sie gefahren, denn am gleichen 2. April war der würdige Oberstzunftmeister Merian ebenfalls um Mitternacht überfallen und außer Basel weggeführt worden."

Die nachstehende Darstellung des Aufenthalts der Deportirten

in Basel entnehmen wir dem „Zürcher Taschenbuch“ 1880, S. 267 und ff.:

„Im Gasthof zum Wilden Mann wartete der helvetische Platzkommandant Remigi Frey auf die Deportirten, inspizirte sie, und ließ ihnen dann vom Wirthe (Heinrich Merian, der ebenfalls dem französischen Wesen abhold war, vergl. S. 244) ihre Zimmer im zweiten Stock anweisen. Eine Bürgerwache von acht Mann sorgte für Bewachung und vollständige Abtrennung von der Außenwelt. Der zweite Trupp Deportirter langte um 6 Uhr Abends an, wurde ebenfalls von Frey inspizirt und dann auf dem ersten Stockwerk des Wilden Mann einquartiert.

„Die Deportirten — Lavater ausgenommen, welcher in der Regierungsstatthalterei Quartier genommen — verbrachten volle zwanzig Wochen im Wilden Mann. Die Behandlung Seitens der Behörden, Anfangs barsch und lächerlich rigoros, besonders als der Statthalter Schmid sich von einem Unwohlsein wieder erholt und die Deportirten nicht mehr dem Platzkommandanten Frey unterstellt waren, wurde nachsichtiger; Besuche durch patriotische oder doch politisch unschädlich gesinnte Freunde und Umgang mit solchen wurde gestattet, und als dann die Fortschritte der Oesterreicher in der Schweiz die helvetische Regierung zu ängstigen begannen, hatten die Deportirten bald über nichts mehr zu klagen.

„Von den Zimmern, welche ihnen angewiesen worden waren, ward gleich von Anfang eines der untern zum Speise- und Gesellschaftszimmer bestimmt, in die andern theilten sie sich zu Zweien. Nach dem Frühstück ging gewöhnlich Jeder auf sein Zimmer, um sich mit Lesen zu beschäftigen; der Nachmittag war dem Lesen der Zeitungen gewidmet, die man durch den gutmüthigen und dienstfertigen Wirth Merian herbeischaffte. Am Abend folgte gewöhnlich eine zeitkürzende kleine Spielpartie. Die Tafel war ganz bürgerliche Kost, und mit dem Wirth wurde für beide Mahlzeiten, das Frühstück und den Abendthee um 1 Neuthaler (5 Fr. 71 Cts.) täglich akkordirt. Je zu vierzehn Tagen ward ausbezahlt, jedesmal aber mit beigefügter Protestation zu Handen der helvetischen Regierung. Für die Zimmer und für die Feuerung sowohl dieser als des Corps de garde wies man den Wirth an Die, auf deren Befehl man eingekerkert worden war. Auch die beiden Bedienten

mußten auf dem obern Stockwerk Arrest halten." Der Bericht ergeht sich nun fast eine Seite lang über die unanständige Behandlung von Seite des Kommandanten in Bezug auf den Abort und über die übertriebene Pedanterie Frey's in Bezug auf den Barbier des Gasthofs. Wir überlassen natürlich die Verantwortlichkeit dieser Anschuldigungen ganz dem Verfasser des Berichtes, Professor Dr. A. v. Orelli, der denselben aus den Aufzeichnungen zweier Deportirten, Statthalter Hans K. Hirzel und Gerichtsherr Salomon Orelli, und aus Privatbriefen geschöpft hat.

„Auch ein eigener Arzt, fährt sodann der Bericht fort (S. 281), war den Deportirten zugeordnet worden, der ihnen aber ebensowenig durch seine militärischen Airs, seinen großen Soldatenhut und überhin an einen Scharfrichter-erinnernden Aufzug imponirte, als er sich durch seine antheilnehmende derbe Sprache und plumpen Manieren ihnen angenehm machte."

Der Urbanität des Regierungsstatthalters Schmid verdankten die Deportirten die Erlaubniß, in offenen Briefen korrespondiren zu dürfen, und bemerkten in der Folge sehr gut, daß auf dem Präfekturbüreau, dem ein Sohn des Dekans Huber in Sissach, eines alten Schinznacher Freundes, als Chef vorstand, ihre Briefe und die Antwortschreiben mit unerwarteter Diskretion behandelt wurden. Mit der Räumung von Zürich, am 6. Juni, hörte die Korrespondenz auf.

„Der Wachtposten war Anfangs acht Mann stark, wurde am 6. April verdoppelt und aus der Bürgerwache dem Kehr nach besetzt. Die Begüterten stellten ihre Bedienten, die Uebrigen waren meist krüpplich gewachsene Ansäßen, bescheidene, gute Menschen, die oft ihre Theilnahme an der unangenehmen Beschränkung und Mißbehagen an ihrem lächerlichen Dienste äußerten.

„Der strenge Hausarrest, Mangel an frischer Luft und Bewegung seit sechs Wochen hatte auf die Gesundheit Einiger nachtheilige Folgen. Man machte dem Regierungsstatthalter deshalb Vorstellungen. Der Statthalter gab dem Rathsherrn Vischer die Erlaubniß, jedesmal zwei Arrestanten, so oft es verlangt werde, unter seiner Verantwortlichkeit spazieren führen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde später auf Alle ausgedehnt. Begleiter waren

entweder Rathsherr Vischer oder ein Glied seiner Familie, Kupferstecher Mechel oder einer seiner Zöglinge.

„Das erste Mal, schreibt einer der Deportirten, als Herr Vischer unsere ganze Gesellschaft durch die Straßen führte, war dieser Zug ein kleiner Spektakel für die guten Basler, sie kamen aus den Boutiquen, grüßten uns durchgehends freundlich; der Eine kannte den, ein Anderer diesen aus uns, indem sie mit den Fingern hindeuteten, flüsterten sie einander zu: ‚Der ist der Bürgermeister! Das ist der!‘ Das war Alles so gutmüthig, so bescheiden, daß es uns gar nicht lästig fiel.“

In den letzten Tagen des Mai bis zum 7. Juni schwebten die Deportirten in großer Ungewißheit und Angst über das Schicksal ihrer Vaterstadt. „Am 7. Juni sprang der wackere Wirth Merian in's Frühstückzimmer mit der frohen Nachricht: ‚Die Franzosen haben Zürich geräumt, die Oesterreicher sind durch Kapitulation eingerückt, es ist nicht geplündert, nicht gebrannt, nicht gemordet worden, und keinerlei Unglück begegnet. Ein eben von Zürich kommender Fremder hat diesen Bericht gebracht.‘“ Die Briefe von zu Hause, welche dieses frohe Ereigniß bestätigten und Details brachten, hatte der Präfekt die Zartheit, uneröffnet den Deportirten zuzustellen. Die Beglückwünschungen, Gastereien, Picknicks u. s. w. zu Ehren dieses Ereignisses und der Deportirten wollten nun kein Ende nehmen, aber alle Glückwünsche waren kaum aufrichtig zu nennen.

Ueber die Freilassung der Zürcher Herren schreibt ferner das „Zürcher Taschenbuch“: Herr Felix Escher war gleich nach seiner Ankunft in Basel wieder entlassen worden, am 6. April Rathsherr Meiß, am 9. Rathssubstitut Hirzel, am 18. April Rittmeister Ott zum Schwert, der kränkelnd das Jahr darauf starb; am 24. April Oberst Römer.

Die Deportirten hatten sämmtlich ihren Familien untersagt, Schritte zur Erwirkung der Freilassung ohne Verhör und Genugthuung zu thun. Am 14. Abends 6 Uhr kam der Präfekt plötzlich in's Gesellschaftszimmer im Wilden Mann mit lautem Zuruf: „Bona nova! Die Bürger Hirzel (Seckelmeister) und Pestalutz sind frei!“ Sie verreisten am 16. nach Bremgarten, wo man sie aber acht Tage auf Befehl des französischen Generalstabchefs zu-

rückhielt. In Knonau trafen sie Lavater, der schon am 11. Juni verreist war. Lavater mußte wieder nach Basel zurückkehren, wo er dann am 14. August mit Hülfe von Freunden entwich; ihm folgten am 20. Hirzel und Pestalozzi durch die Flucht.

Am 19. August erhielt Reinhard zu Handen der noch übrigen sieben Deportirten die Anzeige, daß sie durch Dekret von Bern ihrer Haft ledig erklärt worden seien. Die gemeinschaftliche Abfahrt fand Mittwoch den 21. August, Morgens 6 Uhr, nach Freiburg im Breisgau statt, wo sie dann auf dem Umweg über Donaueschingen und Schaffhausen — durch die fränkischen Linien war nirgends durchzukommen — nach zwanzig Wochen und fünf Tagen in Zürich eintrafen.

Ueber die Kosten der Eskorte enthält das Tagebuch folgende Notiz: Die Dragoner speisten an der Gasttafel und ließen sich vom Wirth ohngeachtet langen Widerstandes die besten Zimmer geben, tranken die köstlichsten Weine an und neben der Tafel. Laut dem Auszug aus dem Wirthskonto hatten diese Zecher in 36stündiger Rast in Basel 32 Flaschen 1753er Markgräfler und 3 Flaschen Champagner außer dem gewöhnlichen Landwein verschlürft.

Damit endigt die Geschichte der Zürcher Deportirten in Basel.

* * *

Samuel Schorndorffer, der von 1581—1629 lebte, hat, wie schon erwähnt, ein Fremdenbuch angelegt, das, dem heutigen Verständniß entsprechend, eigentlich mehr ein Stammbuch, ein Buch der Freundschaft genannt werden darf. Form und Inhalt und die mannigfachen Beweise von freundschaftlicher Gesinnung der Gäste für den Wirth lassen darauf schließen, daß derselbe sowohl ein persönlich angenehmer Mann, wie auch in angesehener Stellung gewesen sei. Das Buch ist ein Oktav-Pergamentband, vom Jahre 1619 datirt und mit dem Schorndorff'schen Wappen geschmückt, wie die Familie dasselbe aus Württemberg mitgebracht hat: ein blaues Feld, zwei gekreuzte Schwerter, ein Pfeil auf einem Berg. Helmzier: ein Schütz mit Pfeil. Das Buch enthält 6 Blätter kolorirte Bilder und 43 Blätter mit schriftlichen Andenken mit

und ohne Wappen. Unter den Bildern, die meist sinnbildliche und allegorische Figuren darstellen (die Hoffnung mit dem Anker, einen Vogel auf der Hand haltend; ein Ritter mit dem Speer und ein Doktor mit der Feder kämpfend; ein grüner Löwe, eine Sonne fressend; die Gerechtigkeit mit Schwert und Waage), ist namentlich eines bemerkenswerth: eine Wirthsstube des „Wilden Mann" mit neun Figuren, sechs Gästen um einen Tisch, dem Wirth und seinem Knaben und dem Kellner. Es wird soeben ein Mahl aufgetragen. Das Bild ist, wie alle übrigen, hübsch gezeichnet und sorgfältig gemalt. Die Unterschriften und Devisen sind sehr oft undeutlich geschrieben oder durch das Verblassen der Tinte unleserlich geworden.

Unter den Gästen sind, wie es die damals bewegte Zeit von 1600—1627 mit sich brachte, verschiedene Nationen vertreten: Schweizer, Deutsche, Franzosen, Oesterreicher, Dänen u. s. w., Bürger und Adelige, namentlich aber viele Kriegsleute, worunter solche von hervorragendem Rang. Jeder Gast sagt sein Sprüchlein her, mancher begleitet dasselbe durch die Abbildung seines Wappens. Unter den zur heutigen Schweiz gehörenden Gästen finden wir: Sebastian Truchseß von Rheinfelden (Wappen drei blaue und drei silberne Querfelder, Helmzier weiße und rothe Querfelder mit zwanzig Rosen) 1612. Sodann den berühmten rhätischen Parteigänger und Pfarrer Georg Jenatsch (Georgius Jenaz mit dem Motto: Pro Christo et Patria adversus belluam Romanam). Und zwei andere hervorragende Bündner: Casparus Bonorandus Rhætus, und Theodorus Jecklinus a Rhætia alta 19 Juin 1621. Bonorandus schreibt: „Ich wag's, Gott schaff's, Leid meid und ertrag, bis es besser werden mag. Allein auf Gott meine Hoffnung."

Jecklin: Wer lob und ehr will überkohn,
Der soll kein Zit nicht müßig gohn.
Neque temere neque timide.

Diesen zwei Alpensöhnen stellen sich zwei Jurassier entgegen: Pierre Osterwalder de Neuchâtel en Suisse: „A Dieu et à mon prince." Und: En signe d'amitié Abraham de Clerc di Guy, maior du forti (?) au Compté de Neuchâtel 7 Mai 1611. Casparus Schönerich Elysig (?) Med. Doctor Basileæ schreibt

unter seinen grünen Löwen den 13. Februar 1612: Ich bin der wahre grüne und gallische (?) Löwe, in mir liegt alle Heimlichkeit der Philosophie verborgen.

Gilg Stürler von Bern (1614): Omnia ab uno et ad unum. Anthoni Bunjung von Bern: Glück und Heil, nimm ich für mein Theil. Philippus Frey, 28. Mai 1600, mit dem Einhorn im Wappen, wahrscheinlich ein Basler:

Gott lieben und sein heiligs Wort
Ist der beste Schatz hier und dort.

Von den deutschen Gästen ist wohl der vornehmste: Le Maréchal héréditaire du Saint Empire, Friedrich Baron de Pappenheim 1627. Das Jahr vorher hatte er den Bauernaufstand in Oberösterreich unterdrückt. Er wurde 1594 in Mittelfranken geboren und starb, bei Lützen verwundet, den 17. November 1632 in Leipzig.

Wir finden sodann folgende Namen: Philippus comes et nobilis Dominus in Lippe, 1616, 17. Oktober. Gotthard L. Baron von Herberstein, 24. Juli 1609. Friedrich Marchand, gentilhomme bavarois, 22. Mai 1616. Aime l'honneur et les belles femmes. Heinricus Sacri Romani Imperii hereditarius dapifer Baro in Waldburg. Cosmus der jüngere von Staremberg 1616? Der Fendrich J. Melchior Linkh von Kürchheim schreibt: „Wenn die Fahnen Im Feldt thun fliegen, so ist die Hoffarth ein Ehr, sonst nimmermehr. Dann fügt er noch bei: Sur touttes fleurs Jayme Marguerite. Christoph Heinrich von Canitz aus Ober-Lausitz 18.—28. April 1611. In Silentio et spe. Marcus a Hepelo 1618. On ne peut cueillir la rose sans se piquer. Gottfried Misio aus Frankfurt a. O., April 1611: Halt Dich rein, richt dich klein, sei gern mit Gott und Dir allein, und mach Dich nicht gar zu gemein. 1611. Jakob Beinheim. Antoine Vesal ꝛc.

Französische Gäste waren ebenfalls zahlreich: François de Vallois, Comte de Sauvageays, Robert du Rouxs, sieur du Clos im Gefolge des Grafen von Condé (Datum fehlt). Henri Baron d'Anglus, Seigneur de Bonnecourt, Bourgeois de Basle et gentilhomme ordinaire de la Chambre de son Altesse de Lorraine, 27. Dezember 1616. Bournonville, Cavalier français de la Province de la Picardie. Michel le Blon 1626: Meinem

herzlieben Herrn und Freundt Herrn Samuel Schorndorff zu Dank und freundtlicher Gedächtniß. Claude de Bouffemont, baron de Sombernom et de Secy sur Saône bourguignon l'an 1615, 28 Juin. Pierre Rougemont de Baulme (franche Comté), 2 Oct. 1615.

So ließe sich die Liste noch lange fortsetzen. Unter den Oesterreichern finden wir 1627: Franciscus Maria, Graff zu Hohenembs, Vallova und Vaduz. Der Däne Johann Gustav Mauer schreibt: Jamais j'ai vu la peur entrer dans un brave cœur; der Holländer F. Duyst van Boonhout: Jus vigilantibus scriptum est.

Aus diesem Fremdenbuche ließe sich eine kleine Kriegsgeschichte vom ersten Viertel des 17. Jahrhunderts herstellen. Alle die Ereignisse, welche die Schweiz berührt haben, die Bündner Wirren, der Veltliner Mord, die österreichische, spanische und französische Besetzung, sowie die Anfänge und der Verlauf des dreißigjährigen Krieges spiegeln sich in den Gästen des Wilden Mannes wieder; der Abdruck des Fremdenbuches mit dem nöthigen Kommentar dürfte diese Ansicht zur Genüge erhärten. Vielleicht übernimmt einmal Herr Dr. Jakob Oeri, der Sohn des Bucheigenthümers, diese Arbeit.



## 23. Der „Kardinal“.

Die Freie Straße in Basel hat mit der Rue de Bourg in Lausanne historisch, architektonisch und auch topographisch viel Gemeinsames. Die Freie Straße lehnt sich unmittelbar an den ältesten Stadttheil — den Münster und die Burg — an, die Rue de Bourg läuft mit dem Platze der Kathedrale parallel und gehört, wie jener, zu den ältesten Theilen der Stadt. Die Freie Straße in Basel wird schon 1243 als Vriunstrazze, Vrigenstraze, strada liberata genannt oder vicus liber (1262); sie scheint die offene Königs- oder Reichsstraße gewesen zu sein (Fechter); nachweisbar aber auch die Rue de Bourg, in der angesehene und edle Geschlechter wohnten, die ihre Häuser vom Bischof zu Lehen trugen. So ragte in Basel der heutigen Bierbrauerei zum „Kardinal“ gegenüber, da, wo ein enges Gäßlein (Fahnengäßchen) in die Symundsgasse (Schlüsselberg) und auf die Burg führte, Lallo's Thurm empor, der seinen Namen von der Familie der Lallo herleitete, welche diesen Thurm einst zu Lehen besessen. Eine Menge Häuser der alten Burgergeschlechter liegen an der Freien Straße: der Schaltenbrand, das Stebeli, zur Sonnen, zum Ehrenfels, zu Hägenheim, zum Sternen, das dem Geschlechte der Iselin gehörige Haus zum Falken, das Haus zum Angen, zum Hasen, das Haus der Pauler 2c. Die Burgstraße in Lausanne hatte, wie theilweise die Freie Straße, besondere Privilegien; die Häuser waren in Fällen von Kauf und Verkauf von der Handänderungsgebühr befreit und besaßen die Bürger dieser Straße allein das Recht, Gasthäuser und Marktbuden zu halten. Von diesem Vorrechte her kommt es, daß bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in der

Straße die meisten Gasthäuser sich vorfanden (das älteste ist der „Goldene Löwe", hospitio leonis in Burgo), eine Eigenthümlichkeit, die bei der Freien Straße insofern zutrifft, als darin nicht weniger als ein halb Dutzend Zünfte ihre Trinkstuben hatten. Immerhin ist richtig, daß die Bürger beider Straßen eine ausnahmsweise Stellung einnahmen.

Eines der wenigen Häuser der Freien Straße, dessen Urkunden bis fast in die Zeit des großen Erdbebens zurückreichen, ist die Bierbrauerei zum „Kardinal" (neue Hausnummer 36, alte 1176), neben der Bierbrauerei zum „Pflug" und dem Zunfthaus zum Bären, bekannt durch die Vorzüglichkeit seines Stoffes und als Stelldichein von Führern der liberalen Partei Basel's. Es stößt vorn an die Straße, hinten an den Birsig und bestand ursprünglich aus drei Häusern. Sehr wahrscheinlich ist, daß die Gebäude, aus welchen es sich heute zusammensetzt, ihre Entstehung der Periode nach dem Erdbeben verdanken, indem damals die Freie Straße von dem großen Unglück nicht verschont blieb. So datirt die erste Urkunde des Hauses (im Besitze einer Aktiengesellschaft, als deren Direktor Herr Wilhelm Gysin-Albrecht, Bierbrauer, figurirt) aus dem Jahre 1365, also neun Jahre nach dem Zerfall der Stadt. Es bekundet nämlich am Mittwoch nach U. Frauen Tag zu Herbst (Maria Geburt, 8. September) der damalige Schultheiß Walch, daß Ulrich von Zofingen von Konrad von Leymen zu einem rechten und steten Erbe das Haus „zem Venix" (zwischen dem rothen Bären und Hug Fröwlen gelegen) gegen den jährlichen Zins von 3 ℔ und 2 Hühnern auf Fastnacht zu liefern, und 10 Schilling Ehrschatz, so sich die Hand verwandelt, empfangen habe. Dreißig Jahre später geht auch das Nachbarhaus zum „Hut", dem „alten Wagner" gehörend, um 7 ℔ Zins und 1/2 ℔ Pfeffer in andere Hände über, und zwar an Meister Mathias von Trier, Advokat des Hofes zu Basel. Im Jahre 1423 verkauft um 300 fl. rheinisch Junker Heinrich von Uetingen dem Mang Phunser, Gerichtsschreiber, Hof, Herberg, Garten und Gesäß zum „rothen Hut", einerseits der Hausgenossen Zunfthaus zum grauen Bären und Mathias Grüschler's Haus zum Phönix, anderseits des Varnower's sel. Kinder. Im Jahre 1487 entsteht zwischen Johs. Strauß, Notar des bischöflichen Hofes, Eigenthümer des Hauses

zum „Kardinalshut", und dem Hans Bär, des Raths, Streit über verschiedene bauliche Veränderungen, die Bär im Innern und an der Außenseite seines Hauses vorgenommen hat, namentlich auch wegen des Ganges, der von seinem Vorderhaus in's Hinterhaus führte. Der Streit wird von den „Fünfern" in Minne geschlichtet. Noch im gleichen Jahre geht der „Phönix" (zwischen den Häusern zum „Pflug" und „Hut" gelegen) um 100 fl. rheinisch an den Bürger Michel Meyer über, der dann dasselbe 1490 an Hans Bär abtritt.

Nun schweigen über ein halbes Jahrhundert lang die Urkunden. Durch einen Kaufbrief vom 20. Dezember 1544 erfahren wir, daß bereits die Häuser zum Phönix, zum rothen Hut und zum hintern rothen Hut sich in einer Hand befinden, indem Theodor Oettly, der Schärer, Namens des Anton Bär, Burgers zu Freiburg, eines Nachkommen des vorerwähnten, alle drei Gebäude um 1600 fl. an den Burger Hans Jakob David verkauft. Das vordere Haus zum Hut zinst noch immer 7 Pfund Geld und 1/2 Pfund Pfeffer, der Phönix und das Hinterhaus sind unterdessen zinsfrei, ledig und eigen geworden. Der neue Käufer behält seine dreigetheilte Hofstatt nur drei Jahre und verkauft sie mit 160 fl. Verlust an Marquard Töbelin; doch dieser bleibt kaum dreiviertel Jahre Besitzer des Hinterhauses. Dasselbe geht um 110 Pfund an Franz Hagenbach über. Dieser schreibt persönlich in den Kaufbrief: „Sobald Stoffel mein Sun kompt (derselbe befand sich wahrscheinlich in der Fremde), soll er den Kouf fertigen." In der folgenden, vom 2. Februar 1599 datirten Urkunde finden wir eine Anzahl berühmter Persönlichkeiten. Es bezeugen nämlich Andreas Ryff, Felix Plater und Johann Niklaus Stupanus, der Arzney doctores u. a. m., Namens des Kollegiatstiftes zu St. Peter, daß Markuard Weitnauer von Haus und Hofstatt zum „rothen Hut" den Zins auf St. Niklausen Altar von 3 Pfund 10 Schilling und 1/2 Pfund Pfeffer mit 100 Pfund Hauptgut Basler läufiger Währung abgelöst habe. Damit wurde dieser Zins aus den uralten wie aus den neuen Urbaren, Rödeln und Registern gänzlich ausgestrichen und gelöscht, und das ganze Haus als freies und lediges Eigenthum erklärt. Zweiundzwanzig Jahre nachher verkauften Weitnauer und seine Ehefrau Magdalena Heusler das

Haus, diesmal wieder zum „Kardinalshut" genannt, mit aller Zubehör und den beiden Ausgängen in die Behausung des Stubenheizers Hansen und in die Weiße Gasse, zwischen Bären und Pflug, an die Eheleute Hans Ulrich Weitnauer und Salome Eckenstein. Die neuen Eigenthümer kommen im Jahre 1628 in die Gant und der „Kardinalshut" wird erkauft um 5000 fl. den 24. Juni 1628 von dem Bürger Gedeon Sarazin. Im Besitze der Familie Sarasin blieb nun das Haus bis weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus.

Es mag nun bereits der öftere Wechsel der Namen dieses Hauses aufgefallen sein. Zuerst im Jahre 1398 und noch 1429 finden wir den Namen „Hut", dagegen 1487 (nach dem bekannten Konzil zu Basel) schon den „Kardinalshut". Es wäre nun nicht unwahrscheinlich, daß zur Zeit des Konzils daselbst ein Kardinal gewohnt hätte, obschon diese meistens in Klöstern und in den Häusern der vornehmsten Geistlichen ihr Quartier aufschlugen; indessen ist es doch eigenthümlich, daß 1544 (nach der Reformation) der Kardinalshut wieder verschwand und 1547 und 1599 der „rothe Hut" wieder in seine uralten Rechte trat. Die Sitten waren seither andere geworden, die Anschauungen mildere, der Glaubenshaß wich allmälig und so tauchte auch 1621 der „Kardinalshut" wieder auf, der sich 1669 überflüssig in einen „rothen Kardinalshut" verwandelte, denn die Kardinalsfarbe ist schon an und für sich roth, was selbst die Namen der Kardinalsblume und der Feldnelke in Ostindien andeuten, die ganz hochroth sind.

Zum ersten Male tritt der einfache Hausname „zum Kardinal" im Jahre 1685 auf und dieser wurde denn auch seit zweihundert Jahren ohne Veränderung beibehalten. Seit das Haus zur Bierbrauerei umgewandelt worden, ist dagegen das Wirthshausschild zum „Kardinalshut" hinzugetreten, genau nach der Form gefertigt, wie der Hut offiziell getragen wird, mit zwei seidenen herabhängenden Schnüren, an deren Enden sich Quasten befinden. Daß man keinen Anstand nahm, dem Brau- und Wirthshaus den Namen „Kardinal" zu belassen, ist wohl erklärlich durch die Thatsache, daß vor Zeiten nicht nur kirchliche Würden und Aemter, sondern sogar Heilige und Kirchenpatrone zu Wirthshausnamen verwendet wurden, obwohl ein französischer Poet sagt:

„On ne s'attendrait guère
A voir l'église en telle affaire."

Sehen wir uns indessen in der Geschichte der Wirthshäuser etwas um, so finden wir Häuser- und Wirthshausnamen mit den Benennungen vom „Papst" bis zum „Eremiten" und „Pilger" herunter an vielen Orten; auch kirchliche und religiöse Geräthe blieben von der Verwendung nicht ausgeschlossen, wie denn auch zu Felix Plater's Zeiten in der Eisengasse zu Basel eine Wirthschaft zum „Pilgerstab" existirte. Die Benennungen Engel, Erzengel, Cherubin, Heilig Geist (Freiburg i. B.), ferner die Drei Könige, zum guten Hirten, zum guten Jesus, zum Ochsen des heiligen Lukas, zum Haupt Gottes, zur göttlichen Gnade, zur Dreieinigkeit, zum Paradies, zum Propheten Elias, zum St. Urs (in Lützel), zum heiligen Martin (in Tavers, Freiburg), zum brennenden Herzen in Rechthalten (Dirlaret, Freiburg), zur Mutter Gottes (in Einsiedeln) u. s. w., sowie die alten wunderlichen Wirthshausnamen zu Augsburg mögen zum Beweise dienen. Die Stadt Aarau war von jeher Durchpaß der Pilger, die aus dem Elsaß über die Schafmatt nach Einsiedeln zogen, und die Aarauer Leutkirche mit ihren zahlreichen Schutzpatronen und Weihaltären war selbst ein Wallfahrtsort. Von daher kommen die Aarauer Tavernennamen: Engel, Kreuz, Paradies, Fegfeuer und Maria Magdalena. In Bulle trug sogar ein Wirthshaus den Tod im Schilde.

Bei einer so reichlichen Verwendung von Kirchenpersonen und Kirchennamen darf uns die Beibehaltung des „Kardinal" als Wirthshausname nicht befremden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Schicksalen des Hauses zurück. Im Jahre 1634 erwirbt Frau Esther Sarazin, die Gattin des 1636 verstorbenen Handelsmannes Gedeon das Haus zum „Helden" an der Weißen Gasse, das hinten an den Kardinal stößt; damit war das ganze Areal abgerundet, wie es heute ist. Dieser Gedeon war aus Pont à Mousson (Lothringen) gebürtig. Sein Großvater Regnaud (Reinhold) de Sarazin (geboren 1505 in Metz) stammte aus einem adeligen Geschlecht „derer von Lothringen" und starb 1555 als Einer der XIII von Metz, Edler des Bisthums und Generalprokurator der Grafschaft d'Aspremont. Er hatte fünf Kinder, worunter Reinhold (geboren 9. November

1533, gestorben 19. April 1575) welcher Stammvater des Basler Zweiges wurde. Er bekannte sich zur kirchlichen Reform und weigerte sich deshalb zur Messe zu gehen; in Folge dieser Verhältnisse wanderte er aus, starb aber schon 1573, als Gedeon erst zwei Jahre alt war. Dieser bekannte sich ebenfalls zur Reform; in Frankenthal gewann er seine erste Frau, M. Dienast (1599), in Kolmar 1619 die zweite, die obgenannte Esther Lernou. Mit der Letzteren kam er nach Basel und wurde den 10. März 1628 in's Bürgerrecht aufgenommen. Drei Söhne, Reinhard (1602), Hans Franz (1604) und Peter (1608) setzten das Geschlecht mit sechs Kindern fort. Die beiden Erstern erreichte ein furchtbares Geschick, indem sie am 17. Januar 1634 bei Furtwangen im Schwarzwalde auf ihrer Reise von der Frankfurter Messe von fanatischen Bauern ermordet wurden. Gedeon und seine Frau liegen zu Predigern, der damaligen französischen Kirche, begraben. Die Grabschrift steht bei Tonjola (S. 286). Sie deutet an, daß Gedeon in glücklichen Geschäftsverhältnissen gestanden habe, wie denn auch die junge Firma durch die Thätigkeit und das Geschick des Inhabers sich eines vortheilhaften Rufes weit und breit erfreute. Die Sarasin scheinen sich anfänglich nach ihrer Niederlassung in Basel (1628) auf den Handel mit Seidenbändern beschränkt zu haben, erst später gingen sie zur Fabrikation über, denn in einer Eingabe an den Rath vom 15. November 1691 in Betreff der Seidenbandkunststühle figuriren sie noch nicht unter der Liste der Fabrikanten.

Gedeon's vierter Sohn, Peter, pflanzte das Geschlecht mit Sara Burckhardt fort. Er wurde den 13. Februar 1608 geboren, kam 1637 in's Bürgerrecht und starb den 26. Juni 1662 als Vater von acht Kindern. Von diesen sind vier Söhne die Stammhalter: Peter, geboren 1640, gestorben 1719, Dreizehner-Herr und Vater von zehn Kindern aus zwei Ehen; Gedeon, Großrath, geboren 1643, gestorben 1697, verheirathet mit Gertrud Mitz; Hans Franz, geboren 1649, gestorben 1719, Großrath und Begründer des Bandfabrikationsgeschäftes „Hans Franz Sarasin"; endlich Philipp Sarasin-Socin (1654—1704), ebenfalls Mitglied des Großen Rathes. Von den zehn Kindern Peter's setzten nur zwei den Stamm fort: Johann Heinrich (1668—1734) und Johannes (1685—1771). Gedeon's Nachkommenschaft blieb kinderlos. Von

Hans Franz dagegen waren drei Töchter und zwei Söhne vorhanden, wovon der eine, Hans Franz Sarasin-Fattet (1695—1746), Bandfabrikant und Großrath, wieder zehn Kinder erhält, von denen zwei uns speziell interessiren werden: Lukas und Jakob. Von den Stammbäumen der Kinder Johann Heinrichs und Johannes wollen wir absehen, es würde zu weit führen, und nur noch erwähren, daß der Großsohn von Philipp Sarasin-Socin jener Bürgermeister Johann Bernhard, J. V. L. war, der als Deputirter zur Konsulta nach Paris abgesandt wurde; er war 1731 geboren und starb 1822 im hohen Alter von 91 Jahren.

Im Sarasin'schen Familienbuche (in Handen des Herrn J. Sarasin-Schlumberger, dem wir eine Anzahl dieser Mittheilungen verdanken) finden wir nicht nur sehr hübsche Porträts der beiden mehrfach genannten Brüder, sondern eine ganze Menge werthvoller Familienerinnerungen, Abbildungen der Sarasin'schen Fabriken und Gebäulichkeiten, namentlich aber drei Bilder aus dem Hause zum „Kardinal". Das eine der Bilder stellt den sogenannten „Rittersaal", im ersten Stockwerk, dar, der gegen die Freie Straße geht, ein Gemach von mäßiger Größe und geringer Höhe, mit hübschem Getäfer und einer zierlich geschnitzten Decke, ohne Jahreszahl, aber doch durch seine Architektonik auf das 17. Jahrhundert zurückführend. Glasgemälde mit Wappenbildern schmückten einst die gothischen Fenster. Im Hintergrunde des Gemaches stand ein großer Ofen mit künstlerischem Aufbau und anmuthigen Schildereien. Der bekannte, wenn auch nicht berühmte Maler Guise hat in den Vierziger-Jahren diese Bilder mit ziemlicher Genauigkeit aufgenommen und die Figur des alten Gedeon Sarazin in der Tracht aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts dahinein versetzt. Nicht ohne Interesse betrachtet man die übrigen Einrichtungen des Hauses, das „Estrichzimmer" mit einem ehemals hübschen Kamin, die Wendeltreppen, die Verschiedenartigkeit in der baulichen Eintheilung, hervorgerufen durch die allmälige Erweiterung des Gebäudes, das in seiner Grundfläche die denkbar unregelmäßigste Form darbietet und einen ziemlich großen Hof mit Einfahrt und zwei Höfchen aufweist. Die durch die erwähnte Einfahrt in ihrer Einheit verunstaltete Außenseite des Hauses an der Freien Straße wird gemildert durch zwei Reihen zwei- und dreigegliederter gothischer

Fenster, die dem Hause ein etwas aristokratisches Gepräge aufdrücken.

In den Vierziger-Jahren bestand neben dem Eingang des Hofthores ein kleines Gemach mit unscheinbarer Ausstattung, eichenem Tisch und soliden „Stabellen", die richtige Studentenkneipe, ehemaligen Studirenden der Universität unter dem Namen „Fuchsloch" bekannt. Das Fuchsloch wurde später in einen Cigarrenladen umgewandelt und gehört heute zu den übrigen Wirthschaftslokalitäten. Die Studenten mußten gern oder ungern ihre Höhle verlassen, wo sie so manchen Ulk ungesehen ausgeübt, ohne sich unter die übrigen Biertrinker zu mischen. Sollte ihr Stammtisch noch existiren, so wäre er seiner „Inschriften" wegen würdig, in die Mittelalterliche Sammlung aufgenommen zu werden.

Die Handänderungen des Hauses in den letzten zweihundert Jahren sind bald erzählt. Peter Sarasin (geboren 1640), von dem oben schon die Rede ist, überließ das Haus 1669 seinem Bruder Gedeon, von diesem ging es 1685 an dessen Sohn Peter über um 2500 Pfund Geld Basler Währung. Mehrfache Streitigkeiten mit den Nachbarn wegen allerlei baulichen Veränderungen und der Einführung der Seidenbandfabrikation störten den ruhigen Genuß des Besitzthums während vieler Jahre. Mit der Vollendung der Sarasin'schen Häuser (1760—1765) lösten sich wieder Stück um Stück vom „Kardinal" ab und gingen in andere Hände über; die Familien verließen das Haus, in dem sie beinahe anderthalb Jahrhunderte in Eintracht mit einander gelebt hatten und zogen in die Herrschaftswohnungen am Rheinsprung über. Von nun an schweigen die Urkunden beinahe gänzlich. Erst im Jahre 1831, den 1. September, finden wir den Rathsherrn Peter Burckhardt-Imhof als Besitzer des vordern Kardinals, am 6. April 1832 sodann verkauft derselbe im Einverständniß mit seiner Ehefrau Susanne den Kardinal mit Hof und Hinterhaus an den Bierbrauer Wilhelm Eckenstein um die Summe von 30,000 alten Schweizerfranken; 1862 war Besitzerin Frau Henriette Eckenstein-Maring, dann Herr Wilhelm Gysin, heute eine Aktiengesellschaft.

Was Hr. Gysin für die Verbesserung der Brauereieinrichtungen, für die Umgestaltung und Ausschmückung der Räumlichkeiten gethan hat, verräth Verständniß und Geschmack. Das hintere

und das vordere Bierlokal sind durch eine reiche Architektur des Getäfers aus verschiedenen Holzarten geschmückt, das hintere außerdem durch Scenen aus der Schweizergeschichte, gemalt von Herrn Dekorationsmaler Schweizer, reich ausgestattet.

Gysin's Hauptwerk aber ist die im Jahre 1888 vollendete Bierburg, hart am Viadukt der Elsaß-Lothringer-Bahn gebaut nach den Plänen der Architekten Bender von Mannheim und Fechter von Basel. Die Kelleranlagen der Brauerei sind darauf vorgesehen, 10,000 Hektoliter Bier aufzunehmen. Das Ganze ist ein großer gewaltiger Bau und jetzt Eigenthum der Aktiengesellschaft.

Nun aber geht auch der „Kardinal“ großen Veränderungen entgegen. An Stelle der alten Bierbrauerei im Hinterhause wird ein neuer großer Konzert- und Versammlungssaal erbaut, der seinen Haupteingang von der Freien Straße erhält, einen zweiten vom Birsig her. Der Saal wird à niveau der bestehenden Wirthschaftsräumlichkeiten erstellt. Bei einem über 400 Quadratmeter zur Bewirthung der Gäste dienenden Flächenraume, deren etwa 400 bis 450 Platz haben, wird die Tageshelle des 9 Meter hohen Saales durch ein großes Oberlicht, welches in dem gewölbten kuppelartigen Eisenkonstruktionsdach angebracht ist, gewonnen. Auf der Seite gegen den Birsig wird eine Bühne für Aufführungen sowohl von Vereinen und Gesellschaften, als auch für Musikkapellen genügenden Raum bieten. Daß Bühne und Saal geschmackvoll dekorirt werden, versteht sich beim „Kardinal“ von selbst.

Die für ein solches Lokal etwas ungünstige quadratische Form wird durch eine Längsgallerie gebrochen, ebenso wird eine solche kleinere Gallerie über dem Haupteingange erstellt. Beim Eingange tritt man in ein großes Vestibule, zu dessen Rechten die Kasse und die Garderobe, zu dessen Linken eine zweite Garderobe und das Office zu stehen kommt. Zwischen den beiden Treppen, die auf die Gallerie führen, liegen das Büffet und der Windfang. Die Façade gegen den Birsig wird einfach aber geschmackvoll erstellt.



## 24. Eines Metzgers Heim.

In der Freien Straße, gegenüber dem Gasthof zum „Wilden Mann", steht ein Haus, das schon früher seines Erkers und der alterthümlichen Bauart wegen die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich gezogen hat, jetzt aber noch mehr die Neugier aller Vorübergehenden fesselt, seit der Besitzer, Herr Fritz Weitnauer, Metzger, es hat bemalen lassen. Allein die Malerei ist es nicht allein, die das Auge anzieht, es ist auch der Metzger-Laden, der die Passanten zum Stillstehen zwingt.

Doch verfahren wir etwas systematisch. Die Thüre zu dem Laden ist mit einem Wappen geschmückt, ein weißes, springendes Pferd im rothen Feld, das Wappen der Weitnauer. Thüre und Fenster sind roth bemalt; am Rahmen des Ladens sind zwei zierliche Ochsenköpfe angebracht. In der Mitte des Stockwerkes, zwischen den zwei getheilten Fenstern, streckt ein reizender Balkon seine Nase in die Straße hinein und gewährt dem Insaßen (mehr als Einer hat nicht Platz darin) ein beschauliches Daheim Straße auf und ab. Der Balkon ist mit zwei Wappen geziert; in dem einen prangen zwei übereinander gelegte Sporen im weißen Feld, im andern springt ein Einhorn in das blaue Feld; die Wappen des Sebastian Spörlin und seiner Frau Hagenbach. Die Jahreszahl MDCXXVI deutet das Jahr an, wann Spörlin das Haus hat umbauen lassen.

Unter und über den Fenstern ziehen sich in weißem Band Skraphitmalereien über die ganze, übrigens mäßige Breite des Hauses hin. Der obere Fries stellt einen Zug tanzender Figuren im Kostüme der Antike dar; leichtfüßige Gestalten, die der Flöten-

spieler rechts zu lustigem Reigen beschwingt. Auf dem untern Fries erblicken wir eine Gesellschaft schmausender Basler und Baslerinnen aus den Zeiten Holbein's. Nicht unschwer wird man aus den Figuren heraus den Besitzer selbst erkennen, neben ihm Hans Sandreuter, den Kunstmaler, der die Skraphitmalerei gemacht hat. Die obern Fenster, je eines für ein Stockwerk, bieten nichts Außerordentliches zur Besichtigung, außer den weiß und schwarz geflammten Fensterladen, die das Bild des alten Hauses vervollständigen.

Desto mehr bietet der Laden Schauenswürdiges. Die Wände ringsum sind von Marmor, und zwar vom feinsten und auserlesensten. Der schwarze Marmor Port d'Or von Spezzia herrscht vor und bildet die Hauptbekleidung der Wände. Er ist äußerst fein und gelbe Adern durchziehen ihn. Zur Einfassung, gewissermaßen als Lambris, dienen die verschiedenartigsten Spielarten von Marmor: Vert de Gênes, von Ponte decimo bei Genua, Nembro rosso von Sant Ambrosio bei Verona, Rouge griotte d'Italie, Arzo antico aus Viggio an der Tessiner Grenze, fleuri di Suravizza, Brêche impériale von Brüssel, Rose vif von Bagnieres de Bigore, Cinolin antique von Saillon und Blanc clair von Carpara. Von Granit finden wir den grauen Granit von Triberg und den rothen schwedischen. Sehr schön macht sich der dunkelgrüne Serpentin aus Sterzing in Tyrol und der hellgraue Syenit aus dem Fichtelgebirge.

Der schwarze Marmor giebt dem Lokale ein ernstes Gepräge, während die helleren Steinarten das düstere Bild etwas abtönen. In der ganzen Länge des Gemaches läuft ein Tisch mit weißer Marmorplatte, unterbrochen von dem gewaltigen Haustock. Den Wänden entlang gehen eiserne Stangen, an denen an eisernen Hacken das Fleisch aufgehängt wird. Ein zierlicher Schüttstein von rothem Marmor, von Wasser bespült, dient den Zwecken der Reinlichkeit; ein gußeiserner Ofen verbreitet behagliche Wärme im Lokal. Der Boden ist mit Mettlacher Steinen belegt, die Decke zieren schwarz-goldene Stäbe, die theilweise auf vergoldeten Kapitälen ruhen. Zwei prächtige Leuchter spenden Helle. Des Tages Lichtwelle tritt durch das große, aus einer einzigen Scheibe bestehende Fenster in den Raum, der Anfangs verblüfft durch den


RKHARDT SPENGLER
FRITZ WEITNAUER



Reichthum seiner Ausstattung, dann nachträglich erfreut durch die Wahl seiner Materialien. Der leitende Architekt desselben war Herr Leonhard Friedrich, der die Zeichnungen und Details lieferte nach des Besitzers Angaben. Den Marmor lieferten zu dem Werke die Gebrüder Pfister in Rorschach. Die Bauschlosserei besorgte Herr El. Göttisheim; die Kunstschlosserei (Thüre und Grillage ob dem Fenster) Herr Heintz; die Schreinerarbeit die Herren Fritz Lotz-Herport und Wüst; die Bildhauerei Herr Louis Bürgi in der Hebelstraße; Gas und Wasser Herr Eml. Sandreuter, der auch die prachtvollen Leuchter lieferte; die Malerei Herr Samuel Baur; die Mettlacher Bodenplatten Herr Eugen Jeuch; den Gasofen Herr Ed. Werdenberg; der geschickte Arbeiter, der den Marmor montirte, war Herr Luigi Galvani.

Wir verlassen den Laden und begeben uns in die Wursterei. Hier herrscht ein reges Leben. In einem langen Raume, der bis an den Birsig führt, arbeiten die Wiegmaschinen, die Mengmaschinen, die Hackmaschinen an einer Transmission. Acht Metzgerknechte sind dabei thätig, die Massen Fleisch zu bewältigen, die hier zu den verschiedenartigsten Würsten geformt werden. Dabei herrscht die größte Reinlichkeit in Gewändern, in der Zubereitung des Fleisches und der Gedärme. Beständig läuft Wasser durch den Raum. Oefen zum Räuchern befinden sich in allen Stockwerken. Alles, was die neuere Technik für dieses Geschäft erfunden hat, findet hier seine Anwendung.

Wir steigen hinauf in die obern Stockwerke. Ueberall findet man in allen Vorraths- und Räucherkammern die sorgende Hand des Meisters. Aber sie hat sich auch auf das leibliche Wohl seiner Gehülfen und Gesellen ausgedehnt. In zwei reinlichen und wohlgelüfteten Stuben befinden sich zehn Schlafstellen, eiserne Bettstellen, ganz militärisch ausgerüstet, links und rechts den Wänden nach aufgestellt. In der Mitte läuft ein langer Tisch mit verschließbaren Schiebladen, über den Tisch geht ein Rechen, an dem die Kleider der betreffenden Gehülfen hängen. Kisten werden keine in den Zimmern geduldet, die eine peinliche Reinlichkeit aufweisen. Im Vorzimmer stehen nummerirte Kasten für jeden Gesellen. Das Gebäude besteht aus drei Häusern, dem Vorderhaus, Mittelhaus und dem neuerbauten Hinterhaus, in welchem die Gesellen schlafen.

Das weibliche Personal schläft im Mittelgebäude, in dem auch die Eßstube ist. Alles ißt mit einander, bei zwanzig Personen, in patriarchalischer Eintracht.

Durch das Mittelgebäude gelangen wir in das Vorderhaus, wo der Herr des Hauses mit seiner Gattin residirt. Eine Wendeltreppe vermittelt den Verkehr mit dem Laden. Wir treten in ein Vorgemach. Da begegnen wir alten Gemälden, Skulpturen, Vasen, geschnitzten Truhen. Von da treten wir in ein stimmungsvolles Gemach mit rother Tapete, zierlicher Decke, alten und neuen Gemälden berühmter Meister und Solcher, die auf dem Wege zur Berühmtheit sind. Das Ganze ist reich dekorirt, aber doch nicht überladen. Auch hier wieder Antiquitäten, Skulpturen und Vasen. Was uns aber am meisten überrascht, ist die kostbare Bibliothek, die hier ihren Sitz gefunden hat und die eine ganze Wand einnimmt: Alles gute Werke, meist illustrirte Sachen über Kunst und Kunstgegenstände, viele französische, aber auch deutsche Meister haben ihren Platz. Darin erkennen wir den künstlerischen Sinn des Eigenthümers, sähen wir ihn nicht schon an den Gemälden, die an den Wänden hängen. Den Erker, der mit seinen steinernen Pilastern sofort auffällt, ziert ein Glasgemälde des leider zu früh verstorbenen Glasmalers Kuhn, das von Basilisken beschützte Basler Wappen darstellend. Ein Tisch, ein Schreibtisch, Kommoden vervollständigen das Ameublement des Zimmers, dazu zwei Fauteuils und vier Sessel von dem rhätischen Parteigänger Georg Jenatsch, der 1629 ermordet wurde. Herr Weitnauer hat die Sessel in Davos gekauft, wie er überhaupt seit zwanzig Jahren an seinen Schätzen gesammelt hat.

Wir wandern in das obere Gemach, das gleichfalls mit Bildern geschmückt ist und eine allerliebste geschnitzte Decke hat. Doch genug hievon. Der Leser wird nun schon einen Begriff erhalten haben, wie das „Heim eines Metzgers“ beschaffen ist.

Der Erbauer oder vielmehr der Wiederhersteller dieses Hauses, das ursprünglich zum Füchslein, dann zum Fuchs hieß, ist der alt-Burgermeister Sebastian Spörlin, der dasselbe 1626 neu erstellen ließ und 1644 starb. Wir lesen in M. Lutz's Bürgerbuch über ihn: „Sein Privatleben schmückte er mit einer strengen Beobachtung seiner häuslichen Verhältnisse und sein öffentliches mit

Weisheit und rastloser Sorge für das allgemeine Beste." Er übernahm das Haus am 1. August 1626 von Christoph Ottendorff Namens des Vogt Martin Krafften sel. Töchterlein. Die Kaufsurkunde ist nicht mehr vorhanden. Das ganze Jahrhundert hindurch bestanden Klagen wegen dem Stall und der Mistwürfe; zuerst klagte Hans Gamper, der Wirth zur Gilgen, unterhalb des Hauses zum Füchslein, dann den 20. Mai 1686 Ferdinand Falkner, Wirth zur Gilgen, gegen den damaligen Besitzer des Hauses, Christoph Beck, Beisitzer des Stadtgerichts; endlich 1696 Niklaus Uebelin, Zinngießer zum rothen Bären, gegen die Frau Magdalena Beck, des Vorigen Wittwe. Es wurde schließlich ein Vergleich getroffen.

Ueber ein und ein Vierteljahrhundert schweigen nun die Urkunden. Am 29. September 1821 verkaufte Emanuel Stockmeyer, der Weißarbeiter, an Herrn Friedrich Weitnauer-Ritter, Metzger, das Haus, mit Nr. 1173 bezeichnet, einerseits an Heinrich Köchlin, Gypser, anderseits an Notar Daniel Bernoulli stoßend, um 11,200 Schweizerfranken. Von da an blieb das Gebäude während 67 Jahren im Besitze von Großvater, Vater und Sohn Weitnauer.

Das Geschlecht der Weitnauer ist schon alt. Wir lesen in Schönberg's „Finanzverhältnisse der Stadt Basel", daß ein Heinrich Widenower, der Habermelber, 1454 in St. Alban- und St. Ulrichskirchspiel wohnend, 2 Schilling versteuerte und ein Vermögen von 20 Pfund besaß. Ob die heutigen Weitnauer von dem Widenower von 1454 abstammen, wagen wir nicht zu behaupten. Nach Lutz's Bürgerbuch wanderte ein Ludwig Weitnauer, Komthur, aus Deutschland 1531 in Basel ein und das Geschlecht scheint von diesem entsprossen zu sein. Es zählt mehrere Mitglieder des Großen und des Kleinen Rathes, Schultheiße, Landvögte und Offiziere in seinen Reihen. Die Vorfahren unseres Meisters waren vom Urgroßvater zurück während zweihundert Jahren Glockengießer, als welche sie die Kirchen der Umgegend, namentlich Baselland, mit Glocken versahen, die jetzt noch im Dienste stehen.



## 25. Die Rümelinsmühle.

Schon in früher Zeit wurden die Mühlen erfunden, werden doch schon in den Gedichten Homer's der Mühlen erwähnt. In Deutschland kamen zuerst die Windmühlen auf (1105), die Wassermühlen erst später. Die eminente volkswirthschaftliche Bedeutung der Mühlen im Mittelalter und die Geldnoth der großen und kleinen Feudalherren dieser Zeit haben den Anlaß zur Entstehung eines Rechtsverhältnisses gegeben, das die Wissenschaft des deutschen Privatrechts als Mühlenrecht oder Mühlenregalität bezeichnet. (Dr. Hans Müri, das Recht an der Wasserquelle.)

Der Uranfang einer besondern rechtlichen Stellung der Mühlen und der ausnahmsweisen Rechtsbeziehungen zwischen der staatlichen Gewalt und diesen Triebwerken liegt weit zurück in der Zeit der ersten Volksrechte. Nach dem ältesten Recht hatte Jeder die Befugniß, auf seinem Grundeigenthum nach Willkür eine Mühle einzurichten, aber die Anwendung sicherheits- und wohlfahrtspolizeilicher Maßregeln der staatlichen Gewalt in Betreff der öffentlichen Flüsse und die besondere Schutzbedürftigkeit der Mühlen sind die treibenden Kräfte einer allmälig sich entwickelnden staatlichen Mühlehoheit geworden. Das erste Stadium dieser Entwicklung zeitigte das hoheitliche Recht des Landesherrn, die Errichtung von Mühlen an öffentlichen Flüssen von seiner Bewilligung abhängig zu machen.

Die hieraus folgende Inanspruchnahme von Rekognitionsgebühren und Mühlezinsen eröffneten gleichzeitig der staatlichen Kasse eine bequeme Geldquelle.

Es entstand das Mühlenregal, d. h. nur den Inhabern der Landeshoheit wurde das Recht zugesprochen, Mühlen zu errichten.

Die Müller bildeten im Mittelalter, da sie selten in Städten ihr Gewerbe ausüben durften, keine Zunft, sondern wurden sogar für einen unehrlichen Stand gehalten, so daß ihre Söhne bei den zunftmäßigen Handwerkern nicht als Lehrlinge aufgenommen werden konnten.

In Basel stand das Bäckerei- und Müllereiwesen unter dem Brodmeister. Viermal des Jahres saß dieser zu Gerichte auf dem Kornmarkt, beim Schürhofe, auf dem Stiftshofe für die Müller zu St. Alban, Uffenow und in Kleinbasel, um über die Frevel zu richten.

Während über die St. Albanmühle, die Barfüßermühle, die hintere Mühle am Steinenbach, die Klybeckmühle und die Mühlen in Kleinbasel von Zeit zu Zeit Beschwerden erhoben werden und diese selbst sich beim Rathe beschweren, hört man über die Rümelinsmühle nichts derartiges verlauten.

Die Rümelinsmühle lag vor langer Zeit in gar vornehmer Gesellschaft. Gerade gegenüber, unterhalb dem alten Mannenbad, befand sich der „Hof der Ryche" (divites). Es bekleideten einige dieser Ryche das Amt eines Kämmerers der hohen Stift, seitdem Herzog Otto von Meran die Hälfte der Kinder des Peter Rych, welcher mit seinen Kindern ihm gehörte, der baslerischen Kirche 1225 als Dienstmannen geschenkt hatte; ja selbst einer dieses Geschlechts, Peter, stieg zur Bischofswürde (1286—1292). Oben an diesem Hofe, gegen die Mühle hin, stand das Gesetze der Ritter Heinrich und Burckhard Mönch von Landskron.

Woher die Mühle den Namen erhalten hat, ist uns unerfindlich. Wahrscheinlich hat ihr erster Besitzer Rümeli geheißen und so der Mühle und dem Bache zugleich den Namen gegeben. Jedenfalls ist der Name schon sehr alt.

Der erste Sprosse des Geschlechtes der Ryff wohnte in der Rümelinsmühle. Es heißt nämlich in Andreas Ryff's Familiengeschichte (Basler Chronik I. 198): Claus Ryff ist der erste dieses nammens, den ich zu Basel haushalten gefunden; hatt sich der Agricultur und Gartnerei erhalten, sol ordinari by Rümmelins myli gewonet haben, umb das jar 1450.

Um jene Zeit (1450) wohnte der Müller nicht in der Mühle selbst, sondern in der Kuttelgasse (heutiges Münzgäßlein). Wir

finden ihn bei Schönberg (S. 668) aufgezeichnet: Cüntzlin, Müller, versteuert von seinem allerdings bescheidenen Vermögen 1 Sch.

Die leider wenigen Hausurkunden der jetzigen Besitzerin, Frau S. Seifert, gehen nur bis zum Jahre 1522 zurück. Es sind Fünferbriefe (Briefe von den fünf Männern, die über den Bau gesetzt sind) und enthalten Klagen und Streitigkeiten der jeweiligen Besitzer der Rümelinsmühle gegen deren Nachbarn zur Roggenburg und zum schwarzen Thurm, die jeweilen von den V geschlichtet worden.

Immerhin erfahren wir aus den Briefen die Namen der jeweiligen Besitzer. 1522, Dienstag nach Christi Geburt, klagt Hans Brasthoch, Müller zur Rümelinsmühle, vor Heinrich Meltinger, Bürgermeister, gegen den Müller Hans Becker.

1540, Dienstag den 19. August, erkauft Rudolf Hoffamann von Hans Oberriet, dem Jüngern, die ehehafte Rümelinsmühle, Haus und Hofstatt, mit dem Stock dahinter, an der Kuttelgasse (damals hieß der Platz noch nicht Rümelinsplatz) vor der Badstube zum „Mülistein" und zwischen den Häusern Roggenburg und Schwarzen Thurm gelegen, um fünfthalbhundert Gulden. Dienstag, den 9. Oktober 1548, hatte dieser Hoffamann schon Streit mit seinem Nachbar Hans Lützelmann zum Schwarzen Thurm, den Bürgermeister Theodor Brand schlichtete.

Den 13. März 1683 erscheint vor dem Bürgermeister Bonaventur von Bron der Müller Christian Lippe gegen Burkhard Luxenburger, Metzger zum Schwarzen Thurm, mit einer Klage, die der Bürgermeister beilegte.

Den 4. August 1752 bitten die Brüder Hans Peter und Oswald Lippe den Rath um die Erlaubniß, eine Baugrube zu machen, was ihnen willfahrt wird.

Der letzte Müller vor dem jetzigen Eigenthümer war wiederum ein Lippe, Johann Jakob, der, wie seine Frau Wilhelmine, geborene Rumpf, im Winter 1850 starb, und welche beide fünf Kinder hinterließen. Die Mühle wurde gerichtlich zum Verkauf ausgekündigt, doch kam innert drei Monaten Niemand, der Lust hatte, das alte Werk zu kaufen. Da meldete sich endlich Heinrich Seiffert, Müller von Binningen, und pachtete das ganze Heimwesen, das er dann am 25. März 1857 von den Erben Lippe's erkaufte.

Vom Jahre 1683 hinweg bis 1857 hatte also die Mühle in der gleichen Familie Lippe gelegen, 174 Jahre lang. Es war das keine Seltenheit; wir haben noch manche Geschäfte in Basel, die 100—200 Jahre in der gleichen Hand sich befanden.

Sofort kam ein neuer Geist in die Mühle. Seiffert nahm nach und nach Verbesserungen am Werke vor. Es wurde eine Dampfmaschine gebaut, Socin und Wick richteten am Bache eine neue Turbine ein, die das alte Rad ersetzte. Die große Umänderung kam aber erst im Jahre 1883, die etwa 30,000 Fr. kostete. Das Mühlewerk wurde in jenem Jahre durch den Mühlebauer und Mechaniker Herrn J. Meyer in Derendingen, Kanton Solothurn, der auch die Mühlen der Herren Müller Mechel und Abt in Klein-Basel neu eingerichtet, aufgebaut.

Betrachten wir einen Augenblick das Werk.

Die im Parterre sich befindliche Fruchtputzerei, aus fünf mit einander verbundenen Apparaten bestehend, arbeitet ganz selbstständig und hat man somit nur das zur Verarbeitung nöthige Getreide einzuschütten. Zum Schroten des Getreides sind zwei doppelte, von der Maschinenwerkstätte St. Georgen bei St. Gallen gelieferte, geriffelte Hartgußwalzenstühle vorhanden, welche zur Herstellung der verschiedenen Griese dienen. Alsdann befindet sich neben diesen zwei Walzen eine dritte, ein sogenannter Wegmann'scher Patent-Porzellan-Walzenstuhl „Viktoria" mit automatischer Abstellvorrichtung und Differenzialgeschwindigkeit, welcher die geputzten Griese 2c. zum Theil in Mehl und feinen „Dunst" verwandelt; ein Mahlgang, der daneben steht, dient ausschließlich dazu, den feinen „Dunst" gründlich auszumahlen.

Zur Transportirung der von den verschiedenen Maschinen gelieferten Mehlprodukte befinden sich im Souterrain des Hauses sieben Elevatoren, welche den Schrot 2c. an langen Hanfgurten, an denen in Abständen von 50 zu 50 Centimeter Blechbecher angebracht sind, in die fünf obern Stockwerke bis unter die Hohlziegel hinauf transportiren und alsdann deren Inhalt in die mit Seidengazen und Stahlblech überzogenen Cylinder zur richtigen Sortirung von Mehl und Kleie leiten, wo dann die Waare von Letztern bequem durch die verschiedenen Sackrohre, vermittelst Anhängen von Säcken gefaßt werden kann.

Zum Betriebe des ganzen Werkes, welches vermöge seiner guten Konstruktion sehr leicht geht, ist eine 14 Pferde starke Girard-Turbine am Bache (in dem Anbau, der gegen die Straße stößt) angebracht, welche mit ihren 12 Fallenaufzügen, 2 Meter hohem Gefälle, ungefähr 750 Liter Wasser fassend, durchschnittlich einen Nutzeffekt von 6 Pferdekräften erzeugt.

Im Hintergebäude, das sich an den Heuberg lehnt, befindet sich für den Nothfall eine Dampfmaschine von 15 Pferdekräften, welche jedoch nur bei ganz niederm Wasserstande jährlich einige Wochen in Gebrauch treten muß; demgemäß steht auch der hohe Schlot unbenutzt da.

Man sieht es dem bescheidenen, zwischen zwei Häusern eingeklemmten Gebäude von außen nicht an, welche große Räumlichkeiten es enthält, erst beim Hineintreten in die Mühle und in das Hinterhaus gewahrt man den großen Raum. Von dem Alter des Hauses zeugt die Jahreszahl 1568, die am Giebel eingemeißelt ist, das eichene Getäfer der Zimmer und der Plattenboden sämmtlicher Räume, der erst bei dem Umbau der Mühle durch Parkett ersetzt worden ist.



## 26. Das Haus zum Dolder am Spalenberg.

Das Haus, in dem wir zeitweise Einkehr halten, um ein Glas Rheinfelder Feldschlößli Bier zu trinken, heißt zum „Dolder". Hier verkehren Handwerker, Kommis, Arbeiter, Gelehrte und Ungelehrte mit einander. In einem Winkel, hart am Büffet, hat im Winter eine Gesellschaft Platz genommen, die aus Professoren, Lehrern und Studirenden, Beamten und anderen Leuten besteht, deren Mittelpunkt der 72 Jahre alte, aber immer noch geistig rüstige Professor Albrecht Müller bildet, und welcher Winkel seit vielen Jahren „Geologenwinkel" genannt wird. Aber es wird nicht immer Geologie in dieser Ecke getrieben, man spricht über Schulwesen und Kirche, politische und soziale Fragen werden da verhandelt und hie und da läuft auch ein schlechter Witz mitunter, wie er eben „gäng und gäb" ist in einer so gemischten Gesellschaft. Um halb acht Uhr fliegt die Gesellschaft auseinander.

Ueber das Haus haben wir aus den Urkunden folgende Nachrichten geschöpft:

Bürgermeister Hans von Bärenfels und der Rath erlassen auf den Vorschlag der Fünferherren (Heinrich Yselin, Heinrich Meyer, Heinrich Billung, Jakob Labmurlin, Hans von Muspach, Hans von Costenz und Roman Väsch) eine Erkanntniß, wonach über die Dohle, die durch das Haus zum Dolder hinten auf das Kuttelgäßlein ihren Ausfluß nimmt, das Brücklein, das daselbst bestanden, wieder hergestellt oder die Dohle gewölbt werden solle. Die Urkunde ist auf Pergament geschrieben mit an Pergamentstreifen hängenden Siegelfragmenten der Stadt in grünem Wachs und trägt das Datum vom 19. November 1489.

Die nächste Urkunde datirt vom 3. Juni 1497 und besagt folgendes: „Hans Imer von Gilgenberg, Bürgermeister und der Rath von Basel bewilligen auf das Vorbringen der Fünf, die über den Bau gesetzt sind, dem Martin Beringer, dem Keßler, einen Sodbrunnen in dem Hof seines Hauses „Zer nydern Allmendt", dreye Schuh wytt von der muren des Huses zem Tolden, damitt demselben hutz kein Schad entsprüsse."

Als wahrscheinlichen Eigenthümer des Hauses zum „Tolden" nennt uns die Urkunde auf dem Rücken (in tergo) den Namen eines Lützelmann.

Daß das Haus in der Familie eines Lützelmann lag, geht aus der folgenden Urkunde, einem schönen Schriftstück, datirt Samstag vor dem Palmsonntag 1512, hervor, nach welchem Margreth Lützelmanin mit Christophel Cronauer, dem Metzger, ihrem Manne — ihrem Bruder Hans Lücelmann und seiner Frau Christina Ysenflamm das Haus zum „Tolden" am Spalenberg, zwischen den Häusern zum Sperber und zur Almend (zücht hinden uß in die Kuttelgassen) um 80 fl. rh. zu 1 Pfd.. 5 Schllg. erkaufte.

Auf dem Rücken der Urkunde steht sodann: Hansz Lücelmann koufft Husz und Hofstatt tut mit Beladung 280 fl.

Während 70 Jahren fehlen die weiteren Urkunden. Am 31. Januar 1587 geht das Haus zum „Dolden" an der „nidern Spalen" aus der Hand des Sebastian Spörlin, Burger im mindern Basel und seiner Frau Sara Cuonradein, an Hanß Burckhart Rüppel, Schaffner des Klosters Klingenthal und dessen Frau Brigida Knechtin, über und zwar um 850 rh. fl.

Im Jahre 1591 geräth Rüppel mit seinem Nachbar, dem Wollenweber Matthias Ehinger im Hause zur Allmend, in Streit wegen einer Kellerbaute. Das Fünfer-Amt muß entscheiden; dasselbe fällt denn auch seinen Spruch den 2. Juni gleichen Jahres, worüber ein gesiegelter Fünfer-Brief vorliegt. Nach 1594 standen die Erben Rüppel's mit Ehinger in Streit, wobei auf einen alten Lehenbrief verwiesen wird vom Jahre 1361, in welchem damals schon die Bauverhältnisse der beiden Häuser obrigkeitlich entschieden werden mußten.

Den 18. April 1608 verkaufen die Geschwister Rüppel (nun-

mehr Rippel geheißen), nämlich der Notarius Burckhard und seine Schwestern, Katherine, Margaretha und Dorothea und ihre Ehevögte, des Peter Rippel, Stadtschreibers zu Liestal hinterlassenen Kinder, dem Niklaus Rippel und seiner Ehefrau Katharina Karcherin das Haus zum „Dolden", gegenüber Hans Ludwig Krug's Hof und neben Klaus Sattler des Raths und Marzell Ermell, Prädikant zu Weil, um 3000 Pfd. guter Basler Währung.

Mittwoch den 16. Januar 1639 verkaufen die Erben des Mathias Rippel und der Frau Anna Götzin den „Dolden" an den Tuchmanger Albrecht Roth um 2400 fl. Dieser neue Besitzer behält das Haus 44 Jahre und verkauft es dann sammt vielem Mobiliar um 3250 fl. und 24 Reichsthaler zu einer Verehrung an die Frau Esther Roth, geb. Debeyer, an den Drechsler Johann Jakob Brunner. Hausnachbaren links und rechts waren damals der Handelsmann Leonhard Beck und der Seckler Jakob Merian. Brunner verkauft den 29. Juni 1705 das Haus, das nunmehr schon zum „Dolder" genannt wird, an den „Ehrenvest, Vorgeacht und kunstreichen Herrn Hieronymus Bernoulli, Bürger und Materialist" und dessen Frau Katharine Ebneterin um 8600 Pfd. Gelds und 50 Thaler Verehrung der Frau Verkäuferin. Das Erdgeschoß wurde nun zu einem Laden eingerichtet und blieb bis in's 19. Jahrhundert eine Spezerei- und Drogueriehandlung.

Hieronymus Bernoulli ist noch 1748 Besitzer des Hauses, das nun schon zum „hohen Dolder" genannt wird. Im Jahre 1809 ist dessen Sohn Franz Besitzer; er löste den Bodenzins, der seit Jahrhunderten auf dem Hause zu Gunsten der Fabrike des hohen Domstifts auf der Burg lastete und einen Schilling betrug, mit dem 20fachen Betrage ab und zwar den Schilling zu 1 Fr. 2 Batzen gerechnet.

Bis zum Jahre 1845 fehlen die Kaufbriefe. In diesem Jahre verkaufte der Mechaniker Michael Kußmaul das Haus dem Kaufmann Karl Friedrich Balleree von Schönenbuch (Baselland), in Basel niedergelassen, um 38,000 Fr. a. W. Zwei Jahre später, den 27. Dezember 1847, geht es schon in die Hand des Peter Leonhard Gysin, Bierbrauer, über und zwar um den gleichen Preis. Gysin richtete eine Bierbrauerei in dem Hause ein, machte aber schlechte Geschäfte, das Haus kam im November

1852 an die Gant und wurde sammt der Brauereieinrichtung von den Erben des Johannes Gnoepff um 59,000 Fr. ersteigert. Diese übergaben das Haus nach etwa 4 Wochen an ihren Miterben Karl Gnoepff-Landolt, den Bäcker, um den gleichen Preis, nachdem der Bierbrauer Landolt ungefähr ein Jahr als Miether darin gewohnt hatte. Von Karl Gnoepff kam das Haus den 22. Oktober 1853 an Hrn. Emanuel de Rudolf Geßler, Bierbrauer, um 54,000 Fr. neue W. Hr. Geßler-Vonkilch behielt es 32 Jahre und verkaufte es sammt dem Brauerei-Inventar dem Hrn. Fridolin Schumpp-Dünkel um 100,000 Fr.

Der neue Wirth machte verschiedene Veränderungen am Hause, riß das Brauereigewerbe heraus, verwendete die Lokalität für Packräume und Wohnungen und ließ einen neuen Vereinssaal erbauen.

Gerade 130 Jahre vorher wurden wesentliche Bauten am Hause „zur niedern Allment“ (wie das Haus zum „Dolder“ auch geheißen wird) vorgenommen, die der Tuchmanger Albrecht Roth machen ließ. Es ist noch das Büchlein über die Baukosten des Hauses vorhanden, datirt vom 21. April 1758. Das vordere Haus kostete den Roth mit Trinkgeld und Courtage 5487 Pfd., mit den Baukosten 8447 Pfd. Das Hinterhaus ließ er 1760 herstellen, was ihn 4230 Pfd. kostete. Auf das Vorderhaus verwendete er in den Jahren 1761: 5600, 2200 und 4200 Pfd. Zusammen 20,447 Pfd.

Es mag noch interessant sein, die Namen der damaligen Handwerker kennen zu lernen. Es arbeiteten an dem Bau: Eglin, Zimmermeister; Dietrich, Steinmetz; Oberlin, Hafner; Flick, Spengler; Geßler, Gypser; Scherb, Nagler; Ramsperger, Tischmacher; Rychiner, Glaser; Müller, Schlosser; Holzach, Maler; Stockmeyer, Kupferschmied; Mende, Hafner; Jakob Schardt, Schmied; Krug, Tapezierer; Linder, Maler. Dann erscheint auch ein Werenfels, Ingenieur.

Das Haus muß mit allem Wohlbehagen eingerichtet worden sein, wie aus den Rechnungen hervorgeht. Dem Maler Esperlin wurden für die Malereien des „Verlornen Sohnes“, die er 1764 zu Ende brachte, 243 Pfd. bezahlt. Die vier Bilder, die jetzt in der Bierhalle hängen und einige Fuß hoch und breit sind, bil-

beten im vorigen Jahrhundert die Wandverzierung des vordern Zimmers im zweiten Stock. Unter Mitwirkung des längst verstorbenen Kunstmalers Gutzwiller zerschnitt Hr. Geßler die Bilder in drei Theile, das vierte, „das Wiederfinden“, zierte eine andere Wand und ist nach Aller Meinung das beste der Gemälde. Der verlorne Sohn geht auf dem ersten Bilde in die Fremde und seine zurückgebliebene Geliebte tröstet sich mit der Bibel. Auf dem zweiten Gemälde kommt er mit andern Mädchen zusammen, welche ihn zum Fischen und Vogelfang verleiten. Vom Berge herab winkt ihm der Kriegsgott, sich im Kriege Ruhm und Ehre zu erwerben. Alles umsonst. Auf dem dritten Bilde hütet er die Schweine. Wie er Hab und Gut verloren hat, besinnt er sich eines Bessern und kehrt zum Vater heim, der ihn liebevoll, wie fast alle Väter, empfängt und froh ist, daß sein lieber Sohn wieder ins Vaterhaus zurückkehrt.

Esperlin war ein sehr geschickter Maler und findet man in vielen Häusern Bilder von seiner Hand.



## 27. Das Stadttheater.

Am Montag nach Palmarum 1873 (den 7. April) schlossen sich die Hallen des alten Basler Stadttheaters für immer. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß die letzte Vorstellung im Theater ein Debüt sein mußte, als ob zwischen Vergangenheit und Gegenwart vermittelt werden sollte? Und noch dazu welch' sonderbares Debüt! Fräulein Sophie Stehle, die gefeierte Wagner-Sängerin vom k. bayerischen Hoftheater versuchte sich zum ersten Male auf dem Gebiete der italienischen opera seria, auf jenem Gebiete, dessen Pflege bald der Vergangenheit angehört.

> Wie stieg des Liedes Klang auf gold'nen Sprossen
> Empor zur Halle und den Tempelweiten;
> Es schwelgt die trunk'ne Brust in Seligkeiten,
> Weß Herze bliebe länger starr verschlossen?
>
> Doch ach, der Sang verklang. Die grauen, alten
> Geliebten Räume stürzen und die Hallen, —
> Thaliens heiße Pulse rasch erkalten.

Es war in der That ein wehmüthiges Gefühl, als die kunstsinnige Bevölkerung Basels von dem alten Theater schied, das ein halbes Jahrhundert der Pflege der Kunst, jener „veredelten Natur", wie Scherr sagt, gedient hatte. Diesem Gefühle des Scheidens gab Herr Professor Jakob Mähly in seinem Epilog den richtigen Ausdruck:

> — — — Es ist ein herber Laut:
> Zum letzten Mal! Wir fühlen innen
> Durch unsre Seelen schmerzbethaut
> Der Wehmuth leise Schauer rinnen.

Dem Alten, wär's auch reif zum Falle,
Schmiegt der Erinn'rung Moos sich an.
Mit feuchten Augen fühlen Alle
Den Augenblick der Trennung nah'n.

Jetzt ist er da! Des Vorhangs Rauschen,
Hört Ihr's? Er spricht: Zum letzten Mal!
Mich alten Freund auch müßt Ihr tauschen;
Mit meiner Jugend geht's zu Thal.
Lang hielt bei mir das Blau der Treue,
War ungeduld'ger Augen Ziel;
Wenn ich mich hob, durchbebt' Euch Wonne
Und Schmerz beschlich Euch, wenn ich fiel.
— — — — — — — — — — — — —

Kehr' ich nach Jahren wieder bei Euch ein,
Mit leisem Hauch die Brust Euch zu berühren,
So mög' ich keine Panzer, hart wie Stein,
Nein, Herzen finden, knospenzart und fein,
Die jedes linde Frühlingsweh'n verspüren.
Und wie Ihr jetzt, zu Basels Stolz und Zier,
Mir eine schön're Stätte wollt bereiten,
So gönnt in Euern Herzen mir
Den freien Musensitz für alle Zeiten!
Lebt wohl!

Der geschichtliche Hergang, warum das alte, seit bald 50 Jahren existirende Theater niedergerissen und ein neues in seiner Nähe erbaut wurde, ist in wenigen Worten erzählt. Der Staat Basel bedurfte eines neuen, großen Sekundar- und Primarschulhauses im Steinenquartier für die immer zahlreicher anwachsende jugendliche Bevölkerung. Er ließ Pläne für ein solches Gebäude am Steinenberg anfertigen; dieselben wurden aber im Jahre 1871 vom Großen Rathe nicht genehmigt und so mußten frische Pläne gemacht werden für eine Sekundarschule am Steinenberg, eine Primarschule im hintern Steinenkloster-Areal und eine solche an der Schützenmattstraße. Inzwischen gab ein von Herrn Architekt Stehlin vorgelegtes Projekt, das Theater an den Steinenberg zu verlegen und den damit zusammenhängenden hintern Theil des Kloster-Areals ausschließlich für Schulzwecke zu verwenden, der

Angelegenheit eine ganz neue Wendung. Der Große Rath genehmigte dieses Abkommen und der Regierungsrath erhielt Auftrag, mit Benützung des alten Theatergebäudes und durch Anbau an dasselbe längs der neuen Theaterstraße ein Sekundar- und ein Primar-Mädchenschulhaus nebst Turnhalle zu errichten. Die Theaterkommission, an deren Spitze Herr Baron O. v. Glenk stand, trat am 17. März 1873 dem Staate Basel gegen 250,000 Fr. und einen bessern und größern Bauplatz vorne am Steinenberg ihr bisheriges Theatergebäude ab; sie brachte durch freiwillige Subskription von über 200,000 Fr. unter der Einwohnerschaft und durch Subventionen von 100,000 Fr. von Staat und Stadt den nöthigen Baufonds für ein neues Theater zusammen. Auch das gegenüberliegende, noch ältere Theatergebäude, das in den früheren Jahrhunderten zu Schaustellungen verwendet worden war, das kleine, häßliche „Ballenhaus", das in letzter Zeit als Magazin für die Requisiten diente, wurde niedergerissen und an dessen Stelle eine Turnhalle für die Turnvereine geschaffen. Auf diese Weise kamen die Schulen, das Theater und die Turnvereine zu neuen, zweckmäßigen und genügenden Räumlichkeiten.



Die Wahl des Architekten für den neuen Theaterbau war nicht das Ergebniß einer Konkursausschreibung, sondern das Resultat des ungetheilten Vertrauens in die Tüchtigkeit desjenigen Baumeisters, der unsere Stadt schon mit so mancher architektonischen Zierde geschmückt hat, des Herrn J. J. Stehlin-Burckhardt. Das Projekt entstand indessen erst, nachdem Herr Stehlin die wichtigsten und interessantesten Theatergebäude Deutschlands,

Frankreichs und Englands besucht und auf's Gewissenhafteste studirt hatte.

Im Sommer 1873 begannen die Fundamentirungen des neuen Baues, an der Ecke des Steinenberges und der Theaterstraße, unterhalb der Kunsthalle, in einer Entfernung von ungefähr 60 Fuß vom alten Theatergebäude, das jetzt, von der Straße aus gesehen, den linken Flügel des neuen Sekundarschulpalastes bildet. Das Terrain mißt 19,875 Fuß Quadratinhalt, somit fast eine halbe Juchart. Der Bau, dessen Maurer- und Steinmetzarbeiten Herr Baumeister R. Aichner übernommen, hatte bereits beim Fundamentiren Schwierigkeiten. Zuerst stieß man auf starke Grundmauern der ehemaligen Klostergebäude, dann auf zwei nagelfluhartig gewordene Massengräber, bei denen die Leichen seiner Zeit mit Kalk und Schwefel umgossen worden waren, um schädliche Ausdünstungen zu verhindern. Die Knochenklumpen mußten mit Dynamit auseinander gesprengt werden. Man darf wohl mit Sicherheit vermuthen, sagt ein Geschichtsforscher, der diesen Ausgrabungen beiwohnte, daß der gewiß nicht sehr große Gottesacker des anstoßenden Maria-Magdalenen-Klosters einmal geräumt und die vorhandenen Knochen in jenen beiden Gruben untergebracht wurden. Nur so erklärt sich das bunte Durcheinander der menschlichen Ueberreste. Ferner wurde ein gemauertes Einzelgrab mit einem weiblichen Skelett ausgegraben, das, nach der wappengezierten Steinplatte, welche dieses Grab bedeckte, zu schließen, der Familie Meyer (zum Pfeil) angehörte, die von Alters her im genannten Kloster ihre Begräbnißstätte hatte. Die sogenannte Beinheimische Chronik weist nach, daß in jenem Grabe bestattet war die „Ersame Frauw Elene Berin Junckher Bernhard Meyers gemahlin". Nach diesem Berichte ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die ausgegrabenen Gebeine der Helene Bär angehören, mit welcher sich der Bürgermeister Bernhard Meyer im Jahre 1514 scheint verheirathet zu haben.

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zu unserm Theaterbau zurück.

Bei der Erstellung eines neuen Theaters waren verschiedene Rücksichten in's Auge zu fassen: in erster Linie das begrenzte Büdget der Theaterkommission, welches von vornherein hinsichtlich

der Dimensionen des Gebäudes, wie auch für dessen architektonische Ausstattung bestimmte Schranken zog; in zweiter Linie hatte man mit der nicht gerade günstigen Eigenthümlichkeit des an zwei Straßen mit starkem Gefälle gelegenen Bauplatzes zu rechnen, sowie auch dessen Lage zwischen der schon bestehenden Kunsthalle und dem Schulgebäude zu berücksichtigen, welche auf die Gruppirung und die Höhenverhältnisse des Neubaues nicht ohne Einfluß bleiben konnte; drittens waren hinsichtlich der innern Dispositionen die Sitten und Gewohnheiten des hiesigen Publikums, sowie auch andere lokale Verhältnisse in Betracht zu ziehen, namentlich bei Anlage der Eingänge, Treppen, Foyers und Zuschauerplätze; viertens eine vermehrte Zahl der Zuschauerplätze, der Abonnementslogen, eine größere Bühne gemäß der doppelten Bestimmung des Hauses als Opern- und Schauspielhaus; fünftens endlich forderten die Erfahrungen im bisherigen Lokale die Anlage der mannigfaltigsten Nebenräume für Dekorationsmagazine, Garderoben, Direktorswohnung und Büreaux, alles Dinge, die im alten Hause unbekannte Gegenden waren. Vor Allem aber mußte das Theater billig, einfach und zweckmäßig hergestellt werden. Als Maximum der Bausumme wurden 600,000 Fr. angenommen. Der Baumeister mußte sich außerdem, abgesehen von der künstlerischen äußern Gestaltung, zum Ziele setzen, eine wirksame Gruppirung der einzelnen Theile zu suchen, so daß sie sich klar und leicht von einander sonderten, sich aber doch wieder für den Theaterbetrieb organisch und bequem zum Ganzen verbanden und von einem Punkte aus beherrscht werden konnten. Zu diesem Zwecke bilden die Nebenräume des Theaters das Gehäuse, die Umhüllung von Zuschauerraum und Bühne; von diesen aus läßt sich leicht und rasch mit den übrigen Lokalitäten verkehren. Wir glauben, die gestellten Bedingungen sind von der Bauleitung in genügender Weise erfüllt worden, und auch das Büdget des Neubaues ist, einschließlich der scenischen und dekorativen Ausstattung, Verwaltungsspesen des Baufonds 2c. um kaum 10,000 Fr. überschritten worden. Auch in der Frist für die Erbauung hat der Architekt Wort gehalten; er versprach, den im September 1873 begonnenen Bau auf den 1. Oktober 1875 zu vollenden; am 4. Oktober fand bereits die erste Vorstellung in dem neuen Hause statt.

Das Gebäude hat eine Länge von 172 und eine Breite von 94 Fuß. Auf der rechten Seite gegen das Schulhaus hin erstreckt sich ein Hof von 23 Fuß Breite, in welchem sich die Eingänge zu der Bühne, zu den Verwaltungsräumen und den Wohnungen des Direktors und des Hausmeisters befinden. An der Theaterstraße ist eine 15 Fuß breite Anfahrt mit sanfter Steigung angebracht; die Wagen der theaterbesuchenden Herrschaften können somit bis hart an die Treppe der Vorhalle anfahren und unter dem leichtgebauten Vordach ihre Insaßen, vor Regen und Schnee geschützt, aussteigen lassen. Große Kandelaber zieren die Rampe und beleuchten den Eingang unseres Kunsttempels.

Das Theatergebäude, dessen Formen sich in freier Behandlung der französischen Renaissance des vorigen Jahrhunderts anschließen, bildet einen höheren Mittelbau, welcher mit einer einfachen aber geschmackvollen Ornamentik versehen, den Zuschauerraum nebst seinen Treppen und Korridors, sowie die Bühne mit ihren zahlreichen Dependenzen aufnimmt, während um ein Stockwerk niedrigere Anbauten einerseits den Vestibülen und Foyers, anderseits den Dekorationsmagazinen und den Probesälen der Künstler gewidmet sind.

Der ganze Bau ist in einfachen edlen Verhältnissen, klarer und kräftiger Gliederung angelegt; er besticht nicht durch speziell in die Augen fallende Effekte, um so weniger, da ihm vermöge der zur Verfügung gestellten bescheidenen pekuniären Mittel die Kennzeichen des Prunkes und der dekorativen Verschwendung fehlen; allein durch näheres Eingehen auf Anlage und Zweck gewinnt er, je länger man ihn betrachtet und mit seinen Einrichtungen vertraut wird. Er würde weit mehr hervortreten und gefallen, wenn ein ebenes, freiliegendes Terrain ihn begünstigte.

Das I n n e r e des Gebäudes ist so disponirt, daß die an der Theaterstraße befindliche, von drei Seiten zugängliche Vorhalle, in welcher auch die Kassen angebracht sind, sowohl zum Parkett, als zu den für die verschiedenen Ränge selbstständig angelegten steinernen Treppen führt.

Die den Zuschauerraum umschließenden, in sanftem Roth gemalten K o r r i d o r e stehen in Verbindung mit den Garderoben und sonstigen für die Bequemlichkeiten und Bedürfnisse der Theater-

besucher dienenden Räumlichkeiten. Für den Balkonrang, ersten Rang und Parkett ist ein großes, 90 Fuß langes und 20 Fuß breites Foyer angelegt, das sich speziell durch seine Polychromie in der Ausstattung und durch die in demselben angebrachten Büsten der berühmtesten dramatischen Dichter und Tonsetzer auszeichnet, leider aber, trotz seiner Bequemlichkeit, vom Publikum nicht benützt wird. Dieses Foyer ruht auf der Vorhalle und hat seine Front mit fünf hohen Fenstern nach der Theaterstraße. Ein zweites Foyer, das über dem genannten liegt, jedoch durch Oberlicht beleuchtet wird, dient dem Publikum des zweiten und dritten Ranges, und zwar, wie das erstere, sowohl zur Promenade als zur Erfrischung während der Zwischenakte. Im Souterrain (unterhalb der Vorhalle) befindet sich sodann der sogenannte „Biertunnel", das Rendez-vous der jungen Männerwelt und der Künstler.

Der in Hufeisenform mit verhältnißmäßig breitem Proscenium angelegte Zuschauerraum hat eine Breite und Tiefe von 62 Fuß und außer dem Parkett vier Ränge, welche auf einem eisernen Geripppe ruhen und wovon die beiden obersten als Amphitheater gebaut sind, während die zwei untern Ränge einen Kranz von Logen mit kleinen Vorsalons bilden und dem untersten Range überdies ein offener Balkon vorgelegt ist, wie wir dies bei allen neugebauten Theatern, so beim kaiserlichen Theater in Straßburg und beim neuen Leipziger Stadttheater finden. Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß der Balkon vom feinen Publikum der Stadt nicht gehörig oder gar nicht benützt wird, trotzdem die Sitze ausgezeichnet und die Akustik nirgends besser im Saal, während er anderseits das Parkett mit seinen Einzelsitzen und Logen in tiefen Schatten stellt und merklich benachtheiligt. Der Saal oder Zuschauerraum enthält 1400 Sitzplätze und 200 Stehplätze (das Parkett zählt allein 350 Plätze), was bei gefülltem Hause und bei gewöhnlichen Preisen eine tägliche Maximaleinnahme von 3600—3700 Fr. ergeben sollte. Die Fälle, in denen diese Summe erreicht wurde, dürfen nur auf Gastvorstellungen zurückgeführt werden und wie manchmal ist dieses Maximum auch da nicht erreicht worden! Zur Vergleichung wollen wir die Ziffern der Sitzplätze einer Anzahl Pariser Theater anführen:

| | | |
|---|---|---|
| Comédie française . . . | 1400 | Plätze, |
| Komische Oper . . . . . | 1500 | „ |
| Théâtre italien . . . . | 1600 | „ |
| Odéon . . . . . . . . | 1500 | „ |
| Théâtre lyrique . . . . | 1500 | „ |
| Vaudeville . . . . . . . | 1300 | „ |
| Variétés . . . . . . . . | 1600 | „ |
| Gymnase . . . . . . . | 1050 | Plätze. |

Zwischen Zuschauerraum und Bühne ist das Orchester placirt; dasselbe besteht aus mindestens 32 Mann.

Die Bühne selbst hat eine Breite von 66 Fuß bei einer Tiefe von 48 Fuß, welch letztere eventuell um 20 Fuß vergrößert werden kann. Die lichte Höhe vom Boden der Versenkung bis zum sogenannten Schnürboden beträgt 80 Fuß. Der mittlere Theil der Dekorationsmagazine kann eventuell als Hinterbühne benützt und dadurch die ganze Tiefe der Bühne auf beinahe 70 Fuß gebracht werden. Zum Einbringen großer Dekorationsgegenstände (Koulissen) ist das Dekorationsmagazin mit zwei Thoren versehen, wovon dasjenige am Steinenberg zugleich als Eingang für Pferde verwendbar ist. In diesem beschriebenen Raum nun befindet sich sowohl die eigentliche Bühne, jene Bretter, welche die Welt bedeuten, als auch alle jene zahlreichen Einrichtungen, um die Dekorationen nach Oben, nach Unten und nach den Seiten zu verschieben und zu verstellen. Die unter dem Podium befindliche 24 Fuß tiefe Versenkung gestattet selbst größere Dekorationsstücke an beliebiger Stelle nach unten verschwinden zu lassen.

Die Maschinerie der Bühne wurde nach dem neuen französischen System eingerichtet, welches vorzugsweise auf die panoramaartige Aufstellung der Dekorationen berechnet ist; Landschaften, Waldpartien, Park- und Gartenanlagen lassen sich mit diesem System in reizender Abwechslung und schöner Perspektive herstellen. Dieses System ist insoweit den Verhältnissen angepaßt worden, daß auch unsere älteren — in Deutschland und in der Schweiz größtentheils noch üblichen — parallel stehenden Koulissen verwendbar sind. Die Zahl der Dekorationen ist eine zum Verhältniß des schönen Raumes noch sehr beschränkte, obschon mit dem Vorhandenen sehr Schönes geleistet werden kann. Es fehlt

an einem Fonds, aus dem die Ausstattung, namentlich der großen Opern, vermehrt und vervollständigt werden könnte. Die Kommission ist eifrig darauf bedacht, die bestehenden Lücken auszufüllen und zu ergänzen. Den geschmackvoll ausgestatteten Saal, dessen Sitze alle mit rothem Plüsch tapezirt sind, beleuchtet ein an der flach gewölbten Kuppel hängender Kronleuchter vermittelst eines Lichtes von 130 Flammen, welche von den reich vergoldeten Ornamenten an den Brüstungen der verschiedenen Ränge einen kräftigen Reflex werfen. Sämmtliche Architekturltheile des Saales sind in hellgrauen Tönen gehalten, die das Gold der Ornamente und Gesimse angenehm unterbrechen, und die sich von dem braunrothen Hintergrunde der Ränge und Logen markant abheben.

Den Theaterbesucher, sobald er in die Korridors tritt, umgibt sofort eine behagliche Wärme; man fühlt, daß man sich in einem gutgeheizten Hause befindet. Für die Beheizung dienen die im Souterrain aufgestellten Kaloriferen, welche mittelst zahlreicher Kanäle die erwärmte Luft nach den verschiedenen Räumen senden. Damit in Verbindung steht ein ganzes System von Ventilationskanälen, durch welche die verbrauchte Luft abgezogen und dem über dem Kronleuchter angebrachten Schornstein zugeführt wird.

Ueber das ganze Gebäude erstreckt sich ein Netz von Gasleitungen, welche mittelst des auf der Bühne, links hinter der Bogenbrüstung befindlichen Apparats, des sogenannten Jeu d'orgues, nach Belieben regulirt werden können. In der Nähe desselben befindet sich der Haustelegraph, der den Direktor, Regisseur und Inspizienten mit allen Räumlichkeiten, in denen sich Künstler und Angestellte befinden, sowie mit den Foyers in Verbindung setzt, ruft, mahnt und warnt. Gegen Feuersgefahr sind ausreichende Vorkehrungen getroffen durch tragbare Löschapparate, Wasserleitungen und durch ein permanent in den verschiedenen Abtheilungen des Theaters aufgestelltes Pompierkorps, sowie durch den in Folge des Brandes der Wiener Komischen Oper nachträglich erstellten eisernen Vorhang zwischen Bühne und Zuschauerraum. In wenigen Minuten kann bei Ausbruch von Feuer das Theater vom Publikum geleert werden, wozu die breiten Korridore und Treppen die beste Unterstützung gewähren.

Der Chronist darf nicht unterlassen, neben dem Leiter des

Baues auch die Mitwirkenden zu nennen, die ihre Kräfte und ihre kenntnißreiche Thätigkeit dem Unternehmen geliehen haben. Herr Baumeister Aichner besorgte, wie schon gesagt, die Maurer- und Steinmetzarbeiten; Herr Wilh. Hübscher die Zimmerarbeiten; Herr H. Tschopp die Spenglerarbeiten; Herr C. Müller die Gypserarbeiten; die Herren Gebrüder Gürtler die Schreinerarbeiten; die Schlosserarbeiten und Eisenkonstruktionen wurden von Herrn H. Boos geliefert; die Heizungs- und Ventilationsapparate wurden von dem seither verstorbenen Herrn Ingenieur Schärer konstruirt und die Beleuchtungseinrichtungen von den Herren Maring & Mertz ausgeführt. Sämmtliche Bühnenmaschinerien wie auch die neuen Dekorationen wurden von den Herren Diosse & Sohn in Paris erstellt. Die Dekorationen sind wahre Meisterwerke und namentlich die Städte- und Straßenpartien, sowie die architektonischen Decors von einer prachtvollen, naturwahren Perspektive; auch Vorhang und Mantel, sowie die Soffiten zeugen von der hohen Begabung der Pariser Künstler. Die Ornamente an den Façaden und im Zuschauerraum sind Werke des Herrn Noel Quillet, Bildhauer in Paris; sie repräsentiren jenen feinen französischen Geschmack, der noch immer in der Kunst eine hervorragend tonangebende Stellung einnimmt. Der ganze Schmuck des Zuschauerraumes zeichnet sich aus durch eine gewisse Einfachheit bei hoher Eleganz und glücklicher Verwendung von Gold, Weiß und Grau. Die Bemalung des Zuschauerraums und der Foyers, sowie die Vergoldung der Brüstungen wurde von Herrn Dekorationsmaler Wildermuth besorgt. Wer die Vergoldungen an den Prosceniumslogen und den Brüstungen etwas näher betrachtet, wird sowohl der passend abgestuften Anlage der Ornamente als auch der Ausführung der Vergoldung seine volle Anerkennung nicht versagen können. Herr Tapezierer Schultheß lieferte die Bestuhlung. Die spezielle Aufsicht und Leitung des Baues wurde von Herrn Stehlin dem Herrn Bauführer Stöcklin übertragen.

Noch fehlte Vieles zur Vollendung, aber doch war kein Hinderniß die heitern Genien der Kunst einziehen zu lassen in dieses Haus und die Räume zu beleben mit freudigem Spiel und ernsten Tönen, mit fröhlichem Gesang und tiefsinnigen Worten hochberühmter Dichter. Damit das Versprechen sich erwahre, das

Stadttheater müsse eine neue Zierde werden im Perlenkranze der öffentlichen Institute der Stadt, damit die Opfer gerechtfertigt dastanden, die Staat und Stadt in wohlverstandener Würdigung des Theaters als Volksbildungsanstalt geleistet hatten, wurde von der Kommission die Leitung der Bühne unter 35 Bewerbern in die Hände eines Mannes gelegt, dessen Kunstsinn und technische Bildung bekannt waren in ganz Deutschland, in die Hände des Herrn August Grosse, Direktor des Stadttheaters von Görlitz.

* * *

Die Eröffnungsfeier fand, wie gemeldet, am 4. Oktober 1875 statt. Den Abend eröffnete die Jubelouvertüre von K. M. v. Weber und der von Frau Direktor Franziska Grosse ausgezeichnet gesprochene Prolog des Herrn Professor Jakob Mähly.

Nachdem der Dichter dem edlen, gemeinsamen Triebe zur Pflege der Kunst sein Lob dargebracht, kam er auf den Baumeister zu sprechen:

Der Meister aber, der mit kühner Hand
Dem Stein die rechten Wege hat gewiesen,
Den spröden Stoff in weiche Form gebannt,
Und zu der schweren Masse, zu dem Riesen,
Mit freiem Sinn das schöne Maß erfand —
Er auch sei nach Verdienst von mir gepriesen.

Die Lage des Hauses inmitten zweier anderer Kunstinstitute gab dem Dichter zu folgendem schönen Vers Veranlassung:

Ein Dreiklang ist in Stein gegossen
Und dieses Haus, die Mitte von den Drei'n,
Im Schutze seiner zwei Genossen
Darf es getrost und ruhig sein.
Von hüben reichen ihm die „Töne“
Zu brüderlichem Bund die Hand,
Und drüben hat die „Kunst“, die göttlich schöne,
Ihm ihre Seite freundlich zugewandt.

Wie schön klingt die Poesie der folgenden zwei Strophen und wie arm steht die Wirklichkeit zu diesen frommen Wünschen und Glauben!

Wär' es denn Schein nur, was ich sehe?
Ein trügerisch, verflatternd Bild,
Aus dessen gleißnerischer Nähe
Kein Lebensstrom in uns're Herzen quillt?
Ein flüchtig Feuer, gut nur zum Verglimmen?
Der Freude Rausch, des Jubels Schwall,
In welchem heut so Viele schwimmen,
Er wäre bloß ein leerer Schall?

Nein, sag' ich, nein, und drei Mal: Nein!
Und bin ich zaghaft einst gegangen,
So kehr' ich jetzt nach langem Bangen,
Voll Siegesfreude wieder ein.
Nie werd' ich wieder wie vor Jahren
Der Kargheit bittres Loos erfahren.
Wer mir so schöne Silberschaalen beut,
Hält auch die gold'ne Frucht in Ehren,
Und läßt sie nicht vom Rost der Zeit
Und von der Mode Pilz verzehren.

Zum Schlusse ruft die Muse die Genien der Kunst herbei, den Zauberkreis zu schließen und die Kraft ihres Bannes einwirken zu lassen auf die durch die Schönheiten der Halle empfänglich gemachten Gemüther.

So schwebt denn her, Gestalten,
Die in's Leben ich rief,
Im Schöpferdrang,
Im freudigen Walten,
Das in mir tief
Wie heiliger Glocken Ruf erklang!
Schwebt her, ihr Bilder des heitern Lebens,
Im schönern Spiegel der Kunst verklärt,
Und ihr auch mit Zügen gigantischen Strebens,
Mit Trauermienen, gramversehrt,
Ihr Schatten und Lichter,
Die ihr da spinnt
In wechselnder Farben verschlungenen Fäden
Das Seelenkleid, das einem Jeden
Zu tragen bestimmt, — kommt näher und rinnt
Zusammen geschwisterlich, trauten Vereins,
Im Spiegel des Seins.

Wer euch erblickt, dem mögen die hellen,
Die schönheitssprühenden Wahrheitswellen
Mit Macht in die dürstende Seele quellen.

Ein lebendes Bild schloß den Prolog. Ihm folgte eine Ovation, die das Publikum dem Architekten des Baues darbrachte, und darauf die erste Vorstellung „Don Juan oder der steinerne Gast", große Oper in vier Akten von W. A. Mozart, mit einer prächtigen dekorativen Ausstattung.

* * *

In den fünfzehn Jahren seines Bestehens hat das Theater nicht weniger als sieben Direktoren gehabt:

| | | |
|---|---|---|
| August Grosse . . . | von | 1876—1879. |
| A. Aug. Ammann . . | „ | 1879—1881. |
| Albert Schirmer . . . | „ | 1881—1883. |
| L. Ubrich . . . . . . | „ | 1883—1885. |
| Wilh. Grundner . . | „ | 1885—1886. |
| August Grosse . . . | „ | 1886—1887. |
| Heinrich Morwitz . . | „ | 1887—1889. |



## 28. Das Hebel-Haus.

Man hat lange Zeit sich bemüht, das Geburtshaus Johann Peter Hebel's ausfindig zu machen. Bis zum hundertjährigen Jubiläumstage (1860) blieben die Nachforschungen fruchtlos. Nun aber klärte sich plötzlich die Sache durch eine Ueberlieferung auf, welche ihre letzte Quelle in Hebel selbst hat.

Unter Hebel's Freunden in Basel befand sich ein Geistlicher, der später Lehrer am Gymnasium war (Magister Kraus, Schwiegervater des verstorbenen Lehrers Benedikt Meyer-Kraus), mit diesem ging er viel um und machte manchen Gang in der Stadt und ihrer Umgebung. Wie Beide nun eines Tages durch die Neue Vorstadt gingen, so wies Hebel auf das unscheinbare Haus hin, das dem Spitale gegenüber liegt, mit den Worten: „Da bin ich geboren."

Diese Ueberlieferung ging auf den Sohn und die jetzt noch lebenden Enkel und Enkelinnen jenes Geistlichen über; denn der Großvater und der Vater versäumten nie, wenn sie mit den Ihrigen durch die Neue Vorstadt gingen, zu sagen: „Kinder, denkt daran, hier ist unser Hebel geboren!"

Es ist dies ein Häuschen von fünf Kreuzstöcken Breite, früher mit Nr. 250, jetzt mit Nr. 3 bezeichnet, mit einem Aeußern, gerade so, als noch Hebel's Wiege darin stand.

Wir danken es dem verstorbenen Lehrer Friedrich Becker dieses Haus ausfindig gemacht und dafür gesorgt zu haben, daß auf das hundertjährige Geburtsfest eine Bronzetafel erstellt und am Hause angebracht wurde, die Worte enthaltend:

J. P. HEBEL
hier geboren.
X. Mai MDCCLX.

Ohne die eifrigen Forschungen Friedrich Becker's wäre noch heute das Wort K. R. Hagenbach's wahr:

> Wie no=ne=me verlorene Schatz
> So suche=n=usem Petersplatz
> Die glehrte Herre=i und us
> No diner arme=n=Eltere Hus,
> Und niemetz het's recht kenne sage
> Trotz unsere=n=ufgiklärte Tage.

Zwar steht der Fund Becker's nicht unbestritten da, wir werden sofort sehen, warum, aber gegenüber der Eingangs erwähnten Thatsache wird Niemand eine ernstliche Einwendung machen können. Hebel ist zeitlebens der Erinnerung an sein liebes Basel treu geblieben und spricht er noch in seinem Todesjahre (1826) davon, sich in Basel zur Ruhe setzen zu wollen, „heim", d. h. eben nach Basel zu kommen, denn in Basel sei er daheim. Seine Eltern waren im Dorfe Hausen (sechs Stunden von Basel, in der damaligen Markgrafschaft Baden=Durlach) heimisch; der Vater, aus Simmern auf dem Hunsrück gebürtig, seines Berufes wahrscheinlich ein Weber, hatte im Hause und Dienste eines Major Iselin in Basel, den er als Diener nach Flandern, an den Niederrhein und nach Korsika begleitet hatte, Hebel's spätere Mutter, die dort als Magd angestellt war, kennen gelernt. Im Sommer hielten sich die beiden Eheleute in Hausen auf und besorgten ihren bescheidenen Haus= und Feldstand; im Winter, wo es daheim wenig zu arbeiten und zu verdienen gab, fanden sie jeweilen freundliche Aufnahme und lohnende Beschäftigung bei ihrer alten „Herrschaft".

Diese alte Herrschaft bestand aus dem Major, seiner Frau und seinen zwei Kindern. Wie uns Herr Isaak Iselin=Bischoff gütigst mittheilte, rühren noch von der Hand des Sohnes des Majors folgende Notizen her:

„Johann Jakob Iselin, geboren den 7. Februar 1704, trat in französische Dienste im Jahre 1722, wurde Major im Regi=

ment Brändly 1731 und verließ mit dem Grade eines Brigadiers den Dienst im Jahre 1764. Er wurde 1748 Mitglied des Großen Rathes und starb als Ritter des militärischen Verdienstordens, den er 1759 erhielt, den 22. Juni 1772 zwischen 2 und 3 Uhr Morgens, im Alter von 68 Jahren 4 Monaten und 15 Tagen, und wurde den 24. Abends beerdigt. Seine Frau war Susanna Ryhiner, geboren 1703, verheirathete sich mit ihm 1733 und starb 1787 im Alter von 84 Jahren. Sie hatten zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Enkel dieses Brigadiers, ein Major Iselin, etablirte sich im Jahre 1794 in England, woselbst die männliche Nachkommenschaft vor wenigen Jahren ausgestorben ist.

„Brigadier Johann Jakob Iselin war der Bruder des Professors Johann Rudolf Iselin, des Herausgebers von Tschudy's Schweizerchronik, und der Oheim des Rathschreibers Isaak Iselin, des Stifters der Gemeinnützigen Gesellschaft."

Ueber die Geschichte des Hauses ist wenig zu berichten. Bürgermeister Hans Rudolf Fäsch (geboren den 18. Oktober 1572), der reichste Basler seiner Zeit, ließ zu seinem Hause auf dem Petersplatze das Gartenhaus neu aufbauen und zu einer Wohnung einrichten. Dieses Gartenhaus ist das nunmehrige Hebel'sche Geburtshaus.

Bürgermeister Fäsch verkaufte Montag den 1. März 1653 seinem Sohne Professor Dr. Remigius Fäsch (geboren 15. Mai 1595) die große Behausung am Petersplatz, sammt Garten, Scheune, Hinterhaus, Brunnen und allen dazu gehörigen Gerechtigkeiten, einerseits Dr. Felix Plater, anderseits Jakob d'Annone, vorn auf den Petersplatz, hinten auf die Neue Vorstadt stoßend, um 5200 fl.

Professor Fäsch liebte die Wissenschaften und schätzte namentlich die griechischen und römischen Alterthümer, deren er viele sammelte, sehr hoch. Er unterhielt mit Alterthumsforschern einen interessanten Briefwechsel. Der berühmte Carolus Patinus trat während seines Aufenthaltes in Basel mit ihm in nähere Bekanntschaft und wandte sich manchmal von Padua aus, wo er Professor war, um Rath an seinen Freund Fäsch. Der Professor Fäsch starb unverheirathet am 1. März 1667 im Alter von 71 Jahren und 9 Monaten. Er hat sich seine Grabschrift selbst verfertigt.

Kurz vor seinem Tode, den 24. Februar 1667, verfügte er über sein Haus am Petersplatze und über sein gesammtes Kabinet und seine Bibliothek durch eine testamentarische Bestimmung, deren Anfang lautet:

„Sonderbare Verordnung, wie es mit meinem Museo oder Kabinet, darinnen meine Bibliotheca und andere kostbare Sachen, so ich mit großer Mühe, Sorgfalt und Unkosten in 30 und mehr Jahren zusammengelegt habe, gehalten werden solle."

Die Stiftungsurkunde besagt, daß nur ein Fäsch, der Doctor juris sei, die besagte Sammlung verwalten und das Haus bewohnen dürfe. Nun waren Verwalter des Museums:

Dr. jur. Christoph, des Stifters Bruder, von 1667—1683,
„ Sebastian, dessen Sohn, „ 1683—1712,
„ Andreas, Sebastians Sohn, „ 1712—1750,
„ Andreas, Andreas' Sohn, „ 1750—1772.

Letzterer starb 1772 ledigen Standes. Damals fand sich Keiner vom Fäsch'schen Namen, der einen Grad in der Rechtswissenschaft erlangt hatte, als Emanuel, des Lohnherrn Lukas Sohn, der Stadtschreiber in Liestal war, der aber dieses einträgliche Amt nicht niederlegen und in das Haus am Petersplatz ziehen wollte. Er schlug daher seinen Bruder Lukas als Stellvertreter vor. Dagegen erhob aber die Universität, der das Kabinet und die Bibliothek zufiel, im Falle kein Fäsch zur Verwaltung vorhanden war, Einspruch. Während man sich darob zankte, benützte ein Dritter die Zwischenzeit, um sich als Prätendent für dieses Fideikommiß aufzuwerfen: Professor Dr. jur. Andreas Weiß, dessen Mutter aus der Familie Fäsch stammte. In Folge der verschiedenen Ansprachen kam die Sache vor den Rath und nach langem Prozessiren lautete das Urtheil dahin, daß der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei, wo die Universität das Gut beanspruchen könne, somit blieb die Besorgung in den Händen der Familie Fäsch.

Deputat Lukas Fäsch gelangte schließlich nach drei Jahren zur Verwaltung des Museums; er besaß dieselbe bis 1799. In den Zwanziger-Jahren des 19. Jahrhunderts kam endlich die Fäsch'sche Stiftung an die Universität und das Museum. Die Basler Bildergallerie weist theilweise kostbare Gemälde und Hand-

zeichnungen von Holbein auf, die aus dem Fäsch'schen Kabinet stammen: Hans Holbein, der jüngere, Doppelbild des Bürgermeisters Meyer zum Hasen 2c. Das Kabinet enthielt ferner eine treffliche Sammlung von Kupferstichen und ein kostbares Medaillenkabinet.

Warum wir diese weitläufige Geschichte der Fäsch'schen Familie erzählen? Um darzuthun, daß während der Zeit, in welcher die Fäsch das Haus als Fideikommiß verwalteten und bewohnten, kein Major Iselin darin Platz fand, indem das Museum einen guten Theil des Gebäudes in Anspruch nahm und der übrige Raum von den Fäsch benützt wurde. Ebensowenig hat der Major die Häuser 7 und 9, wie uns Herr Ed. His-Burckhardt mittheilt, bewohnt. Die einzige Möglichkeit wäre, daß Hebel im heutigen Hebel-Hause zur Miethe gewesen. Aber wo wohnte dann der Major? Auf diese Frage giebt uns Niemand Antwort.

Das Hebel-Haus, das in der Pfingstnacht 1888 nahe daran war, ein Raub der Flammen zu werden, indem das daran stoßende Lohnkutschergeschäft total abbrannte, ist ein altes, graues Gebäude mit einer Thüre und einem Thor gegen die Hebelstraße, und fünf Fenstern im obern Stockwerke. Sonst hat es nichts Bemerkenswerthes. Es ist ebenso, wie das Hauptgebäude am Petersplatz Nr. 14, Eigenthum des Herrn Dr. Th. Kündig-von Speyr.

Das Haus ist hinten durch einen großen Garten vom Hauptgebäude getrennt und liegt etwa zwanzig Fuß tiefer als der Petersplatz. Das Hebel-Haus besteht offenbar aus zwei Theilen, einem hohen, selbstständigen Bau mit Eintrittsthüre und einem breiten, langgestreckten Bau mit einer Vorhalle, die rechts zu einem langen, schmalen Gemache führt, links zur Stallung. Was den Bau besonders auszeichnet, sind die hölzernen geschnitzten Köpfe, die ursprünglich bestimmt waren Büsten oder sonstige Bilder zu tragen, und die laubenartige Malerei unter denselben an der Wand. Das Haus war vermöge seiner Bauart (Riegel) zum Gartenhaus bestimmt und erst Bürgermeister Fäsch ließ eine Wohnung darin einrichten, die im ersten Stockwerk liegt. Der Eingang hinten befindet sich im Hause rechts, ein großer Vorraum nimmt uns auf, eine hölzerne Stiege führt uns in den ersten Stock, der aus vier Gemächern besteht, zwei Küchen enthält. Im ersten hängen noch

Fetzen alter Tapeten von den Wänden herab, ein grüner Kachelofen ist das Einzige, was man im Zimmer findet, im zweiten ist eine Küche nothdürftig angebracht, im dritten wieder eine Küche und das vierte Gemach diente einst als Heuboden. Runde, zerbrochene Scheiben deuten an, daß wir es hier mit einem Objekt aus dem vorigen Jahrhundert zu thun haben. Und hier soll Hebel geboren worden sein und gelebt haben? Es ist kaum denkbar.

Die Erben des Professors Dr. Remigius Fäsch, dem letzten Juristen aus der Familie, verkauften das Haus den 25. November 1825 dem Herrn Oberstlieutenant Benedikt Ryhiner-Werthemann um 32,000 Schweizerfranken. Dessen Gattin verkaufte es den 14. September 1827 an Jungfrau Sophie Emilie Linder um 45,000 Schweizerfranken, von dieser hat es 1867 Herr Dr. Th. Kündig erworben, der es heute noch besitzt.



## 29. Der Spießhof.

Wer oft über den abgelegenen obern Heuberg gewandert, ist gewiß schon manchmal stille gestanden und hat drunten in der Tiefe ein Bauwerk betrachtet, das so ganz und gar in diese Gegend nicht paßt und dem man auf den ersten Blick das fremdländische ansieht: Wir meinen den Spießhof, das jetzige Verwaltungsgebäude der Schweizerischen Centralbahn.

Der Spießhof, wie er heute dasteht, ist im Wesentlichen aus zwei Gebäuden zusammengesetzt: dem Hauptgebäude, der technischen und Telegraphenabtheilung, und dem Flügelgebäude, das die Rechnungskontrolle, die Kasse u. s. w. enthält.

Beide Bauten sind schon ihrer äußern und innern Architektur nach zu verschiedenen Zeiten entstanden. Die erste, welche ihren Haupteingang direkt vom Heuberg aus nimmt, bietet im Großen und Ganzen äußerlich wenig Interessantes. Im Aeußern charakterisirt sich dieses Gebäude durch ein bemerkenswerthes Portal, flankirt durch zwei mit Gitterwerk verzierte Fensteröffnungen. Das Gepräge ist ganz französischer Richtung und stammt, wie eine Inschrift über dem Portal andeutet, aus dem Jahre 1724, aus der Zeit der sogenannten Régence. Im Innern finden wir nach einem geräumigen Vestibule ein groß angelegtes Treppenhaus mit breiten Treppenarmen, kräftigen Wangen und einer Ballustrade in Holz ausgeführt.

Im ersten Stockwerke befindet sich eine reich verzierte Stuckdecke mit Arabesken, Blumen- und Fruchtmotiven in Abwechslung mit verschiedenen Phantasiemedaillons. Im Sitzungszimmer der

Direktion treffen wir ein Kamin im flotten Style der Régence, an den Thüren Knöpfe und Schloßschilde aus derselben Zeit.

Was uns aber am ganzen Spießhofe am meisten anspricht, ist die für unsere Stadt ganz eigenartige Façade des Hauptgebäudes in italienischer Hochrenaissance. Neben der Geltenzunft kennen wir keine solche ähnlicher Art. Jedermann stellt sich die Frage, wie konnte ein so schönes Bauwerk in ein solches Loch versteckt werden? Auch wir müssen unsere Verwunderung darüber aussprechen und können das Motiv nur darin finden, daß man eben zu Ende des 16. Jahrhunderts auf eine schöne Aussicht wenig Werth gelegt hat. Oder wollte man die Ruhe und Stille eines abgelegenen Ortes der Gebetsverrichtungen wegen wählen? Fast scheint es so, denn die Kapelle, auf die wir später zu sprechen kommen, liegt so hoch, daß keine Nachbarn ihr in die Fenster schauen können.

Die Façade baut sich auf in einem Untergeschoß mit drei flach gedrückten Arkadenstellungen, die Eck- und Mittelpfeiler bekleidet durch toskanische Halbsäulen, auf denen ein wuchtiges Gebälk sitzt. Darüber erheben sich zwei in der Architektur gleich behandelte Geschoße, dessen Motive von Palladio's Basilika zu Vicenza entlehnt sein mögen: dreifach gekuppelte Fenster.

Zwei gerade Gebälkstücke, auf Säulen ruhend, nehmen einen Bogen in die Mitte, die durch jonische Pilasterstellungen getheilt sind und je ein Gebälk über sich tragen. Als Abschluß der untern Geschoße dient ein erhabenes Dachgeschoß, stark durchbrochen und die Fensteröffnungen getrennt, beziehungsweise das Hauptgesimse getragen durch mächtige Konsolen, die in der Perspektive dem ganzen Bau einen imposanten Eindruck verleihen. Diese Konsolen sind so mächtig, wie man sie in Italien nirgends bei solchen Höhenverhältnissen trifft, und hat der Meister dadurch gesucht die Wirkung des Ganzen wesentlich zu erhöhen.

Die ganze Façade zeichnet sich aus durch ihre feingegliederte Detaillirung und ist ihrer Art nach in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von einem italienischen Meister oder wenigstens einem Schüler Palladio's oder Galeazzo Alessi's entworfen worden. Wir möchten hiebei die Vermuthung aussprechen, daß derselbe Meister auch der Urheber der Geltenzunft sein könnte.

Zu dieser im Aeußern stattlich sich erhebenden Façade sollte

man glauben eine ausgedehnte Grundrißentwicklung zu suchen und zu finden, aber man sieht sich sofort getäuscht: diese Façade dient nur als Kleid für einen verhältnißmäßig schmalen Gebäudekörper, dessen Rückwand nach dem Gemsberg zu sieht.

Neben dem Interessanten des Aeußern lohnt es sich der Mühe, drei Lokalitäten des Gebäudes näher in Augenschein zu nehmen.

In den Kassalokalitäten ist eine reich und stark kassettirte Holzdecke zu sehen, mit Wappen in den Kassetten, ebenfalls im Styl mit der Façade übereinstimmend, die alle Beachtung verdient. Das äußerste Wappen stellt einen aufrecht stehenden Bären vor, einen Stern auf der Stirne, das Wappen der Familie Harscher. Das mittlere einen zottigen Hund, eine Krone auf dem Haupte, das Wappen der Irmy. Das dritte einen Wolfskopf, das Wappen der Wölfflin (Meyer-Kraus, Wappenbuch von Basel). Und wirklich haben die Irmy im Spießhof gewohnt (Hans Balthasar Irmy, Hauptmann, 1580), sowie die Harscher und Niklaus Harscher's Erben 1750—1760, von der Familie Wölfflin finden wir in den siebzig Urkunden, die über den Spießhof existiren, nichts. Um wieder auf das Kassazimmer zurückzukommen, so müssen in den beiden Ecken auch Stylöfen gewesen sein, von denen jedoch keine Spur mehr vorhanden ist.

Im zweiten Stockwerke befindet sich im Zimmer des Herrn Rechnungsrevisors L. Roth eine prachtvolle Wandvertäfelung mit Intarsien geziert, der Jahreszahl 1601 und Bibelsprüchen, und eine künstlerisch vollendete Renaissance-Holzdecke. Zu diesem Raum hat man Zutritt durch niedere und gedrückte Thüren, deren Innenseiten mit luxuriöser Holzarchikektur, Säulen, Gebälke, Aufsätzen, Intarsien 2c. geschmückt sind. Wir müssen gestehen, daß solche Arbeiten des Kunsthandwerks ihren Platz in einer mittelalterlichen oder ähnlichen Sammlung haben sollten, wo sie dem Kunstliebhaber wie dem Handwerker als Geschmack anregende und lehrreiche Beispiele dienen dürften.

Den Schluß der Merkwürdigkeiten des Spießhofes macht die mit Recht oder Unrecht so geheißene David Joris-Kapelle. Das Betriebswesen der Centralbahn hat in drei Zimmern in der langen Halle Platz genommen, und wo früher inbrünstige Gebete zum

Himmel stiegen, kritzeln jetzt die Federn von zehn bis zwölf Angestellten und Beamten. Bemerkenswerth ist die Halle nur durch die feingegliederten Spitzbogen aus Sandstein, die auf den Wänden aufliegen. Und wo einst biblische Malereien die Wände verzierten, hat sich die moderne Tapete darüber gelegt.

Dieser letztere Umstand, das Vorhandensein von Malereien, bestimmt uns anzunehmen, daß der Saal im obersten Stockwerke eine Kapelle oder ein Betsaal gewesen sei und daß er vor 1600 entstanden ist, denn damals hatte man den gothischen Baustyl schon aufgegeben. David Joris kam 1544 nach Basel und starb 1556; somit ist es wohl möglich, daß er den Spießhof hat neu erstellen und den Betsaal bauen lassen. Denn welcher Eigenthümer in der ganzen Reihe von 1369 bis 1600 hätte ein Interesse an einem Betsaal gehabt?

Vom alten Spießhof existirt kein Bild, dagegen vom neuen eine architektonische Abbildung in W. Lübke's „Geschichte der deutschen Renaissance".

Gehen wir der Geschichte des Spießhofes etwas nach, so finden wir ein reiches Material.

Der Heuberg hieß ursprünglich „Schloßberg" oder „Rufberg". Den erstern Namen hat der Berg wahrscheinlich vom Schloß Wildeck, welches am Ende dieser Anhöhe gegen den Birsig hin stand; was die Veranlassung zum zweiten Namen war, ist unbekannt. Aus eben demselben Grunde, aus welchem jene Anhöhe der Schloßberg hieß, hatte auch wohl die Straße, welche sich oben bis zum Spießhof hinzog, den Namen Schloßstraße erhalten.*) Der Spießhof erhielt seinen Namen wahrscheinlich von Burchard von Spietz, dem Kellermeister und Kantor des Stiftes St. Leonhard im 13. Jahrhundert (1294), von welchem es an das Stift kam.**)

Die älteste Urkunde von den siebzig, welche wir vom Staatsarchiv zur Einsicht erhielten, datirt vom 13. Dezember 1369 und

*) domus Arow (ex oppos. domus zem Spieße uf dem sloßberg, Fechter 74).

**) Heinrich Spietz war 1428 Vogt zu Basel, Hans Spietz saß 1428 im Gericht.

handelt von dem Kauf eines Hauses von Kunrad Radol, das neben dem Hause zum Landshut und hinter dem Hofe zum Spieß liegt. Den 4. März 1370 verkauft Heinrich Hubschelm von Altkirch, Bürger von Basel, an Panthelin Wildermann den Spießhof, während der Hof schon 1378 in dritte Hand übergeht. Frau Johanna . . . . . Heinzmann von Maßmünster und Burkard von Maßmünster, ein Edelknecht,*) verkaufen den Spießhof um 100 fl. dem Ulmann Vitzthum zu Basel.**) Dieser Ulmann Vitzthum, des Raths, verkaufte den 8. November 1382 den Spießhof an Konrad von Leymen um 120 fl. florentiner Währung. Von nun an heißt der Hof „Leymenhof“, er vergrößert sich 1387 durch den Ankauf einer Liegenschaft, die noch dem Stifte St. Leonhard gehörte und die Hemann von Leymen sich erwarb. Den 20. März 1390 übergiebt Diethelm von Thann, an Stelle seiner Frau, einer geborenen Leymen, den Hof an Hans von Leymen.

Den 12. April 1429 kamen Frau Brodenlin von Leymen, Junker Hemann's von Leymen Wittib, Hans von Leymen, ihr Sohn, und noch andere Antheilhaber vor den Schultheß Andreas Ospernell und bekannten, daß sie die zwei Häuser gegenüber dem Haus zur Rothen Henne und Lienhard Kreyer's Haus, hinten an den Leymenhof stoßend, um 60 fl. an Hans von Grüningen, den Weißbeck, verkauft haben.

Ueber die Urkunden von 1498, 1504 und 1542 schreiten wir hinweg, weil sie uns nichts Wesentliches bieten. Leider fehlt uns die wichtigste Urkunde der ganzen Sammlung: der Brief des Johannes de Brügge über den Ankauf des Spießhofes. Daß er den Hof gekauft hat, darüber existirt kein Zweifel und gedenken alle Schriften, die über Johannes de Brügge handeln, des Umstandes, daß er im Spießhof in Basel gewohnt habe, auch ist noch eine Urkunde vorhanden, wonach Johannes und Jörg von Brügge und Joachim von Berchem einen Brunnen sammt Röhre von der Stadt um 100 rheinische fl. und 2 Basler Plappart gekauft

---

*) Burkard von Maßmünster, Ritter, starb 1388 zu Landsberg.

**) Ritter Rudolf Vitzthum war 1400 Herr zu Füllinsdorf und ist bald nachher gestorben; er gehörte zum Adel der Stadt.

haben. Diese Urkunde ist besiegelt von Bürgermeister Theodor Brand.

Und nun wollen wir das Leben Johannes von Brügge's kurz betrachten.

Den 1. April 1544 zog in Basel ein gar würdig und stattlich aussehender Mann in Begleitung mehrerer Reisegefährten ein. Er nannte sich Johann Georg von Brügge. Er erkundigte sich recht bürgerfreundlich nach den Zuständen der Stadt, lobte diese nicht wenig und ließ sich dann mitgehend klagend als ein um des Evangeliums willen Verstoßener über seines eigenen Schicksals Elend aus. Bald lud er Einzelne vom Rathe zu sich und stellte ihnen den lebhaften Wunsch nahe, sich mit seinem Hauswesen hier niederzulassen und als ein Bürger dieser ehrenhaften Stadt aufgenommen werden zu können, dieweil in seinem niederländischen Vaterlande, das ihm nach dem Leben trachte, für ihn keine Rettung mehr sei. Seine Bitte wurde unbedingt gewährt und ohne Zeugniß und Empfehlung ihm das Bürgerrecht ertheilt, worüber die Bürgerschaft ihren Unwillen ausließ. Wer hätte dem Manne von so würdigem Ansehen und edler Ruhe nicht getraut? Sein ganzes Gehaben bekundete Wohlanständigkeit und christliche Sitteneinfalt. Das Haupt einer zahlreichen Familie und Dienerschaft schlug er also in Basel seinen Sitz auf. Der Spießhof, luftig und hoch gelegen zu St. Leonhard, war sein Haus in der Stadt, das Weiherhaus in Binningen (das Schlößli), Gundoldingen, das rothe Haus im Holee waren seine Lustsitze, anderer Güter nicht zu erwähnen. Die Leute seines eigenen Hauswesens gewannen durch ihr freundliches, leutseliges Wesen, überhaupt durch ihren Lebenswandel aller Herzen in Achtung.

Das Haupt dieser kleinen Niederländer-Kolonie war aber mit seinem eigentlichen Namen David Joris, geboren 1501 oder 1502, der Sohn eines kleinen Handelsmannes aus Delft.*) In der Heimath trat er als kühner Förderer der Reformpartei auf, mit brennendem Eifer der Sache Luther's ergeben. Auf dem

*) Ueber David Joris verzeichnet Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte nicht weniger denn fünfzehn Druckschriften. E. v. Linde in der „Deutschen Biographie", Bd. 14, S. 533, sogar siebenundfünfzig.

Schaffot zu Delft wurde er in Folge dessen gegeißelt und ihm die Zunge als eines Gotteslästerers durchbohrt (1528). Verbannung auf drei Jahre war damit verbunden. Wie ein gehetztes Wild floh der Verbannte jetzt mit Weib und Kind von Ort zu Ort. Er schloß sich den Wiedertäufern an und war häufig visionären Eingebungen unterworfen. Nach und nach bildete er eine eigene Sekte, die Joristen. Wo ihn die Jahre 1540—1544, als er in Basel einzog, bei nie ermüdender Thätigkeit und stets feurigem Eifer für seine Sache, bargen, liegt im Dunkel. Während er die lange Zeit seines Stilllebens in Basel unabläßig bemüht war, seine Sekte in den Niederlanden durch jedes mögliche Mittel zu fördern, so hatte er sich in der Schweiz nicht unterfangen, auch nur eine Seele zu gewinnen.

Thomas Plater schreibt an seinen in Montpellier studirenden Sohn (vom 14. November 1553): „Ich habe die Comödie aufführen lassen in Gegenwart des Bürgermeisters und Oberstzunftmeisters und vieler Rathsherren. Man wußte nicht, daß ich sie deutsch wollte aufführen lassen, sonst wäre ein gar großer Zusammenlauf gewesen. Die Niderlender, der Herr (David Joris) selbst mit der ganzen Familie, waren dabei . . . . hand ein goldguldin geschenckt und Universitas ouch ein, sunst niemantz nüt.“ Die Stelle ist ein Beweis von dem Reichthum David Joris', aber auch von der Achtung, die er in der Bevölkerung genoß.

Die Familie Joris bestand aus drei Söhnen und drei Töchtern, die in Basel, meist im Ehestand, lebten. Er starb im August 1556 und ward zu St. Leonhard mit vielen Ehren begraben. Mittlerweile erhoben sich dunkle Gerüchte nach der Bestattung Johann von Brügge's. Erst Anfangs des Jahres 1559 erfolgte die eigentliche Entdeckung der Sekte der Joristen oder Davidisten und ihres Hauptes durch seinen eigenen Schwiegersohn Bleesdyks. Bei einem ersten Verhör verleugneten die Joristen ihren Meister und bezeugten vor dem Rathe, sie hätten keine eigene Sekte. Ihr Vater Johann von Brügge hätte allezeit gelehrt, was die Geistlichkeit von der Kanzel gepredigt hätte. Der Rath ließ eilf Männer in's Gefängniß werfen, die Gefangenen verwarfen die Lehren ihres Meisters und wurden freigelassen. Die drängende Ungeduld des Volkes wollte noch mehr und Absonderlicheres, so daß das

Gerücht auftauchte, anstatt Johannes von Brügge sei ein Thierkörper verscharrt worden; der wahre Leichnam werde, einbalsamirt, in den Niederlanden göttlich verehrt. Auf dieses Volksgeschrei wurde das Grab wieder geöffnet (13. Mai 1559) und die Leiche als diejenige eines „verdammten Schwärmgeistes und Erzketzers" öffentlich auf der Richtstätte durch Henkershand verbrannt.

So endete dieser Mann sein bewegtes Leben. Was aus seiner Hinterlassenschaft geworden ist, wissen wir nicht, nur so viel ergibt sich aus einer Urkunde, die im Besitze des Herrn Adolf Linder, Freie Straße 21, ist, daß seine Kinder Hans Jakob und Hans Georg, Theodoria, Hans Wilhelm Samson und Valeria de Brückh dem Andreas Ryff das bezügliche Haus Nr. 21 (damals das „Röllingshaus" geheißen) um 178 fl. verkauft haben. Auf der öffentlichen Bibliothek befindet sich noch, wie uns Herr Oberbibliothekar Dr. L. Sieber sagt, das umfangreiche Inventar David Joris', und im Museum hängt noch das bei der vorerwähnten Prozedur mit Beschlag belegte Bildniß des Joris. Es ist ein schönes Werk von Heinrich Aldegrever (geboren zu Soest 1502, gestorben 1562).

Noch liegen zwei Urkunden vor von 1555 und 1560, sie sind aber von minderer Bedeutung. Wichtiger ist dagegen der Kaufbrief vom 13. März 1580, wodurch Hauptmann Hans Balthasar Irmy den Spießhof kauft. Verkäufer sind der Junker Hans Philipp Offenburg und Frau Susanna Höchlerin von Steineck, sowie Hieronymus Iselin und seine Frau Ursula Offenburg.

Die Irmy sind ein altes, nicht unberühmtes Geschlecht in Basel. Hans Irmy war Peter von Hagenbach's Anwalt in dem kurzen Prozeß, der ihm 1474 am 9. Mai gemacht wurde. Irmy benahm sich dabei höchst wacker. Er bestritt die Kompetenz des Gerichts und wollte durchaus nicht die Hagenbach durch die Folter abgepreßten Geständnisse als Beweise gelten lassen; er verlangte vollständiges unparteiisches Zeugenverhör 2c. Alles war vergebens. Noch an demselben Abend wurde Hagenbach in Breisach enthauptet. Das Jahr darauf war Hans Irmy Steuereinnehmer im St. Martins-Kirchspiel. Balthasar, der den Doktor der Philosophie vor zwanzig Jahren gemacht hatte, wurde 1488 vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Unser Hans Balthasar Irmy war der

Sohn des Niklaus Irmy, Oberst etlicher Fähnlein in des französischen König Heinrichs Diensten, der 1553 starb. 1585 verkaufte Hans von Speier dem Balthasar Irmy eine Scheune und das gleiche Jahr erhebt Hans Ecklin, der Hafner zum Haus Altisweiler, Ansprüche wegen einer Mauer hinter dem Hofe zum Spieß.

Unterdessen starb Irmy und seine Hinterlassenen, Frau Margaretha, Damian, Anna, Valeria, Maria Salomea und Judith Irmy, verkaufen den 8. Oktober 1598 den Spießhof dem Heinrich von Gerth, des Raths, und Heinrich Schwegler um 3000 Pfund. Hier kommt zum ersten Male ein Konrad Harscher vor als Theilvogt der beiden letzten Töchter Irmy's. Die Erben müssen aber den Hof bald wieder zurückkaufen und gaben ihn den 19. Januar 1599 dem Hieronymus Menthelin, des Raths, um 3000 fl. zum Kauf.

Unter dem neuen Besitzer nimmt der Hof den Namen Menthelin-Hof an. Noch 1611 wird der Hof in Plater's Häuserverzeichniß so geheißen. Den 4. Januar 1617 verkauft die Frau Sara von Spyr, des Oberstzunftmeisters Hieronymus Menthelin hinterlassene Wittwe, dem Christoph Burckhardt und seiner Frau Ursula Geiger den Hof um 4000 fl. Den 15. Juni 1666 verkauft Burckhardt den Hof an den Handelsmann Melchior Steiner um 6500 Pfund. Dieser veräußert den Hof wiederum den 12. Januar 1672 an Frau Wittwe Maria von Taupadel, geborene von Erlach, um 4200 fl.

Ueber die Taupadel müssen wir hier ein Wort einflechten. Am 5./15. März 1647 starb auf seiner Herrschaft in Pfirt einer der bravsten Feldobersten der schwedischen Armee, Graf Georg Christoph von Taupadel, der als Dragonergeneral in den Siegen und Niederlagen Gustav Adolf's und Bernhard's von Weimar stets ruhmvoll mitgefochten und in den beiden Schlachten von Rheinfelden mit seinem Flügel siegreich den Feind geworfen hatte. Seines durch die Strapazen des Feldzuges ermüdeten Leibes in Ruhe zu pflegen, war er nach Basel gekommen, wie das auch anderen Offizieren gestattet worden war. Er erlag seiner Angegriffenheit nach kurzem Krankenlager und wurde zu St. Peter beerdigt. Sein Haus steht in der Neuen Vorstadt (der heutigen Hebelstraße).

Maria von Erlach, die Tochter des Generallieutenants Hans Ludwig von Erlach, des Gouverneurs von Breisach, war die Frau des Generals von Taupadel. Namens derselben verkauft Frau Wittwe Maria Euphrosina Truchseß von Rheinfelden, geborene von Deißlingen, den 19. September 1685 den Spießhof dem Jakob Birer, Handelsmann, um 4000 fl.

Am 2. November 1723 verkaufen Jakob Birer, der Aeltere, und Frau Anna Katharina Merian den Spießhof dem Niklaus Harscher, Beisitzer des Stadtgerichts, um 10,500 fl. Von diesem wird wohl das zweite Wappen im Kassazimmer stammen; Harscher hat auch den Neubau im französischen Style erstellen lassen. Harscher stirbt und seine Erben Susanna, Margaretha, Johanna Maria, Anna Maria und Salomea verkaufen den Spießhof ihren beiden Miterben Rudolf und Niklaus Harscher um 15,500 Pfund den 15. Oktober 1750.

Zehn Jahre später, Juli 1760, überläßt Rudolf Harscher seinem Bruder Niklaus unter gewissen Bedingungen die Tuch- und Leinwandhandlung, die beide Brüder gemeinschaftlich besessen, zu einem bestimmten Preise, den Spießhof aber um 9050 fl.

Niklaus Harscher war ein angesehener Mann, er war Präsident des Direktoriums der Kaufmannschaft und stand sonst in Aller Achtung. Er besaß eine schöne Sammlung von Gemälden. Seine Erben verkauften den Spießhof den 24. Februar 1795 dem Niklaus Reber, Handelsmann, und der Frau Sara Passavant um 31,000 Pfund, in welcher Summe der Kaufpreis einer Scheune inbegriffen ist. Reber behielt den Hof nur neun Jahre und verkaufte ihn den 17. September 1804 an die Handelsfirma Balthasar und Benedikt Stähelin um 38,400 Pfund.

Vierzig Jahre nun blieb der Hof in den Händen dieser Firma, die ihn den 26. November 1844 um 90,000 Franken alte Währung an Daniel Geßler, Hutmacher, nebst der gegenüberliegenden Scheune und Remise, verkaufte. Aus einer Appellationsbeschwerde geht hervor, daß die hintere Façade auf das Höflein des Metzgers Seiter stieß und im Jahre 1822 wegen Baufälligkeit vom Boden auf neu aufgeführt werden mußte. Geßler hat ein drittes, prachtvoll geschnitztes Zimmer 1844 in den damals neu erbauten Gasthof zu den Drei Königen verkauft.

Den 7. Dezember 1853 verkaufte Daniel Geßler den Spießhof an die Schweizerische Centralbahn, welche ihn heute noch im Besitze hat und ihren Interessen gemäß hat ausbauen lassen.

Balthasar Reber (geboren den 7. Dezember 1805), der Dichter und Historiker, hat längere Zeit im Spießhof gelebt, und sein Sohn, Paul Reber, auch eine dichterisch angelegte Natur, hat seine Jugendzeit im Spießhof zugebracht.

* * *

Zum Schlusse noch eine Mittheilung des Herrn S. L. über den Spießhof:

Die Kapelle des David Joris diente der Firma Balthasar und Benedikt Stähelin als Aufbewahrungsort der flüssigen Gelder. Als das Geschäft im Spießhof bestand existirte noch keine Bank, und der Schreiber dieses erinnert sich noch heute, wie man die schweren Säcke von Brabantern und Fünflivrethalern vier Treppen hoch hinaufschleppen mußte. Unsere Vorfahren waren gar vorsichtig und ängstlich und ließen das Geld lieber Monate lang brach liegen, als es unsicher anzulegen. Man hatte in der Kapelle selbst eine große eichene Kiste konstruiren lassen, viel größer als die Thüre, damit ja kein Dieb dieselbe fortschleppen könnte, mit künstlichen und Malenschlössern versehen. Dort wurden die Geldsäcke verwahrt, bis sich im Geschäft Bedarf einstellte.

Es war nicht ganz heimelig dort oben, da es hieß, David Joris spucke in den alten Räumen; ein Knecht wollte ihn auch einmal gesehen haben und betheuerte fest, dort „speue" es, er gehe um keinen Preis mehr in's Geld-Institut.

Spuck wurde allerdings getrieben, indem die Kommis an langen Schnüren Würste &c. vom Metzger am Spalenberg über die hundert Fuß hohe Mauer hinaufzogen und die Batzen in Päcklein hinunterließen u. a. m.



## 30. Die Augenheilanstalt.

Die Augenheilkunde wurde schon vor Celsus' Zeit in Alexandria von einer eigenen Klasse von Aerzten, Ophthalmologen oder Ophthalmiatriker genannt, kultivirt. Während des Mittelalters war dieser Zweig der Wissenschaft gänzlich vernachlässigt und wie traurig es mit derselben noch gegen das Ende des 16. Jahrhunderts stand, beweist die aus jener Zeit erhaltene, den damaligen wissenschaftlichen Zustand der Ophthalmologie charakterisirende Abhandlung über Augenkrankheiten von Bartisch von Königsbrück, in welcher Zauberei und böse Geister noch eine große Rolle spielen. Gegen das Ende des 17. und im Laufe des 18. Jahrhunderts begann sich bei englischen, französischen und deutschen Aerzten ein neues Interesse für die Augenheilkunde zu regen und namentlich war es der operative Theil derselben, der während dieses Zeitraumes eine fruchtbare Begründung erfuhr. In der Gegenwart hat sich die Augenheilkunde, begünstigt durch die weittragenden Forschungen der Physiologen und unter der Pflege genialer Aerzte und Chirurgen, die Stellung einer exakten Wissenschaft zu erobern gewußt. In Deutschland und in der Schweiz besitzen jetzt sämmtliche Universitäten Professuren der Augenheilkunde.

Das Auge ist der Sitz zahlreicher Krankheiten. Die mannigfachen Störungen, welche die Augen mit sich bringen: Trübung des Gesichts bis zur Blindheit, Schmerzen, Thränenfließen, vielfach auch die Entstellung des Antlitzes bei manchen Augen, führen die Patienten frühzeitig zum Arzte und erklären die auffällig große Zahl der zur Beobachtung kommenden Augenkranken, wie in Folge der von unserer ganzen Lebens- und Erwerbsweise die an die

Augen gestellten Anforderungen scheinbar immer im Steigen begriffen sind. Mit Erfolg hat man neuerdings Anstalten zur Heilung von Augenkranken und an den Universitäten besondere Kliniken für dieses Fach eingerichtet.

* * *

Ich litt an einer Entzündung der Regenbogenhaut des rechten Auges. Nachdem mich Herr Professor Schieß, der Leiter der Anstalt, untersucht hatte, und nachdem die wenigen Förmlichkeiten für die Aufnahme in die Anstalt erfüllt waren, wurde ich in das Zimmer Nr. 11 gewiesen. Es war ein einfaches Gemach, ein Bett, ein Nachttischchen, zwei Stühle, ein Tisch, eine Kommode und einen Lehnsessel enthaltend, blaugrau ausgemalt, von äußerster Reinlichkeit, wie denn diese in der Anstalt oberstes Gesetz ist. An der Wand hingen die Vorschriften für die Kranken und ein Spiegel. Die Fenster hatten für die Zwecke der Kranken einen dreifachen Verschluß, dem erst noch die Storen folgten, die aus schwarzem Stoff bestanden.

Es war Nachmittag. Der Frühling mit seinen linden Lüften wehte zu allen Fenstern hinein. Die Bäume standen in der schönsten Blüthe und ich mußte da vier Wochen (denn auf so viel zählte ich) des schönsten Frühlings, den wir seit Jahren gehabt, in diesen engen Kerkermauern vertrauern.

Doch ich will nicht von meiner Krankheit reden, sondern von der Anstalt selbst, ihrer Einrichtung, ihren Gewohnheiten und ihrer Geschichte.

* * *

Die Anstalt — nicht das Haus — besteht seit dem 1. Mai 1864, also 25 Jahre, und ist seit ihrem Bestande von Herrn Professor H. Schieß geleitet. Der erste Bericht, den er über die Heilanstalt herausgab, geht vom 1. Mai 1864 bis 1. Mai 1865.

Der Bericht erwähnt eines kleinen Hauses an der Missionsstraße, Nr. 45, mit etwas schattigem Gartenland, dessen größter Theil gemiethet wurde. Eine tüchtige Diakonissin und eine Magd

kamen von Bern und mit diesen wurde den 1. Mai 1864 die Anstalt eröffnet. Man begann mit 6 Betten, 5 für Erwachsene und 1 für ein Kind, war aber bald genöthigt, noch 2 Betten anzuschaffen. Das Kostgeld für Erwachsene betrug 1 Fr. 25 Cts. und für Kinder 1 Fr. täglich. Für weniger Arme und weiter Entfernte waren 2 Fr. per Tag festgesetzt worden. Bei ganz Hülflosen und in Nothfällen wurden ausnahmsweise auch Gratisaufnahmen gestattet. Gerade für die Aermsten ist die Möglichkeit, bei vorkommender Erkrankung Hülfe zu finden, von dem allergrößten Werth, und von fast noch größerer Wichtigkeit war der vom Komite gefaßte Beschluß, mit Beginn des neuen Jahres eine Poliklinik zu eröffnen, wo Unbemittelten, deren Krankheit eine Aufnahme in die Anstalt nicht erheischt, die Möglichkeit geboten ist, unentgeltliche Hülfe zu finden. Die Poliklinik zählte im ersten Jahre bereits 262 Besucher.

Die Zahl der im ersten Jahre aufgenommenen Kranken betrug 79, worunter 22 Kinder unter 15 Jahren, 32 waren aus Basel gebürtig, 16 Schweizer anderer Kantone, 18 Elsässer und 13 Badenser. Die Aufgenommenen hatten ärztliche Pflege, die nöthigen Operationen inbegriffen, unentgeltlich. Regelmäßig wurde eine Morgenvisite, in sehr vielen Fällen drei Besuche täglich gemacht. Bei den Operationen waren meist die Herren Professoren Socin, Streckeisen und Dr. Rosenburger thätig.

Der Mangel eines eigenen Operationszimmers war dabei natürlich sehr fühlbar, doch noch weniger als der Umstand, daß das allgemeine Wohnzimmer zugleich Konsultationszimmer sein mußte und so dem Arzte gar keine Lokalität zu seinem speziellen Gebrauche, zu Ordinationen an das Wartpersonal 2c. übrig blieb. Im Ganzen wurden 59 Operationen gemacht, 35 mit vollständigem, 17 mit theilweisem und 6 ohne Erfolg. Die Operationen wurden sämmtlich bei Rückenlage der Kranken, gewöhnlich ohne Chloroformirung, ausgeführt; bei der Nachbehandlung wurde der sehr hochgeschätzte Druckverband angewendet.

So ging die Behandlungsweise in dem beschränkten Raume fort bis zum Jahre 1876, in dem die Zahl der Betten bis auf 30 erhöht wurde. Diese Anzahl konnte aber nur dadurch erreicht werden, daß man die Kinderabtheilung in ein Nachbarhaus ver-

legte. Freilich war hier der Raum enge und schlecht ventilirt. Das vorhandene Bedürfniß hätte eigentlich für die neue Anstalt eine Vermehrung der Kinderbetten verlangt, aber die Finanzen legten ein Veto ein.

Die Poliklinik wurde fleißig benützt und zwar sowohl von unserer städtischen Bevölkerung, als auch aus der nähern und hie und da aus der weitern Umgebung. Die Zahl der Operationen war auf 239 gestiegen, die höchste Ziffer, die bis dahin erreicht worden. Die Anzahl der im Jahre 1876 aufgenommenen Kranken betrug 229, darunter 46 Privatpatienten und 9 Gratisverpflegte.

Das Jahr 1877 wird zu allen Zeiten in der Geschichte der Anstalt einen besondern Platz einnehmen, indem der Auszug aus den provisorischen, in letzter Zeit oft sehr drückend gewesenen Verhältnissen in einen zweckmäßigen und geräumigen Bau an der Mittleren Straße 91 stattgefunden hat. Die Baumeister Paul Reber und Preiswerk gingen der Anstalt mit Rath und That an die Hand. Am 3. September rückten die Verwalterin und der Hausknecht oder Portier ein. Am 9. und 10. September wurde das theilweise schon möblirte Haus dem Publikum geöffnet. Am 13. September verließ die Anstalt das alte Haus an der Allschwylerstraße (man war von der Missionsstraße bald dorthin gezogen) und siedelte mit 17 Kranken, die theils zu Fuß gingen, theils per Droschke übergeführt wurden, in's neue Haus. Am 19. September fand eine freundliche Einweihungsfeier statt. Sofort mehrte sich der Krankenbestand, der im Oktober schon 30 Patienten betrug.

Bei Frau Chr. Merian-Burckhardt stand noch ein Schuldposten von 35,000 Franken. Durch ihren Nachlaß schenkte sie der Anstalt diese Schuld, so daß das Institut nunmehr völlig schuldenfrei dasteht.

Betrachten wir das Haus im Aeußern und Innern: Ein bescheidener, mit Kies bestreuter und von einem Gitter umzäunter Hof umgiebt das ganze Gebäude. Das Aussehen des dreistöckigen Hauses ist etwas düster durch den dunkeln Besenwurf, der ihm anklebt. Eine breite Freitreppe führt in den bequemen Hausflur, der sich, ehe er zum Aufstieg in den ersten Stock führt, mit dem sich

der Länge des Gebäudes nach hinziehenden Korridor kreuzt. Da thun sich rechts der Reihe nach auf: das Zimmer der Verwalterin, einfach und nett möblirt, das Wartzimmer, das Zimmer des Assistenten, zugleich der Poliklinik, dann folgt ein Zimmer für das des Lichtes nicht ganz entwöhnte Auge und dann der große Operationssaal. An den Wänden hängen Tafeln, Tabellen, Zeichnungen vom Auge und seiner Bildung; auf einer Längsseite steht die Bestuhlung für die Studenten der Universität, die jede Woche ein oder zwei Mal zu dem Professor in's Kolleg kommen. In Glasschränken und auf dem Tische liegen Apparate herum, dort Gefäße aller Art mit Tinkturen und Wasser, Fläschchen mit Tropfen für jeglichen Dienst stehen da bereit; da die Etuis mit den blinkenden scharfen Messern und Scheeren. Und da steht er ja auch, der zerlegbare Operationsstuhl, zu dem schon so viele Hunderte mit Sorgen hingetreten und fröhlich wieder aufgestanden sind. Nur Muth! rufen wir im Geiste den am vornehmsten und schönsten aller Sinne leidenden Mitmenschen zu, die mit vertrauenden aber auch bangenden Herzen hier Hülfe suchen. Muth! hier harren Deiner hülfbereite Freunde, die sich's zur Lebensaufgabe gemacht haben, die Geheimnisse des gesunden und des kranken Auges zu erforschen und mit der doppelten Sicherheit der Wissenschaft und der Erfahrung Dir Heilung oder Linderung zu bieten.

Auf der Hofseite des rechten Flügels liegen die Privatzimmer des Professors und des Assistenzarztes; auf dem linken Flügel die Räume für die Kinder, Spielsaal und Schlafzimmer, dazu kommen die Zimmer für die Wärterinnen.

Wir steigen auf der hellen, steinernen Treppe in den ersten Stock, der durch ein großes Fenster abgeschlossen und mit „Männer-Abtheilung" überschrieben ist. Der Zimmer sind neun an der Zahl, wovon zwei große, behaglich möblirt, je 6 Betten enthalten; das eine Zimmer enthält nur 3 Betten; drei Zimmer, wovon zwei I. Klasse, enthalten nur je 1 Bett, das dritte 2 Betten. Dazu auf jedem Flügel das Zimmer der Wärterin oder Schwester. In der Mitte der Zimmerreihe bietet der Speisesaal für etwa zwanzig Personen Raum. Demselben ist ein kleiner Balkon vorgelegt. Badezimmer und Abtritte liegen neben einander.

Die gleiche Einrichtung finden wir einen Stock höher für die weibliche Abtheilung. Das dritte Stockwerk beherbergt die Estrichräume.

Vom Estrich, auch vom zweiten Stockwerk, hat man eine wunderschöne Aussicht. Gegen Norden die ganze Kette der Wiesenthalberge und des Schwarzwaldes, vom majestätischen Blauen aufwärts bis zu den Zeller Höhen und zum Dinkelberg; gegen Westen das ganze Plateau des Elsaßes und die Vogesen; gegen Süden die blauen Berge des Jura; gegen Osten das Hörnli, den Wartenberg, die Gempenfluh und näher liegend die Stadt mit ihren Kirchen und Gebäuden, mit ihren Anlagen und Promenaden. Es ist ein entzückender Anblick.

Hier muß es eine Wonne sein zu stehen, wenn nach glücklich vollbrachter Operation und Genesung das wieder erstarkte Auge sich dem lang versagten oder verkümmerten Genuß hingeben darf, Gottes weite herrliche Natur unter dem heißen Danke der Seele zu grüßen und aus dem Hause des Segens, das die unerschöpfliche Menschenliebe gebaut hat, wie neugeboren zurückzukehren in den Kreis der lange harrenden Lieben, in die mit Schmerz verlassene Berufsarbeit.

Wir steigen herab von dieser Höhe zur Küche, in welcher die Verpflegung von etwa sechszig oder mehr Personen besorgt wird. Die Küche liegt im Souterrain, ist geräumig, gut eingerichtet und steht durch einen ziemlich schwerfällig zu handhabenden Aufzug mit allen Stockwerken in direkter Verbindung. Der Köchin stehen ein bis zwei Mägde dienstbar zur Seite. An die Küche schließen sich die Vorrathskammern an, der Weinkeller, der Eiskeller, der Aufbewahrungsort für das Holz und, nicht zu vergessen, das Lokal für die Beheizung. Diese besorgt der ebenfalls im Hause wohnende Portier, der Christian, ein guter, treuer Berner, der auch die Kommissionen des Hauses, den Garten und den Hof zu übernehmen hat. Hinter dem Gebäude liegt der ziemlich große Nutz- und Ziergarten mit alten und neuen Bäumen, Spaziergängen und einer vielbesuchten langen Weinlaube, die mir oft zum Aufenthaltsort gedient hat. Zur Seite des Gartens, der Weinlaube gegenüber, steht der Hühnerhof, auf der entgegengesetzten Seite das neue klinische Gebäude.

Kehren wir in's Haus zurück. Dasselbe ist innen einfach aber geschmackvoll bemalt, der Boden ist mit Parkett belegt und, weil er gut unterhalten wird, sehr glatt. Ein langer Gang von vierzig Schritten zieht sich den Krankenzimmern entlang, er ist der gemeinsame Aufenthaltsort derer, die nicht in den Zimmern bleiben müssen, der Spielplatz großer und kleiner Kinder. Wie manch' hundertmal habe ich nicht diesen Gang durchwandert und die Schritte gezählt, die ich zu machen hatte!

An der Spitze der Anstalt steht seit der Gründung als Direktor Herr Professor Dr. H. Schieß-Gemuseus. Er ist ein sehr kenntnißreicher Mann, vorzüglicher Arzt und geschickter Operateur. Seine große Erfahrung hat ihn zu einem der berühmtesten Ophthalmologen gemacht. Herr Dr. Arnold Lotz ist ein junger, talentvoller Arzt, der dem Direktor wacker zur Seite steht.

Die Verwalterin hat den schweren Dienst der Haushaltung und das Rechnungswesen zu besorgen. Sie macht alle Anschaffungen für den ganzen Betrieb des Hauses; sie stellt den Patienten ihre Rechnungen aus und quittirt sie; sie ist dem Komite gegenüber verantwortlich. Die Schwestern (aus der Diakonissenanstalt in Bern hervorgegangen, es sind fast alles Bernerinnen) haben ebenfalls einen schweren Dienst und die paar Wochen Ferien, über die sie verfügen, dienen zu ihrer Kräftigung und Gesundheit. Sonst wäre Gefahr vorhanden, daß sie geistig und körperlich verkommen müßten. Vom frühen Morgen bis Abends spät sind diese Schwestern (es sind fünf an der Zahl, die Verwalterin nicht gerechnet) unermüdlich thätig, und kaum des Nachmittags haben sie kurze freie Zeit zwischen dem Mittagessen und dem Kaffee, und zwischen diesem und dem Nachtessen, um sich mit der Ausbesserung ihrer bescheidenen Kleidung und ihrer sonstigen Habe zu befassen. Und bescheiden ist ihre Kleidung: ein Rock von blauem, getupftem Kattun, eine weiße Schürze, die über die Brust geht, und das schneeweiße Häubchen. Am Sonntag kommt dann ein schwarzer Rock hinzu und eine schwarze Mantille, und der ganze Putz ist fertig. Daß unter diesem weißen Häubchen nicht ein hübsches Gesicht Platz hat, ist nicht ausgeschlossen.

Die Schwestern versehen ihren Dienst mit einer Unverdrossenheit, einem Frohmuth, einer Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, die

unser Erstaunen erregt. Und was liegt ihnen nicht Alles ob zu thun: Früh Morgens müssen sie die Gänge und Zimmer kehren, in den Einzelzimmern die Betten machen, bei der Visite der Aerzte anwesend sein, um Auskunft zu geben, den Tisch rüsten für den Morgenkaffee, die Kataplasmen kochen und streichen, die Kranken pflegen und ihrer Unzahl von Bedürfnissen nachkommen. So geht es den ganzen Tag bis zum Abend, und wenn endlich Ruhe eingetreten ist und die Kranken sich alle zu Bette befinden, treten die Schwestern im Eßzimmer zu ihrem bescheidenen Nachtessen zusammen. Dann werden noch einige geistliche Lieder gesungen und der Tag ist vollbracht, vorausgesetzt, daß nicht noch der eine oder der andere Kranke der Nachtpflege bedarf.

Des Sonntags um 11 Uhr kommt Herr Pfarrer Ecklin oder ein Mitglied des Missionshauses in die Anstalt, um im Eßzimmer bei den Klängen eines Harmoniums und der meist hohen Stimmen der Schwestern einen Gottesdienst zu halten, der bis 12 Uhr dauert und aus einer Predigt und der Absingung einiger Choräle besteht.

Das Benehmen der Patienten gegen die Aerzte und die Schwestern ist meist anständig; wunderliche Kranke, die sich in die Disziplin nicht fügen wollen, giebt es auch hie und da, doch werden mit ihnen wenig Umstände gemacht und werden sie einfach weggewiesen. Das Verhalten gegen die Schwestern ist sogar meistens ein freundliches. Jung und Alt hilft ihnen ihren schweren Dienst erleichtern und geht ihnen an die Hand, wo es thunlich ist, zum Beispiel beim Bindenrollen, beim Kochen des Leinsamens, namentlich aber beim Decken und Abtragen des Tisches.

Die Verpflegung ist eine gute und reichliche. Die dritte Klasse erhält Morgens Kaffee mit Brod, Mittags Suppe, Fleisch und Gemüse, ein Glas Wein, um 3 oder 4 Uhr wieder Kaffee, und Nachts eine Suppe. Die zweite und erste Klasse erhält Mittags Suppe, zweierlei Fleisch, zwei Gemüse und Dessert, Wein nach Belieben, Abends Suppe, ein Fleisch und ein oder zwei Gemüse und Dessert, Morgens und Abends Kaffee mit Milch und Gipfel oder anderes Brod der Feinbäckerei.

* * *

Vier bis sechs Wochen in einer Anstalt zu verweilen, wo jeder Tag dem andern gleicht, wo jede Stunde dieselbe Aktion sich wiederholt, das gehört nicht zu den angenehmsten Momenten des Lebens. Sehen wir uns einmal einen solchen Tag an.

Früh Morgens um 5 Uhr wird es schon lebendig in den Gängen. Man hört plaudern und lachen und der Schlaf ist dahin. Um 6 Uhr kommt die Schwester. „Guete Tag, Herr St., het der Herr St. guet g'schlafe?“ — „Nicht so sehr,“ antworte ich, „der lästige Druckverband hindert mich am Schlafen.“ — „Jo, was Sie nit säge? Der Druckverband? Ja, das wird sich scho mache,“ und währenddem schließt sie die Laden auf und die Tageshelle dringt herein. „I will Ihne jetzt der Verband abnäh!“ Und damit löst sie den Verband vom Kopfe. „Will der Herr St. jetz es Tröpfli näh?“ fährt die Schwester fort und macht Anstalten zum Einspritzen. Jeden Tag drei Mal wird nämlich Atropin oder Eserin in's Auge geträufelt, ein bis drei Tropfen. Nun heißt es aufstehen, sich waschen und ankleiden. Während man eine halbstündige Spazierfahrt durch den Gang unternimmt, wird das Zimmer gereinigt, das Bett gemacht, der Kaffeetisch gerüstet und dann geht's zum Kaffee, den man sich ordentlich schmecken läßt. Nach dem Kaffee sofort wieder in's Bett, denn die Visite der Aerzte beginnt um 8 Uhr. Sie dauert mindestens eine Stunde, oft noch länger.

Die Aerzte kommen, begleitet von der Wärterin und der Verwalterin der Anstalt. „Wie haben Sie geschlafen?“ ist die erste Frage. Dann geht es an die Besichtigung des oder der Augen.

„Mich anschauen!“ sagt der Professor. „Aufwärts schauen! Abwärts schauen! Links schauen! Rechts schauen!“ sind die stereotypen Aeußerungen. Unterdessen wird das Auge nach allen Richtungen und mit der Linse betrachtet. „Es ist gut!“ Und mit einigen Verordnungen über Essen, Aufstehen und dem sonstigen Verhalten reisen die beiden Aerzte, wenn nicht etwa skarifizirt wird, ab, um ein anderes Zimmer zu besichtigen. Es giebt aber auch schwerere Fälle, die die Aufmerksamkeit der Herren länger in Anspruch nehmen. Vom ersten Stock geht es in den zweiten, in die Frauenabtheilung, die immer gut bevölkert ist. Hier wiederholt sich der gleiche Akt, wie im ersten Stock.

Ist es schon während der Visite stille in allen Räumen, so wird es nach derselben noch mehr. Die Kranken sind zu Bette, die, welche aufstehen dürfen, befinden sich im Garten. Man hört keinen Laut im Gange, kein fröhliches Gelächter und Geplauder. Ein Hahn schreit im Garten, eine Henne antwortet ihm. Vom Lehenhof herüber bellt ein Hund. Der Bahnwärter der Elsäßerbahn tutet in sein Horn, daß bald ein Zug kommt. Der Zug keucht heran, einen Augenblick dauert das Rollen der Wagen und dann herrscht wieder Ruhe. Horch, die St. Johannsuhr schlägt! Eins, zwei, drei, vier, fünf, und dann ist's wieder stille, der Wind hat den Ton verweht. So verweilt man sich die Zeit im Bette, man achtet auf das geringste Geräusch, jede Unterbrechung des monotonen Stilllebens ist willkommen und vertreibt die Langeweile.

O die Langeweile! Die ist wirklich das Einzige, was Einem die Augenheilanstalt verleiden machen kann. Nicht lesen und nicht schreiben dürfen, keine passende Gesellschaft genießen, kein Spiel treiben, das Einen befriedigt, den langen Gang mit gleichmäßigen Schritten oder bei schönem Wetter die Terrasse, wie ein Gefangener den Hof, durchwandern, das ist mehr als ein gesunder Mensch ertragen kann. Das kann nur ein Kranker, der für einige Wochen mit der Außenwelt abgeschlossen hat.

Doch wir wollen fortfahren in unserer Tagesordnung.

Um 11 Uhr wird es wieder lebendig im Gange. Die einen Kranken stehen auf, die andern kommen aus dem Garten zurück, es werden Spiele arrangirt (an Spielzeug für Große und Kleine fehlt es hauptsächlich in der Anstalt und möchten wir Menschenfreunde auf diesen Mangel aufmerksam machen) und so vergeht die Zeit, bis die Stunde zum Mittagstisch ruft. Der gemeinsame Mittagstisch für die Patienten III. Klasse wird mit einem Gebet begonnen und beschlossen. Nachher geht's wieder zum Spiel oder in den Garten. Wenn schlechtes Wetter herrscht, ist man einzig auf den Gang angewiesen. Nachmittags tritt wieder eine Pause ein, bis um 4 Uhr der Kaffee kommt.

Um 6 Uhr findet die zweite Visite statt, die von dem Assistenzarzt vorgenommen wird und der dann die Ordinationen für die Nacht folgen. Nach der Visite wieder Spiel bis zum

Nachtessen. Bald nachdem dieses vorüber ist, begeben sich die Patienten zu Bette.

So vergeht ein Tag wie der andere, eine Stunde wie die andere, monoton, wenn man der Gesellschaft entbehren muß, freundlicher, lebendiger, wohlthuender, wenn man welche hat.

* * *

Betrachten wir noch die Statistik des Jahres 1887, so finden wir, daß in der Anstalt 483 Kranke verpflegt wurden, darunter waren 71 Privatpatienten, 32 Gratisverpflegte und 20 Kranke, denen das Kostgeld theilweise erlassen wurde. (Im Jahre 1888 wurden sogar 540 Kranke behandelt.)

Drei Mal in der Woche findet Poliklinik statt, wo die arme heilsbedürftige Menschheit sich einfindet und wo dann und wann ein Kranker in die Anstalt aufgenommen wird. Im Jahre 1887 wurden nicht weniger denn 1954 Kranke (1888 : 2150) behandelt, wovon 1887 die meisten an Cornea (635), an Konjunktiva (508), an Refraktionsanomalien (176), an der Linse (130), an den Lidern (120). Es stellten sich also durchschnittlich in der Woche 37,04 Patienten ein. Nach dem Geschlecht vertheilen sich die Patienten folgendermaßen: männliche 1037, weibliche 917.

Die Rechnung weist 47,928 Franken Einnahmen auf und 35,740 Franken Ausgaben. Unter den Einnahmen figuriren 20,701 Fr. Verpflegungsgelder, Legate und Geschenke 5780 Fr., Jahresbeiträge der Mitglieder 1095 Fr., des Bürgerspitals 3000 Fr., des Staates 2000 Fr. und der Akademischen Gesellschaft 1000 Fr.

Durch die nothwendig gewordenen baulichen Veränderungen und Erweiterungen im Interesse der Klinik erwächst der Anstalt allerdings, nachdem sie kaum erst schuldenfrei geworden ist, wieder eine Schuldenlast, allein diese Bauten sind nothwendig, und die Anstalt hofft auf die Bürger- und Einwohnerschaft Basel's, daß sie ein so schönes und wohlthätiges Werk auch fernerhin unterstützen werde, wie sie es seit Jahren und in so hervorragender Weise gethan.



## 31. Die Sarasin'schen Häuser.

Das „Blaue Haus" und das „Weiße Haus" (Nr. 16 und 18), der Reichensteiner und der Wendelsdörfer Hof geheißen, stehen am Rheinsprunge, hoch über dem Ufer des Rheins. Von ihren Fenstern aus übersieht man den Strom, Klein-Basel und die Berge des Schwarzwaldes. Es war jedenfalls ein glücklicher Gedanke der Brüder Lukas und Jakob Sarasin, die enge, geräuschvolle Freie Straße, den „Kardinal" zu verlassen und an diesen Ort ihr Geschäftshaus zu verlegen und mit demselben eine schöne Wohnung zu verbinden.

Lukas Sarasin, geboren den 9. September 1730, verehelicht mit einer Jungfrau Werthemann, und Jakob, geboren den 26. Januar 1742, verehelicht mit Gertrud Battier, übernahmen das Bandfabrikationsgeschäft ihres Vaters. Reich geworden, wurde es ihnen im alten väterlichen Hause zum „Kardinal" zu enge, die Fabrik erforderte größere Räumlichkeiten und so ertheilten sie dem Baumeister Büchel den Auftrag, ihnen zwei große stattliche Herrschafts- und Geschäftshäuser zu bauen. So entstanden in den Jahren 1760—1765 die sogenannten Sarasin'schen Häuser, oder wie sie heute noch heißen, das „weiße" und das „blaue Haus"; das erstere gehörte dem Jakob, das letztere dem Lukas Sarasin.

Indessen hatten sich die beiden Brüder beim Bau ihrer Häuser ziemlich verrechnet, und da überdies ihre Mittel durch die Pflege verschiedener Liebhabereien und den gesellschaftlichen Verkehr in Anspruch genommen wurden, so hatte das Fabrikationsgeschäft darunter zu leiden. Beim Tode des Lukas Sarasin wurde dasselbe nebst dem „Blauen Hause" von seinem Schwiegersohn Peter

Vischer, des Raths, übernommen, während das „Weiße Haus“ in den Besitz der Gebrüder Jersing überging und nicht lange nachher in denjenigen des Bandfabrikanten J. J. Bachofen, in dessen Familie es sich heute noch befindet.

Das Erdgeschoß, die Flügel und Höfe beider Häuser wurden zu Bureaux, Fergstuben, Magazinen und Speditionslokalen verwendet, das erste und zweite Stockwerk zu Wohnungen der beiden Familien. Daß die palastähnlichen Renaissance-Gebäude auch im Innern dem Luxus und der Mode des vorigen Jahrhunderts entsprechend ausgestattet wurden, versteht sich von selbst. Die hohen Zimmer, die soliden Getäfer, die kunstvollen Stukkaturarbeiten, die reichen Plafonds, die schönen Gitterwerke im Hofe des „Blauen Hauses“ zeugen noch heute von dem Geschmacke der beiden Besitzer und dem Kunstsinne des Architekten Büchel.

Dem „Blauen Hause“ (Nr. 16, heutiger Besitzer Herr Dr. Karl Vischer-Merian) wurde wiederholt die Ehre vornehmen Besuches zu Theil; das erste Mal, den 19. Juli 1777, durch Kaiser Josef II., dann durch den Prinzen Heinrich von Preußen, endlich in den Jahren 1814 und 1815 durch die Großfürsten Niklaus und Michael von Rußland und den Kaiser Franz von Oesterreich, die mit den alliirten Truppen nach Frankreich gezogen waren und im Hin- und Herwege ihr Absteigquartier beim Rathsherrn Peter Vischer-Sarasin genommen hatten. Ebenso wohnte die Kaiserin Maria Louise daselbst.

Kaiser Franz beehrte seinen „Freund Vischer“, wie er ihn nannte, mit seinem lebensgroßen Porträt.

Beim Durchzuge der Alliirten fand eines Tages im obern Saale des „Blauen Hauses“ ein gemeinsames Gastmahl der drei Fürsten von Oesterreich, Rußland und Preußen statt.

Als beim zweiten Einrücken der Alliirten nach Frankreich Kaiser Franz im „Blauen Hause“ wohnte, spielte er Abends Quartett. Hinter ihm saß der damalige Stadtmusikus Kachel, um bei den schwierigsten Stellen mit seiner Geige auszuhelfen.

Die Quartierliste des „Blauen Hauses“ von 1815 weist folgende Persönlichkeiten auf:

Der Kaiser.

Oberstkämmerer Graf von Wrbna.

Hofrath und Kabinetsdirektor von Neuberg.
Ein Kabinetsbote.
Kammerdiener Ruthner.
Vier Leiblakaien.
Kücheninspektor Knötzl.
Ein Hausknecht.
Ein Mundkoch.
Zehn Köche.
Zwei Träger.
Hofapotheker Meyer.

Der übrige Troß des Hoflagers des Kaisers, verschiedene Sekretäre, Direktoren, Beamte der Hofkapelle, der Hofreisekasse, Kellerdiener, Zuckerbäcker der Hoftafel 2c., war außerhalb des „Blauen Hauses" einquartiert. Im Waschhaus war die k. k. Küche eingerichtet, Alles war benützt worden, um sich behaglich einzurichten. Der Hausbesitzer war auf einige wenige Zimmer des Flügels angewiesen. Trotzdem lebte man auf gutem Fuße zusammen, während einige Monate später das Gebahren der Hofdamen der Kaiserin Maria Louise zu bittern Klagen Anlaß gab.

Wurde das „Blaue Haus" durch fürstliche Besuche ausgezeichnet, so war das „Weiße Haus" der Sammelpunkt strebender und schaffender Geister, mithin ein Herd der Wissenschaft geworden. Jakob Sarasin war der Freund von Lavater, Pfeffel, Schlosser und ihrer Freunde Klinger, Lenz, Jakobi und Anderer.

Den Sommer brachte Jakob Sarasin theils im Bade Plombières, theils im Dorfe Pratteln zu, wo er im Wirthshaus zum „Engel" ein ländliches, poetisch freies, idyllisches Leben führte, an dem die literarischen Freunde den wärmsten Antheil nahmen. Sarasin und seine Frau hießen daher auch bei den Freunden der „Engelwirth" und die „Engelwirthin", was Lavater nach seiner Weise mit der biblischen Engelwirthschaft (Hebr. XIII.) in Verbindung bringt.

Im „Weißen Hause" endlich erschien auch vom Jahre 1783 an der berühmte und berüchtigte Graf Cagliostro, welcher die beiden allzu gutherzigen Brüder Sarasin ein namhaftes Geld kostete, und durch seine Wunderkuren, die er an Armen umsonst verrichtete,

ein allgemeines Aufsehen und viel Gerede für und wider erregte. (Beiträge zur „Vaterländischen Geschichte", IV., 7.)

Im „Weißen Hause" hatte auch General Moreau im Jahre 1800 sein Hauptquartier.

* * *

Wo das „Blaue Haus" sich befindet, da hatten früher die Herren von Rotberg*) ihre Wohnung. Zu diesem wurden von Lukas Sarasin noch andere Gebäulichkeiten zugekauft, um so das heutige Areal herzustellen.

Ueber den Bau der beiden Häuser ist kaum etwas Anderes vorhanden als Rechnungsbücher über Steine, Holz, Brod, Wein 2c., und da wir beim „Segerhof" schon einige Anhaltspunkte, wenn auch nicht aus der gleichen Zeit, gegeben haben, so können wir hier darüber weggehen. Sicher scheint es übrigens nicht, daß Büchel der Erbauer der Häuser war.

Wegen des Wassers hatte Lukas Sarasin einen großen Prozeß mit der Regierung, den er nichtsdestoweniger gewann. Deßwegen ließ er einen Brunnen machen mit dem Kopfe des Neides auf der Säule und dem Motto: Cedo nulli.

---

*) Die Rotberg waren Jahrhunderte lang im Besitze des Rotbergerhofes (Rittergasse 15). Den 17. April 1797 verkauften Ignaz Sigmund Freiherr von Rotberg, Landvogt in Schliengen, und Friedrich August von Rotberg, Herr von Bamlach und Rheinweiler, an Direktor Johann Jakob Vischer, Handelsmann, die Wohnbehausung und Hofstatt nebst Hof und Gärten um 9000 ℔.



## 32. Der Gasthof zum Weißen Kreuz.

Das „Kreuz“ hat sich im Laufe der Zeit aus einem unbedeutenden Kochwirthshause des 15. Jahrhunderts (früher scheint es nicht bestanden zu haben) zu einem Gasthofe zweiten Ranges herauf geschwungen, der sich mit seinen 50 Fremdenzimmern mit 70 Betten, zwei Sälen und der Bierhalle sehen lassen darf. Zu seiner Zeit aber, von der uns der Chronist zum ersten Male Kenntniß von diesem Gebäude gibt, war es noch ein kleines unscheinbares Bauwerk, wie alle jene Häuser dem Rhein entlang.

Wenn man von der Großstadt hinüberschritt nach dem mindern Basel, so begegnete man am Ende der Brücke und am Eingange der Greifengasse links dem alten Hause zum „Waldeck“ mit seinen Erkern und Thürmchen, rechts dem von einem Glockenthürmchen überragten Richthause. Dieses war im Jahr 1289 von den Frauen im Klingenthal den Burgern und dem Rath der Kleinen Stadt abgetreten worden. An das Richthaus anstoßend stand seit 1250 an der Rheingasse die Niklauskapelle (früher dem Gasthaus zum Kreuz gehörend), mit den Altären der Heiligen Nikolaus und Jodokus. Es hatte sich nämlich, so erzählt der Chronist Groß, allmälig unter der Bevölkerung des untern Klein-Basels der Gebrauch eingeschlichen, wegen der größern Entfernung von der Pfarrkirche zu St. Theodor den Gottesdienst zu St. Martin in der Großstadt zu besuchen.*) Dadurch aber machte die Pfarrkirche eine Einbuße an Opfergeldern. Um diesen Verlust wo möglich

*) Vergleiche hierüber die Auseinandersetzungen von J. J. Spreng in „Der mindern Stadt Basel Ursprung und Alterthum“, 1756.

abzuwenden, wurde 1250 die St. Nikolauskapelle gebaut und 1303 vom Bischof Ywan geweiht. Mit dieser Kapelle war die Spend in Klein-Basel oder das große Almusen von St. Nikolaus verbunden, das 1391 300 fl. zu 20 fl., 6% Zins erbrachte. (Fechter's Topogr. 138.) Daß dieses Almosen gerade an diese Kapelle geknüpft wurde, hat wohl in der Legende vom heiligen Nikolaus seine Begründung. Er ist der gutherzige, mildthätige Heilige der Kinder und auch die Armen erbettelten einst auf den Straßen ihr Almosen nicht anders als „durch St. Claus". Fand die Vertheilung einer Stiftung statt, so riefen arme Schüler „die Spend" Tags zuvor mit Nennung des Namens des Stifters aus. Da wo heute im Neuen Gesellschaftshause der Terpsichore geopfert wird, opferte vor Jahrhunderten der fromme Sinn der Klein-Basler im Namen des milden Spenders der Jugend.

In dieser Kapelle, wie früher auf dem Richthause und im Karthäuserkloster, kamen die Bürger des jenseitigen Basels jährlich am Sonntag nach St. Margarethentag (20. Juli) zusammen, um ihren Oberherren (Bischof oder Rath) den Eid zu leisten. Dieser Tag war ein Volksfest. Tags zuvor ritten die Amtleute und Wachtknechte mit Kränzen auf dem Haupt durch die Straßen und boten zur Eidesleistung. In der Kapelle versammelte sich das Volk zum Eide, nach demselben wurde mit den Räthen ein Morgenbrod eingenommen, während dieser unter die Kinder Obst vertheilen ließ. Unverkennbar leuchtet auch hier wieder die Nikolaus-Legende aus der Obstspende heraus.

Eine besondere Abbildung der St. Nikolauskapelle haben wir nicht auftreiben können, dagegen gibt uns ein gutes Aquarellbild von G. Guise aus dem Jahre 1836 (im Sitzungslokal des Neuen Gesellschaftshauses), sowie die Stadtansichten von Mathäus Merian (Blätter davon sind billig bei A. Sattler am Blumenrain zu haben) und Emanuel Büchel eine ausreichende Darstellung des frühern Zustandes dieser interessanten Häusergruppe. Von derselben hat nur das heutige Kafeehaus zum Spitz, abgesehen von dem neubyzantinischen Schmucke der Münchner Schule, seinen ehemaligen äußern Umriß ziemlich beibehalten. Vor dem durch den Architekten Herrn Amadeus Merian erstellten Neubau (1838—1840) stand das Haus noch auf steinernen, offenliegenden Pfeilern; in zwei

Stockwerken gaben von der Rheinseite her zwölf unregelmäßige, theils noch mit runden Scheiben versehene Fenster dem Hause Licht. Was ihm indessen noch ein malerisches Aussehen verlieh, war das Wohnhaus des Brückenknechtes, das dem ehemaligen Richthause (Palais de Justice de la petite ville, nennt es Büchel) vorgebaut war und zum Theil auf der heutigen Terrasse des Kafeehauses stand, ein uralter, unregelmäßiger Bau, auf steinernen und hölzernen Pfeilern ruhend, welche den Verkehr zwischen dem untern und obern Rheinweg vermittelten.

An die Nordseite dieses Richthauses war nun die erwähnte Kapelle angebaut, das Schiff lief demselben entlang und schloß auf die Greifengasse mit einem spitzen Giebel ab. Ueber demselben erhob sich ein zierliches gothisches Thürmchen (Dachreiter), das auf einem Bilde von Guise nur noch mit losen Dachsparren kenntlich erscheint. Die Kapelle zeigte gegen die Rheinseite nur ein großes gothisches Fenster. Der Eingang war von der Rheingasse her, wo vier gothische Fenster Helle in das Innere brachten.

Die Kapelle mag bis in's 17. Jahrhundert zu gottesdienstlichen Zwecken Verwendung gefunden haben, dann wurde eine Reitschule darin eingerichtet. Im Jahre 1681 hatte die Regenz der Universität den Wunsch geäußert, es möchte eine Reitschule errichtet werden. Der Rath bewilligte die Benützung der St. Niklaus-Kapelle hierzu, ferner 150 Centner Heu, 50 Säcke Hafer und 300 Wellen Stroh und endlich semel pro semper 100 Reichsthaler für die Kost und Ausrüstung des ersten Bereiters, eines Würtembergers, Namens Hagel, aus Liebenzell (Ochs, VII, 321). Die Reitschule wurde bis zu Ende des 18. Jahrhunderts benützt, kam dann in den Besitz des bekannten Dreikönigwirths Joh. Ludwig Iselin und von diesem 1813 an den Wirth Werdenberg zum Kreuz.

Oestlich lehnte sich die Kapelle an das Zunfthaus zur „Hären". Dieses war nun ein sehr unregelmäßiger Bau und bestand aus drei Theilen: ein Theil lief unter dem Dache der Kapelle und in einer Flucht, hatte ein Erdgeschoß mit kleinen Fenstern und einen ersten Stock mit einem großen viergetheilten und einem kleinen Fenster; Bemerkenswerthes zeigte er nicht. Zwischen ihm und dem eigentlichen Zunfthaus lag nun ein kleiner Mittelbau, die

Wohnung des Stubenknechts, ebenfalls unregelmäßig beleuchtet, mit einer von Balken überwölbten Durchfahrt, welche den Verkehr zwischen dem Rheinweg und der Rheingasse vermittelte, wie es heute noch der Fall ist. Neben dieser Durchfahrt erhob sich nun das Zunfthaus, auf der Rheinseite von Weitem schon erkenntlich an der drohenden, tannenbewehrten Figur des „Wilden Mannes", die an der Stelle eines Blindfensters gemalt war. Der „Wilde Mann" ist einer der Schildhalter des Kleinbasler Wappens, das bekanntlich ein Rebmesser, den Vogelstrick (die Häre) und den Weberbaum führt. Das Haus hatte ein Erdgeschoß und zwei Stockwerke, das erste, die Zunftstube enthaltend, mit einer hübschen Reihe gothischer Fenster geziert. Ein Höflein gegen den Rhein bildend, begann hier die Ringmauer, welche sich längs des Rheines gegen den Thurm beim Waisenhaus hinzog. Von dieser mit Zinnen versehenen Mauer umschlossen, mit dem Rheinweg durch ein Ausgangspförtchen verbunden, stand an das Zunfthaus angebaut und rheinseits um eine Fensterbreite vorschießend, das Wirthshaus zum Weißen Kreuz, ein hoher, schmaler, ebenfalls unregelmäßiger Bau, auf M. Merian's „Prospectus templi cathedralia" deutlich durch sein „Vürschöpflein" erkennbar. Auch hier sind die Fenster, theilweise noch mit Butzenscheiben, unregelmäßig vertheilt. Ein großes gemaltes Wappen mit dem weißen Kreuz läßt das Gebäude als Gasthaus erkennen. Wie sich das Haus von der Rheinseite präsentirte, wissen wir nicht, vom Richthaus dagegen finden wir eine Abbildung in Albert Sattler's schöner Bildersammlung „Das alte Basel".

Die erste Nachricht vom Wirthshaus zum „Kreuz" bringt uns der Chronist Wurstisen, welcher meldet: „1565 den 5. Februar ermordete Paul Schumacher von Beretsweiler den vermöglichen Buchbinder Andreas Hagen, seinen Oheim, in der St. Albanvorstadt, und dessen Haushälterin, nachdem er vorher den Tag (einen Sonntag) mit Zechen im Kochwirthshause zum „Kreuz" im mindern Basel zugebracht hatte."

Aus jener Zeit begegnen wir im Staatsarchiv (Stadtsachen, Gartnernzunft St. 23) einer Urkunde, die uns die Vermuthung nahe bringt, es sei in Folge des vorliegenden Falles dem „Kreuz" die Wirthschaftsgerechtigkeit entzogen worden, denn es petitionirt

Thomann Keller, der die Wittwe des Thiebald Merean geheirathet hatte, welche eine eigene Behausung neben der „Hären“ besaß, beim Rathe um das Wirthschaftsrecht. Nun befand sich aber neben der „Hären“ einerseits die Niklauskapelle, anderseits das „Kreuz“, wie wir dies auch aus dem 1611 angelegten Häuserverzeichniß von Dr. Felix Plater ersehen, der in der Rheingasse rechts aufwärts folgende Häuser aufführt:

1. Des Amtmann Lorenz Wunderlin's Haus. 2. Kremper Josef Pfister zum Schwalbennest. 3. Lux Hanen Spezereiladen am Eck. 4. Kapelle, da der Rittmeister sein Zeug hält und das Salz, darüber Hans Jakob Gernler, Rathschreiber, Verweser. 5. Gesellschaftshaus zur Hären. 6. Wirthshaus zum weißen Kreuz. 7. Diebold Merian, Gremper (wahrscheinlich der Sohn der obgenannten Wittwe). Müssen wir aber dem Rathsprotokoll Glauben schenken, so wäre in dem Bittgesuch Keller's als das Haus seiner Frau das „Kreuz“ gemeint, wobei indessen auffällt, daß dasselbe nicht ausdrücklich als Wirthshaus genannt ist und daß sich der Petent nicht auf die dem Hause eigenthümliche Wirthschaftsgerechtigkeit beruft.

Wir wollen indessen diese Frage nicht weiter erörtern, sondern nur einen Auszug geben aus dem Gesuch Keller's, weil dasselbe uns gewissermaßen die Selbstbiographie eines damaligen Wirthes liefert. Der genannte Thomas Keller, der 33 Jahre dem Wirthshaus zum „Bären“ in Klein-Basel vorstand, verehelichte sich nach dem Tode seiner Frau mit der Wittwe des Waidlingmachers Thiebald Merean*), die eine eigene Behausung und Hofstatt neben der „Hären“ besaß, und da Keller „kein anderes Handwerk, als mit der Wirthschaft umzugehen, erlernt hatte und die Weinschenken und Becken ihm das Zeugniß gaben, daß er in den 33 Jahren Wyn, Brodt und andere Essende Spyß trewlichen bezahlt“, so kommt er beim Rathe um die Bewilligung ein, ihm die „Anrich-

---

*) Nach dem Bürgerbuch von Lutz wäre Thiebald Merean von Lietersdorf (Lütholdsdorf, Courroux) der Stammvater des Merian'schen Geschlechts; er kam 1529 nach Basel, wo er den Beruf eines Schiffmanns ausübte. Sein Vater, der 1504 zu Litersdorf 90 Jahre alt starb, hatte jenen Merian zum Bruder, der 1444 bei St. Jakob fiel.

tung" einer Wirthschaft gestatten zu wollen. Er fügt seiner Supplikation noch bei: „Item, was die Gest anbelangt, die habe ich nicht über die Zeit sitzen lassen, viel weniger nicht (sic) gestattet, daß sie Einige Unruh und Zank angefangen, dadurch Ew. G. oder eine liebe Nachbarschaft hätte mögen beleidigt werden." Zum Schlusse macht der Bittsteller noch darauf aufmerksam, daß das Haus „gut komlichkheiten zu kamern und gemachen hat, viel größer und weither als das Wirthshaus zum Bären."

Ob das Gesuch bewilligt worden, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Ueberhaupt schweigen nun während 200 Jahren die Urkunden, gleichwohl ist anzunehmen, daß, da der Name „Kreuz" sich erhalten, auch das Recht der Wirthschaft fortbestanden hat. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts taucht das Haus wieder in den Akten auf.

Den 19. Juni 1748 verkaufen die Geschwister Meister Kaspar Früh und Frau Judith Roßlerin, geb. Früh, an Johann Jakob Ewig, Kreuzwirths sel. Sohn, eine Behausung neben dem Weißen Kreuz um 1700 ℔ Gelts. Diese wurde mit der Zeit dem Gasthof einverleibt und derselbe wesentlich vergrößert.

Bald nach der Uebernahme des Gasthauses durch Ewig gingen böse Gerüchte über das Haus; es sei der Schlupfwinkel von Gaunern und Diebsbanden und selbst von Räubern und Mördern. Der junge, erst 27 Jahre alte Wirth Jakob Ewig wurde zwei Mal vor die Siebener Herren der Gartnernzunft, welche über die Wirthsangelegenheiten zunächst zu entscheiden hatten, citirt, und zwar den 24. Mai und den 19. Juli 1752. Auf die Frage, ob er nicht allerhand liederliches Gesind beherberge, antwortete er, er habe fremde Leute um's Geld wie andere Wirthe auch. — Und Handwerksburschen, die nicht in ihre Herberge gehen, sondern herumbetteln? — Er habe, gab er zur Antwort, keine andern, als die bei ihm Herberge haben (deren Handwerksschild bei ihm hänge); übrigens könne er nicht wissen, welcher Profession sie jeweilen angehören. Seit einem Jahre seien viele französische Refugianten und Holländer bei ihm; was sie treiben, könne er nicht wissen. — Ob er nicht Franzosen und Deutsche an zwei verschiedenen Tischen gespiesen habe? Wie verlaute, seien es Räuber und Mörder gewesen? — Antwort: Das könne er nicht wissen, er habe sich nie

um das Thun und Treiben seiner Gäste bekümmert. — Ob er immer von den „Nachtzeduln“ Einsicht nehme? — Ja, allein denen, welche bekannt sind, werden unter den Thoren keine Zedul verabreicht. Er erinnere sich an den Aufenthalt dreier Männer in seinem Hause, Mittwoch Abends vor Auffahrt, von denen der eine sich als der Adlerwirth von Bremgarten und zugleich als ein Seckler ausgab. Er sei auf das verdächtige Benehmen der Drei aufmerksam gemacht worden, und da habe er sie das Haus räumen lassen. Verdächtige Sachen hätten sie keine bei sich gehabt und er hätte auch nichts von ihnen gekauft oder an Zahlungsstatt angenommen. — Allen Ernstes ermahnt, zu sagen, ob nicht eine deutsche und französische Bande bei ihm logirt und separat gespiesen habe, gibt Ewig zur Antwort, er habe nie so viele Leute bei einander gehabt, als wenn die Glarner*) fortgehen, in Allem kaum 12 bis 15 Personen.

Die „Besprechung“ mit Ewig blieb erfolglos, es konnte ihm ein polizeiwidriges Verhalten nicht nachgewiesen werden und es ist auch unwahrscheinlich, daß ein so junger Geschäftsmann, der erst seit Kurzem das Haus übernommen hatte, sich zu solch gefährlichem Verkehr herbeigelassen hätte. Im Gegentheil waren die Ewigs sehr geachtete Wirthsleute; die Großeltern und Eltern des vor Jahren verstorbenen alt-Schnabelwirths Johann Georg Ewig besaßen die Gasthäuser zum „Kreuz“ und „Bären“ bis in's 19. Jahrhundert; 1813 verkauften der Vater Johann Georg Ewig und seine Frau Susanna Gysler die beiden Gasthäuser um 13,000, bezw. 15,000 Schw.-Fr. a. W. und kauften den 500 Jahre alten „Gasthof zum Schnabel“ am alten Rindermarkt (Gerbergasse), das heutige „Hotel zur Post“, um 42,000 Fr., das der Sohn sodann im Jahre 1870 um 70,000 Fr. an Herrn Bürge-Wüest abtrat.

Das „Kreuz“ übernahm nun der Handelsmann Jakob Friedrich Werdenberg mit dem bescheidenen Inventar von 12 Betten, der nöthigen Anzahl Tische und Stühle, 3 Stück Faß, Gelieger

---

*) Wahrscheinlich sind damit Glarner Handelsleute gemeint, welche Schiefertafeln, Schabzieger und Thee auf eigenen Schiffen nach Holland führten und in dem am Rhein gelegenen Wirthshause wohnten.

und Zugseil. Werdenberg kaufte sodann von dem aus der Revolutionszeit bekannt gewordenen und schon erwähnten Dreikönigwirth Johann Ludwig Iselin die kurz vorher vom Deputaten-Kollegium erworbene St. Niklauskapelle oder sogenannte Reitschule um 6250 Schw.-Fr. Werdenberg behielt das Haus nur zwei Jahre, von seiner Frau war er geschieden und es fehlte ihm deshalb das richtige Element zur Führung eines Gasthauses. Er verkaufte dasselbe 1815 an Johann Jakob Kern zum Arm um 21,000 Schw.-Fr. Das Inventar hatte schon wesentlich zugenommen: 20 Betten, 50 Saum Faß, 6 Tische in der blauen Stube, Vorfenster zu drei Kreuzstöcken, 50 Pfund Kronenzinn, 3 Dutzend englisch zinnerne Löffel, 3 englisch zinnerne Suppenschüsseln u. s. w. Im Jahre 1821 erbte ein gewisser Willin von Müllheim das Gasthaus und erhielt am 5. Mai die Bewilligung zur Fortführung der Wirthschaft; am 3. Oktober 1836 war Karl Friedrich Willin, der Sohn des Vorigen, Besitzer des Hauses. Die Tochter dieses Willin, Ehefrau des verstorbenen Joh. Ulrich Utz von Lützelflüh (Bern), verkaufte dann das Haus 1846 mit einem Inventar von 8200 a. Schw.-Fr. um den Betrag von 71,000 Fr. a. W. an Andreas Pfister von Riedheim (Oberamt Tuttlingen, Württemberg), der es viele Jahre mit Glück und Erfolg fortführte, und mit dem nachfolgenden Besitzer Albert Gubler-Huber, einem weitgereisten und verständigen Wirth, durch viele Umbauten erweiterte, vergrößerte und verschönerte. Die Wittwe des Andreas Pfister ist heute noch Besitzerin des Hauses, Pächter Herr Hermann Fritz-Kraus.

Der Wirthshausschild zum Kreuz ist ein alter und vielgebrauchter. Die Mehrzahl der Wirthshausschilde folgt gewöhnlich dem Landeswappen; der Bär, das Wappenthier Bern's und Appenzell's, der Stifte St. Gallen und Beromünster, kommt in's Hauszeichen, wo die Tavernen von der Herrschaft zu Erblehen gingen; in den österreichischen Landen folgt der Schild dem habsburgischen Löwen oder dem Reichsadler; in Württemberg sind die häufigsten Wirthshausschilde die Hirsche (743), entsprechend dem Landeswappen (Zählung von Batzing in Ulm 1870); in der Westschweiz wird das weiße oder silberne Kreuz bis zum Jahre 1530 dem savoyischen Wappen entlehnt. Das Savoyer Kreuz kam übri-

gens schon früher in Mißkredit, schon 1477 entfernten es die Freiburger von ihren Stadtthoren. Als die Berner 1536 das Waadtland eroberten, wurde das Savoyer Wappen überall abgethan und die Bauern sangen ein Spottlied mit dem Refrain:

A la potence
Les amis de la croix blanche.

Während schon 1530 das weiße Kreuz in Genf Feldzeichen und Erkennungszeichen wurde, fingen erst 1815 die Wirthe an, ihr weißes Kreuz in das eidgenössische zu verwandeln. Von der Westschweiz verpflanzte sich das weiße, bezw. das eidgenössische Kreuz nach der deutschen Schweiz. In Basel ist das „Kreuz" wahrscheinlich aufgetaucht, nachdem Basel schweizerisch geworden war, vorher ist es urkundlich nicht nachweisbar zu machen, und auf der Liste der dreizehn Herrenwirthshäuser der großen Stadt und der drei „ehnert dem Rhein" aus dem 14. und 15. Jahrhundert existirt es nicht.



## 33. Oberst Gustavson,

### ein Basler Bürger.

Die „Allgemeine Zeitung" von Augsburg brachte vor Jahren das Lebensbild eines Königs, das für uns Basler ein besonderes Interesse hat, denn der darin von Dr. Karl Daniel in Genf geschilderte Monarch war — unser Mitbürger. Es ist der unglückliche Schwedenkönig Gustav IV. Adolf, der achtundzwanzig Jahre in der Verbannung lebte und unter dem Namen „Oberst Gustavson" im Jahre 1837, am 7. Februar, in größter Zurückgezogenheit und Dürftigkeit im Gasthofe zum „Weißen Rößli" in St. Gallen starb.

Das „Weiße Rößli", seiner Zeit ein einfacher, jedoch sehr geachteter und besuchter Gasthof, gehörte damals dem Herrn Samuel Näf, und nach dessen Tode seinem nun auch verstorbenen Sohne Karl August Näf. In Folge verwandtschaftlicher Beziehungen zu Näf sind wir, schreibt Dr. D., in den Besitz von höchst interessanten Papieren gekommen, welche den König Gustav IV., seine Lebensweise während seiner letzten Lebensjahre, seine Familienverhältnisse und seinen Tod betreffen. Wir wollen das Interessanteste davon hier mittheilen, schicken aber zum bessern Verständniß desselben einen kurzen Ueberblick über die politischen Verhältnisse und Umstände, welche seinen Sturz vom schwedischen Königsthrone zur Folge hatten, voraus.

Gustav IV. Adolf war kaum vierzehn Jahre alt, als sein Vater, Gustav III., am 29. März 1792 in Folge der vom Hauptmann Ankarström vierzehn Tage zuvor erhaltenen Schußwunde starb. Während der Minderjährigkeit des jungen Königs führte

sein Oheim väterlicherseits, der Herzog von Südermanland, für ihn die Regentschaft, und erst vom Jahre 1796 an regierte Gustav selbstständig. Seine Regierung fällt in eine bewegte Zeit. Schweden hatte als Verbündeter Preußens und Rußlands gegen die Franzosen gefochten. Gustav Adolf, von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der erblichen Königswürde von Gottes Gnaden durchdrungen, wie selten ein Fürst, war gegen die Revolutionäre und den aus der Revolution hervorgegangenen französischen Kaiser von tiefem Haß erfüllt. Von seinem Vater hatte Gustav IV. jenen romantischen Sinn der Wasa geerbt, der schon diesen seiner Zeit zu dem phantastischen Plane getrieben, einen Kreuzzug gegen die französische Revolution zu unternehmen. In seinem Hange zu mystischer Schwärmerei glaubte er sogar, und das Studium der Schriften eines Svedenborg und Jung-Stilling hatte ihn in diesem Glauben bestärkt, Napoleon sei das große siebenköpfige Thier der Offenbarung Johannis, und er selbst kein Geringerer als der Gewaltige auf dem weißen Pferde, berufen, das Ungeheuer hinabzustürzen in den feurigen Pfuhl und die alte Monarchie des heiligen Ludwig wieder aufzurichten.

In diesen Ideen befangen, verschloß er sich hartnäckig jeder vernünftigen Vorstellung und Rücksicht der Klugheit, und nicht mit Unrecht hat man ihn deswegen den nordischen Don Quixote genannt; mag er aber immerhin der unbesonnenen Handlungen genug gethan haben, so verdienen die eiserne Unbeugsamkeit seines Charakters und seine Unerschrockenheit gegen den Götzen des Jahrhunderts unsere Bewunderung.

Es war im März 1804, gerade um die Zeit, als der ritterliche Herzog von Enghien, der letzte bourbonische Prinz aus der Condé'schen Linie, ohne irgend welchen Beweis der Schuld erschossen wurde, daß Gustav, der auf diesen talentvollen und tapfern jungen Prinzen seine Hoffnungen auf die Wiederaufrichtung des bourbonischen Thrones gesetzt hatte, erfuhr, der König von Preußen habe Napoleon den Schwarzen Adlerorden verliehen. Sofort schickte er dem König Friedrich Wilhelm den seinigen zurück und erklärte unerschrocken: „Ich würde den Gesetzen der Ritterschaft zufolge der Waffenbruder eines Mörders sein, wollte ich diesen Orden noch länger behalten."

Trotzdem stand Gustav Adolf treu auf Seiten Preußens, als im Jahre 1806 das Kriegselend so verderbenbringend über dieses Land hereinbrach. Als er aber die Kunde vernahm, Preußen und Rußland hätten mit Napoleon Frieden geschlossen, da steigerte sich seine Entrüstung bis auf's Höchste. Seiner Ansicht nach war jede Verständigung mit dem Usurpator eine Sünde gegen Gott. Er schickte dem König Friedrich Wilhelm und dem Kaiser Alexander sämmtliche Orden zurück und verwies die preußischen und die russischen Gesandten aus Stockholm. Ohne jegliches Verständniß für die Lage und das Interesse seines Landes, nur von blindem Haß gegen Napoleon geleitet, führte Gustav den Kampf gegen Frankreich auf eigene Faust fort. So brachte er unsägliches Elend über sein Volk und fiel zuletzt selbst als Opfer seines unerhörten Starrsinns.

Der Ausgang des Krieges war keinen Augenblick zweifelhaft. Man rieth dem König, der nur ein sehr mittelmäßiger Feldherr war, sich in das Unvermeidliche zu fügen und die Friedensvorschläge anzunehmen, jedoch vergebens. Aber die Macht politischer Verhältnisse ist größer als die Macht politischer Grundsätze. Das sollte der König bald erfahren.

Die Lage Schwedens war eine verzweifelte. Gänzlicher Untergang drohte dem Reiche. Da sah der schwedische Adel kein anderes Mittel, den aussichtslosen Krieg zu beenden, als den König selbst zu stürzen. Es bildete sich unter den Offizieren der im Felde stehenden Armee eine Verschwörung, und nun ging das Drama rasch zu Ende: der König wurde im Schlosse seiner Hauptstadt ohne Blutvergießen verhaftet, nach dem Schlosse Drottningholm und später nach Gripsholm abgeführt. Hier unterzeichnete er am 29. März die Abdankungsurkunde. Der Herzog von Südermanland übernahm von Neuem die Regierung und wurde kurze Zeit darauf als Karl XIII. zum König von Schweden gekrönt. Dieser unblutigen Revolution folgte bald der Friede.

Der entthronte König sah sich von seinem ganzen Volke verlassen. Die neue Regierung überließ ihm allerdings sein Privatvermögen und bewilligte ihm außerdem noch eine nicht unbeträchtliche Jahresrente (zusammen 600,000 Reichsthaler), aber Gustav nahm für seine Person nicht das Mindeste an. Der schwedische

Reichstag erklärte ihn und seine Familie in immerwährende Verbannung. Demgemäß wurde er am 6. Dezember 1809 aus der Haft entlassen und nach Karlskrona geführt, wo er sich nach Deutschland einschiffte. Er blieb eine Zeit lang in Karlsruhe, am Hofe des Großherzogs von Baden, welcher sein Schwiegervater war.

Gustav IV. Adolf verheirathete sich am 31. Oktober 1797 mit der durch Geist und Schönheit glänzenden und durch ihre anspruchslose Seelengüte so liebenswürdigen Prinzessin Friederike Dorothea Wilhelmine von Baden, einer Schwester der Gemahlin Alexanders I. von Rußland. Aus dieser Ehe stammten vier Kinder, ein Sohn und drei Töchter.

Mit seiner Gemahlin hatte König Gustav Anfangs in ungetrübtem Glücke gelebt. Die Berichte aus den ersten Jahren ihrer Ehe sind voll von Lobeserhebungen und Ausdrücken der Bewunderung über die vertrauliche Häuslichkeit und das musterhafte eheliche Leben des jungen königlichen Paares.

In Folge seines excentrischen Charakters war er mit seinen sämmtlichen Verwandten zerfallen, und auf diese Weise mag wohl auch die Zwietracht zwischen ihm und der Königin herbeigeführt worden sein. In Karlsruhe kam es zwischen den beiden Gatten zum Bruche, worauf schließlich eine förmliche gerichtliche Scheidung erfolgte. So sehen wir den König nach kurzem Aufenthalt am badischen Hofe sich von seiner Familie trennen und allein in die Welt planlos hinauswandern.

Die Verwaltung seiner Güter überließ er der Königin, und von nun an lebte er, nur mit dem zum täglichen Unterhalt Nothwendigsten versehen, frei und unabhängig, in selbstgewählter Dürftigkeit.

Unstet und flüchtig durchwandert er in abenteuerlicher Weise fast alle Theile Europa's. Wir sehen ihn Anfangs in der Schweiz, bald darauf an der Ostseeküste, wo er versucht, nach Schweden zurückzukehren. Er wird von preußischen Soldaten gefangen genommen, entkommt denselben und gelangt glücklich nach St. Petersburg, wo er eine längere Unterredung mit dem Czaren hat. Wir finden ihn später in England, am Hofe Georg's III., aber auch diesen muß er mit getäuschten Hoffnungen verlassen. Nun besucht

er den verbannten Ludwig XVIII. Auf den Kontinent zurückgekehrt, lebt er abwechselnd und unter verschiedenen Namen bald in Hamburg, bald in Frankfurt am Main, bald wieder in der Schweiz. Eine Zeit lang führt er den Titel eines Herzogs von Holstein-Eutin, wird aber auf Veranlassung der dänischen Regierung genöthigt, diesen Titel abzulegen, und er begnügt sich mit dem Namen eines Grafen Gottorp. Im Jahre 1816 treffen wir ihn in Hannover, und hier war es, wo er sich zum ersten Mal den Namen „Oberst Gustavson" beilegte (er schrieb sich „Gustafsson"). 1818 siedelte er nach Basel über, wo er sich in den Bürgerverband einkaufte.*) Am 5. Februar desselben Jahres erschien er in feierlicher Sitzung vor dem Basler Großen Rathe. Bei dieser Gelegenheit hielt er eine längere Ansprache an die versammelten Großräthe des alten Freistaates, welche mit den Worten begann: „Geboren inmitten einer freien und unabhängigen Nation, weiß ich sehr wohl das hohe Vertrauen zu schätzen, das Sie mir, meine Herren, erweisen, indem Sie mir das Bürgerrecht in Ihrer Stadt zuerkennen." Er wurde, der Sitte gemäß, Mitglied einer Zunft und lebte nun als Bürger einer Republik, er, der Fürst von Ge-

---

*) Er wohnte während seines hiesigen Aufenthaltes im Hause der Familie Zäslin, in Nr. 72 der St. Johannvorstadt, neben dem Hause des Verfassers dieses Buches. Die Erben des Herrn Gisbert Heinrich Gönner verkauften das genannte Haus den 21. August 1818 (damals die Nr. 14 tragend) um 12,000 Schweizerfranken an „Se. Hochwohlgebohren Herrn Obrist Gustav Adolph Gustavson, Bürger allhier." Der Akt ist von dem Käufer nicht unterzeichnet, als Notar amtete Johann Jakob Fäsch. Den 18. März (beziehungsweise 18. Juni) 1824 verkaufte Oberst Gustavson durch seinen Bevollmächtigten (und Freund), Johann Jakob Handmann, das Haus um 8500 Schweizerfranken an Herrn Daniel Zäslin (Vater der Herren Zäslin-Thurneysen, Zäslin-Sulzberger und Zäslin-Fäsch).

Es ist alle Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß Gustavson vor dem Hauskauf in der Stadthausgasse gewohnt und nach dem Verkaufe wieder dahin zurückgekehrt sei, denn er siedelte erst 1826 nach Leipzig über. Herr Daniel Zäslin erzählte seiner Zeit, daß oft angesehene durchreisende Schweden gekommen seien, um das Haus in der St. Johannvorstadt, wo ihr König gewohnt habe, zu sehen, die meisten aber in der weitern Absicht, um ein Andenken aus dem Hause sich zu erwerben.

blüt, der so stolz auf seine ihm angeborene Majestät gewesen war! Gleich jenem König der Vandalen, der nach Verlust seiner Krone und seines Reiches die ihm vom Sieger angebotenen Würden und Ehren ausschlug und sich in die tiefste Einsamkeit zurückzog und als schlichter Dorfbewohner seinen Acker bebaute, verzichtete König Gustav auf allen äußern Tand des Lebens und suchte sich von Tag zu Tag in der Einfachheit zu überbieten. Wie ein gewöhnlicher Bürgersmann verkehrte er mit den Leuten, ging stets zu Fuß, dürftig gekleidet, aß im Gasthof an der Wirthstafel zusammen mit reisenden Kaufleuten, welche sich nur zu oft über den tief gefallenen Exkönig, von dessen Grame sie wohl keine Vorstellung hatten, lustig machten. Auf seinen Reisen bediente er sich der öffentlichen und billigsten Wagen, und es kümmerte ihn wenig, wenn er einen unbequemen und harten Sitz einnehmen mußte. Eines Tages war er von der Kälte des Winters so erstarrt, daß einer seiner Reisegefährten, von Mitleid für den König, den er nicht kannte, ergriffen, ihm seine wollene Decke und seinen Reisemantel anbot. In den Jahren 1826—1828 hielt er sich in Leipzig auf und wohnte daselbst in der „Säge", einem Gasthofe dritter Klasse, in der Dresdener Straße. Ludwig Storch, der ihn hier öfters traf und Gelegenheit hatte, mit ihm zu verkehren, schildert in seinen „Denkwürdigkeiten" (vgl. die „Gartenlaube" von 1857) das Aeußere desselben folgendermaßen: „Ein abgetragener, runder schwarzer Filzhut, ein dunkelbrauner, auch nicht mehr neuer Rock, bis unter das Kinn zugeknöpft, ein einfaches, schwarzseidenes Halstuch, dunkelgraue, lange Beinkleider und Stiefeln machten seine Bekleidung aus. Ein schlichter Stock war in seinen von Handschuhen nie bedeckten Händen." Wenige Jahre darauf begegnet ihm derselbe Gewährsmann in Gotha „in demselben alten braunen Rock, der nun erschrecklich abgetragen und fadenscheinig aussah." Gegen Ende des Jahres 1834 wählte er die Stadt St. Gallen zu seinem Aufenthalt und wohnte dort ununterbrochen bis zu seinem Tode in dem bereits erwähnten Gasthof zum „Weißen Rößli", woselbst er seine stille, zurückgezogene Lebensweise, soweit dies überhaupt möglich war, noch steigerte. Er hatte sich für das „Weiße Rößli" entschieden, weil man ihm hier die billigsten Pensionspreise gemacht. Später ließ man ihn nur die Hälfte der

gewöhnlichen Preise zahlen, nachdem Herr Samuel Näf über das Fehlende sich mit der Tochter des Königs, der Großherzogin Sophie von Baden, welche ihren Vater öfters in St. Gallen besuchte, verständigt hatte.

In den von Herrn Samuel Näf hinterlassenen Aufzeichnungen heißt es über den Charakter seines hohen Gastes wie folgt: „Oberst Gustavson war sehr wohlthätig gegen wirkliche Arme, überhaupt war er sehr gutherzig, dabei zugleich etwas abergläubisch. Sein Vaterland als solches liebte er bis an sein Lebensende über Alles, hingegen von seinen Landsleuten wollte er nichts mehr wissen. Ueber seinen Thronnachfolger Bernadotte hat man ihn nie ein mißliebiges Wort aussprechen hören. Er war überhaupt ein durchaus edler und rechtlicher Charakter."

Nach kurzem Leiden starb Gustav IV. Adolf sanft und gottergeben im Gasthofe zum „Weißen Rößli" in St. Gallen am 7. Februar 1837 im Alter von 58 Jahren 3 Monaten.

Von den Erben des Königs Gustav IV. wurden an die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt St. Gallen 1210 fl. Vermächtnisse gemacht. Auch erhielten alle diejenigen Personen, welche in näheren Beziehungen zum Könige gestanden hatten, ebenso die ihn behandelnden Aerzte, sowie der damalige Polizeikommissarius werthvolle Geschenke. Die Familie Näf, für welche der verbannte König stets eine große Anhänglichkeit hegte, und welche auch ihrerseits für ihren unglücklichen hohen Gast die pietätvollste Sorge trug, wurde von den Kindern desselben, namentlich von der Großherzogin Sophie von Baden, mit kostbaren Andenken und Zeichen huldvollsten Dankes beschenkt. Oberst Gustavson hatte noch zu seinen Lebzeiten dem Herrn Näf sein eigenes in Oel gemaltes Porträt verehrt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dasselbe stets dem ältesten Sohne der Familie verbleiben solle. Dieses Bild wird bis auf den heutigen Tag als kostbarer Schatz aufbewahrt.

* * *

Ueber den Akt der Aufnahme Gustavson's in's Bürgerrecht sagt Lutz in seinem „Bürgerbuch" (S. 145): „Im Großen Rathe trat er mit Ehrerbietung in den Saal und wohnte dem Ablesen

einer Bittschrift bei, welche seinen Wunsch enthielt, mit Entsagung auf alle Vorrechte und mit Ausschluß seiner noch lebenden Kinder Mitbürger von Kaufleuten, Künstlern, Handwerkern und Landwirthen in Basel zu werden. Das tiefste Stillschweigen herrschte im Großen Rathe, dann zog er sich zurück, wurde aber bald wieder vorgerufen, um seine einmüthige Annahme zu vernehmen, worauf er, als selbst in der Mitte eines freien Volkes geboren und erzogen, die Schätzung des ihm bewiesenen Zutrauens mit Würde und Ruhe bezeugte."

Den „Basler Nachrichten" sind auf die Veröffentlichung dieses Artikels hin verschiedene Zusendungen übermittelt worden; wir theilen sie mit, da sie ein helles Licht auf den Privatcharakter des Königs werfen.

* * *

Herr Gustav M. schreibt: Zur Besorgung von Rechtsgeschäften war sein Vertrauensmann der Notar und Herbergsmeister Fäsch, und es kam hauptsächlich dessen Angestellter, der nachherige Schreiblehrer Matzinger, mit dem König vielfach in Verkehr; eine kleine Anekdote, die mir M. mittheilte, möge hier ihren Platz finden, da sie bezeichnend für den reizbaren Charakter des früheren Königs ist. Als Herr Matzinger nach Erledigung eines für Oberst Gustavson besorgten Geschäftes ihm in dessen Wohnung Bericht hierüber erstattet hatte, wollte ihm dieser ein zu diesem Zwecke angekauftes kleines Geschenk übergeben. Herr Matzinger glaubte aus Höflichkeitsrücksichten einige Einwendungen gegen Annahme desselben machen zu müssen, worauf Oberst Gustavson, ihm das Geschenk mit der Linken darbietend, die Rechte zum Schlage drohend erhoben, ihn barsch anfuhr: „Wollen Sie's nehmen?", worauf die unverzügliche Empfangnahme erfolgte unter höflicher Verdankung. Seine Geldgeschäfte besorgte ihm das Bankierhaus Merian im Straßburgerhof, speziell dessen Kommis, Herr Gönner. Für kleinere Geschäfte und Besorgungen war Herr Schreinermeister Frey, hinter dem schwarzen Pfahl, seine rechte Hand.

Von den verschiedenen Gründen, die ihn veranlaßten, Basel zu verlassen, will ich Ihnen blos einen einzigen angeben: Als er das Basler Bürgerrecht erwarb, mochte ihm der Gedanke vor-

geschwebt sein, sich einen Wirkungskreis in unserem kleinen Gemeinwesen zu schaffen; als er sich aber um die Stelle des Feldzeugmeisters bewarb, mußte ihm nach der damaligen Verfassung bedeutet werden, daß ein Neubürger während zehn Jahren nach Erlangung des Bürgerrechtes keine öffentliche Stelle bekleiden könne; diese Entdeckung soll ihn schwer verletzt und Vieles zu seinem Wegzuge von Basel beigetragen haben.

Wie Oberst Gustavson in meiner Erinnerung lebt, nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert seit unserer letzten Begegnung verflossen, war er damals eine hohe, schlanke Gestalt von distinguirtem Aeußern; er trug einen dunkelblonden Schnurrbart und hatte eine militärische Haltung. Seine Sprache war ein etwas gebrochenes Deutsch; wo es thunlich war, führte er die Unterhaltung mit Vorliebe in französischer Sprache. Von Nachlässigkeit oder Dürftigkeit in seiner Kleidung war keine Spur vorhanden; der braune Ueberrock, den er auch damals trug, war tadellos.

Obschon er während seines hiesigen Aufenthaltes öfters in meiner elterlichen Wohnung aus- und einging, so ist mir aus dieser Zeit doch nichts mehr in Erinnerung; er muß Basel jedenfalls schon zwischen 1820—1822 verlassen haben; wie ich aus den Mittheilungen meines Vaters weiß, geschah seine Abreise auf dem Rhein auf einem der damals üblichen Güterschiffe; wahrscheinlich war sein damaliges Reiseziel Frankfurt.

Meine erste persönliche Erinnerung an ihn datirt aus dem Jahre 1825, wo er unerwartet im Gasthof zum „Wilden Mann“ abstieg und mich sofort zu sich bescheiden ließ. Ich begab mich in Begleitung meines Vaters zu ihm und erinnere mich noch lebhaft an den herzlichen Empfang, der mir zu Theil wurde, und der Mühe, die er sich gab, um mir die Bilder in einem vor ihm liegenden Buche zu erklären. Ich wurde auf den folgenden Tag wieder zu ihm eingeladen. Am gleichen Tag wollte er einen Besuch bei Oberst Frischmann machen, traf diesen aber nicht zu Hause, da er ausgegangen war, um Gustavson einen Besuch im „Wilden Mann“ zu machen; am andern Tage war Letzterer so plötzlich und unerwartet, wie er gekommen, wieder abgereist. Im folgenden Jahre meldete sich Kondukteur Beaudroi bei meinen Eltern mit dem Auftrage von Oberst Gustavson, mich zu ihm in

den Gasthof zur „Krone" in Olten zu bringen. Da meine Eltern befürchteten, daß es Oberst Gustavson einfallen könnte, mich mit sich zu führen, so begleitete mich mein Vater dahin; die Reise ging damals noch über den alten Hauenstein, mit Uebernachten in Läufelfingen oder Hauenstein. Da gerade die ersten Kirschen auf den Markt gekommen waren, so nahmen wir eine Schachtel voll dieser Früchte, nebst einigen Dutzend der unvermeidlichen Leckerli als Geschenk mit. Ich wurde mit der gleichen Herzlichkeit empfangen, wie früher im „Wilden Mann". Ueber unsere Unterredungen glaube ich mit Stillschweigen hinweggehen zu können, da sie für ein weiteres Publikum kein Interesse haben. Nach nur eintägigem Aufenthalt traten wir wieder die Rückreise nach Basel an. Es war dies das letzte Mal, daß ich Oberst Gustavson sah; aber die wenigen Male, die ich mit ihm verkehrte, haben mir sein Bild unauslöschlich in's Gedächtniß gedrückt, und ich habe ihm immer ein warmes Andenken der Liebe und Achtung bewahrt. Ich habe ein altes, vergilbtes Schriftstück vor mir liegen; dasselbe trägt ein Wappen mit einem aufgerichteten und einem gesenkten Schwerte, darüber ein Helm; der Inhalt, mit deutlicher, fester Hand geschrieben, lautet:

„Glück und Segen diesem neugebohrenen Sohn wünscht
Der Obrist Gustaf Adolph Gustafsson."

Der Glückwunsch, den der Schwedenkönig vor 61 Jahren an meiner Wiege niederlegte, ist nur in bescheidenem Maße in Erfüllung gegangen.

* * *

Herr Gustav X. schreibt, daß er auch zu den guten Bekannten des Obersten gehörte und sogar vielfache Liebkosungen von ihm empfangen hatte. Das kam einfach so: Der Petersplatz war damals, wie jetzt, ein Tummelplatz für Kinder und Kindsmägde; auch ich wurde als Kind dorthin gebracht und, wie es scheint, von dem regelmäßig dort verweilenden König bemerkt, der mich dann noch mit besonderer Aufmerksamkeit bedachte, als er meinen Namen Gustav hörte, was mir manche kleine Gabe an „Schleckſachen" eingebracht haben soll. Natürlich weiß ich das Alles nur durch Tra-

dition von der Magd meiner Eltern, denn ich mochte damals kaum zwei Jahre alt sein.

Interessanter hingegen ist die Begegnung des Schwedenkönigs mit dem verstorbenen Vorsinger Weiß zu St. Leonhard, Nadler an der Gerbergasse, bei welcher dieser ehrenveste Bürger dem König die Gegend explizirte und sich dabei des schönen Basler Hochdeutsch bediente, auch von der Titulatur „Herr König“ in alter Submission einen ausgiebigen Gebrauch machte. Der Vortrag war so schön und treffend, daß man ihn damals in artigen Verslein zum Drucke brachte. Ein Exemplar liegt mir gerade nicht zur Hand, jammerschade, aber wenn Sie wollen, so citire ich Ihnen daraus als Muster vom Stück:

Und hier, Herr König, weiter rechts,
Hier liegt das neue Bad,
Da kann man nach Belieben,
Nach allen Kegeln schieben!

* * *

Herr W. V.-B. schreibt: Oberst Gustavson wohnte mehrere Jahre (und zwar als Freund) bei Herrn J. J. Handmann, Goldschmied an der Stadthausgasse, Haus zum „Seufzen“, wo jetzt Herr Pigueron wohnt. Ich besitze als Geschenk meiner Schwiegermutter, Frau V.-H., eine Kassette in Haifischhaut, mit silbernen Bechern, Kristallflaschen u. s. w., welche besagter König dem Großvater meiner Frau als Anerkennung verehrte. Die gravirte Inschrift auf der Silberplatte lautet:

Gustave IV. Adolphe
Roy de Suède
à son ami hospitalier
J. J. handmann
12. fevrier 1811.

Der König bewohnte in erwähntem Hause die untern Zimmer gegen den Birsig und nannte sie seine „Kajüte“.

* * *

In einer Sitzung des Historischen Vereins im Jahre 1880 machte der Präsident, Herr Dr. L. Sieber, einige Mittheilungen

über den Schwedenkönig Oberst Gustavson, anschließend an die verschiedenen Publikationen in den „Basler Nachrichten“. Der Vortragende verliest unter eingehender Kommentirung sieben in französischer Sprache geschriebene Briefe, die der „schwedische Oberst“ in den Jahren 1814—1815 aus Frankfurt, Aarau und Schaffhausen an den hiesigen Professor der Jurisprudenz und Philologie, Christoph Legrand in der „Sandgrube“ gerichtet hat, und die das Wesen und den Charakter des Königs in eigenthümlicher Weise kennzeichnen und gleichzeitig Einblicke gewähren in das Verhältniß, in welchem der „Schwede“ zu Basel's Bürgerschaft und Behörden stand. Einige Anekdoten illustrirten das dürftige Material, das in des Vortragenden eigenartiger Weise sofort an Interesse gewann und durch eine kurze Biographie Legrand's eingeleitet wurde. Auf der Lesegesellschaft befand sich seiner Zeit ein Fremdenbuch, in das der König sich am 10. Mai 1810 eingetragen hat; es wurde ihm eine ganze Blattseite reservirt, wie das bei Einzeichnungen fürstlicher Personen der Fall ist; bei seinem zweiten Besuche in Basel, im Jahre 1814, bei welchem sich der König nur als Duc de Holstein-Eutin eintrug, nahm man keine weitere Rücksicht mehr und an seinen Namen reihten sich sofort eine Menge bürgerliche. Aus der Porträtsammlung des Herrn Benedikt Meyer lagen einige Stiche vor, die den König in den verschiedenartigsten Auffassungen darstellten. Gustavson hatte der Bibliothek eine Anzahl Werke geschenkt, bis jetzt hat erst eines derselben aufgefunden werden können, „Nordköppings Minne“, von einem schwedischen Pfarrer geschrieben; ein Beweis, in welch' patriarchalischer Weise früher in der Bibliothek gewirthschaftet worden sein muß.



## 34. Die Basler Leckerli

### und das Imbergäßli.

Die Festtage nahen mit ihren Besuchen, Gastmählern und Geschenken. Bald zeigen sich neue Toiletten, Pelze und dergleichen, und an der Sorgfalt, mit welcher diese Dinge von den durch die Straße Wandelnden behandelt werden, läßt sich erkennen, was Dem und Jenem das „Christkindli" gebracht hat. Ein Geschenk hat sich ohne Zweifel in dieser Festzeit am häufigsten wiederholt: es fehlt beim Nachtisch auf keiner guten bürgerlichen und feinen Patrizier Festtafel der guten Stadt Basel, es liegt beim Dessert der table d'hôte, es lagert sich wie niedliche Bausteine um den Weihnachtsbaum, es wird den Gratulanten am Neujahrstage mit dem süßen rothen Hypokras vorgesetzt und ist das beliebteste Naschwerk von Jung und Alt: das Basler Leckerli, jener süße, kleine Honig- und Gewürzkuchen, der in dieser Festzeit zu Tausenden von Paketen per Post nach allen Richtungen der Windrose versandt worden ist, um da und dort guten Freunden und Bekannten eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen und ein Zeichen der Erinnerung an Basel zu geben. Auch hier niedergelassene Ausländer senden ihren Lieben in der Heimath die zierlich verpackten Pakete mit der hübschen Etikette und erregen damit ohne Zweifel eine herzliche Freude. Wer Basel besucht, hat schon zu Hause den kleinen Auftrag von der lieben Gattin, der zärtlichen Schwester oder der holden Braut empfangen: „Vergiß nicht, ein Paket Basler Leckerli heimzubringen." So werden diese Produkte der Basler Konditoren in alle Theile der Schweiz und des Auslandes übertragen, und ließe sich hierüber eine Ausfuhrstatistik aufstellen, so würde man staunen über

die Tausende von Paketen, die den Weg über die Grenzen unseres Landes nehmen. Und mit Recht. Die Leckerli sind ein Artikel, der als Dessert, als Naschwerk für Kinder, als Kram für die Abwesenden sich lange halten läßt und wegen seines außerordentlich angenehmen Geschmackes bei Jedem, der zum ersten Male davon kostet, sich sofort einer ungetheilten Beliebtheit erfreut. Bevor der fremde Reisende die Stadt Basel betritt, begegnen ihm auf den Buffets der verschiedenen Eisenbahnen in Baden, im Elsaß und in der Schweiz elegante, in Fächer abgetheilte Aufsätze aus Blech, mit der gemalten Ueberschrift: „Basler Leckerli", oder auch in französischer Uebertragung: „Leckerlis de Bâle". In den einzelnen viereckigen Fächern dieser Aufsätze prangen mit theilweise künstlerisch chromolithographisch ausgestatteten Etiketten diese Produkte der Basler Zuckerbäckerkunst, jene Honigkuchen, die eine eben so große Berühmtheit erlangt haben, wie die Lebkuchen von Nürnberg und Bern, die spanischen Brödchen von Baden im Aargau, die englischen Bisquits, die Straßburger Gänseleberpasteten, die Poulets de Bresse und andere Delikatessen mehr. Tritt der Fremde dann in die Straßen der Stadt ein, so sieht er da und dort, wo ein Konfiseur seine leckere Ausstellung hält, neben der Geschäftsaffiche die Ueberschrift: „Leckerlifabrik", wobei dann gewöhnlich auch, um dem Ausdrucke Leckerli eine gewisse historische Vornehmheit zu verleihen, der Endbuchstabe **i** in ein **y** verwandelt wird (Leckerlys), was leider für die Kenntniß der französischen Sprache nicht sonderlich spricht.

Das „Illustrirte Universal-Lexikon der Kochkunst", von J. J. Weber in Leipzig, kennt nicht weniger als fünfzehn Arten dieses Gebäckes: Anis-, feine Basler-, Berner-, Chokolade-, Citronen-, dünne Haselnuß-, Gries-, Krüsch-, Magen-, Mandel-, Muskazin-, Platten-, Quitten- und weiße Leckerli.

In den früheren Jahrhunderten gab es in Basel dreierlei Arten: Gelbe Zimmetleckerli (Zimmetbrödchen) und gebackener Ingwer, letztere fast aus den gleichen Substanzen bestehend, jedoch nur süßer und feiner; diese waren bei den Israeliten beliebt; sodann braune Leckerli, vorzugsweise mit weißem Zuckerguß. Die Leckerli wurden nicht gebacken, sondern geröstet, was ihre Haltbarkeit besonders förderte. Nach den noch vorhandenen Mo-

dellen war die Form derselben wenig von der heutigen verschieden, sie waren etwas kleiner und wurden meist von den Damen mit süßem Wein genossen. Vorzüglich waren sie von Fremden, die nach Basel kamen, und die unsere sauren Weine nicht leicht mit ihren verwöhnten Gaumen in Uebereinstimmung zu bringen vermochten, geschätzt und fanden dann auch nach dem Auslande ihren Absatz, wovon auch ihre allgemeine Beliebtheit herdatirt.

Von den fünfzehn Rezepten des erwähnten Kochlexikons wollen wir hier nur eines anführen, das für feine Basler Leckerli: 1 Kilogramm Honig wird heiß gemacht und mit 1½ Kilogramm gestoßenem Zucker verkocht; wenn diese Mischung ein wenig ausgekühlt ist, fügt man unter beständigem Umrühren ½ Kilo gehackte Mandeln, 90 Gramm nicht zu fein gehacktes Citronat und eben so viel kandirte Pomeranzenschaale, 45 Gramm gestoßenen Zimmet, 8 Gramm gestoßene Nelken, die sehr fein gehackte Schaale von zwei schönen Citronen, eine geriebene Muskatnuß und 1¼ Kilogramm feines, gewärmtes Mehl hinzu, schüttet die Masse in eine Schüssel aus, zündet ein kleines Glas Kirschwasser an und gießt es darüber, bläst oder löscht die Flamme aber sogleich wieder aus, arbeitet den Teig mit einem Spatel recht tüchtig durcheinander und läßt ihn eine Stunde an einem warmen Orte stehen. Hierauf bestreut man ein Kuchenbrett mit Mehl, wirkt den Teig in einzelnen Portionen darauf durch, treibt ihn zwei Messerrücken stark auf, sticht ihn mit einer Leckerliform von der Größe eines Spielkartenblattes aus, bestäubt ein Brett dicht mit Mehl und legt die aus der Form genommenen Leckerli darauf in geraden Reihen neben einander, bäckt sie in einem wohldurchheizten Ofen, fegt das Mehl davon ab und bestreicht sie mit einer gekochten Zuckerglasur, die man im Ofen trocknen läßt.

* * *

Der Basler Volksdichter Theodor Meyer-Merian giebt in einem hübschen, im Dialekt geschriebenen Gedicht „Basler Leckerli" dieses Rezept unter Anderm in folgender Form:

Kannsch d'Versli, Setti? Karli, hesch du d'Setz
In d' Schuel? — so kenne-ihr mer helfe jetz:

'S goht gege d' Wiehnecht, Nikles isch scho gli,
I denk, i werd e bitzli Leckerli
Druf mache miese! D' Sach derzue isch do,
I ha si vorig uf der Ofe tho.
Nur kai so Gjables! 's goht drum gschwinder nit;
'S bikunnt e Jedes eppis. D' Mandle sind
Do in dem Brief, du kannsch si, wenn de witt,
Verschnide, Fritz, nur hau di nit, mi Kind!
Mach's au nit z'fin, so het me mehr der Gschmack.
Dir, Setti, will i d' Citronate gä,
Der Karli aber soll us sälbem Pack
'S Papir mit Nägeli und Zimmed näh:
Du kannsch si stoße! Lueg, der Mirsel isch
Parad derzue dert ufem runde Tisch,
Und 's Derli wigt e halb Pfund Zucker ab
Bis daß i wider kumm — und nimm's nit z'knapp,
I will nur gschwind der Hunig iberthue,
D' Käthri wird ufem Windloch agfirt ha;
I denk, sie luegt mer noche scho derzue
Und bringt en ine, foht er z'koche- n a!
— — Was gsih-n i dert?
Wer pikt mer vo de Mandle? Händ ihr ghert:
Lend's si! abgwoge-n isch es Alles gnau,
Und Jedes kunt no noche-n iber au.
— — — — — — — —
Mer wänd grad Alles do in d' Schißle thue,
Der Zucker, 's Gwirz und d' Mandle mit derzue.
Do chunt der Hunig! — Käthri schitte dri,
Grad iber's Ghäck, — nur langsam! — Nai, wie gäl
Dä Hunig isch! wie Gold! Uf alli Fäl
Isch's alte . . . — Jetz isch es gnueg. —
Läng Ais im Känsterli 's Kirswasser; lueg
Im Ecke stoht d' Butellje! gib mer Acht,
Es stehnd drum umme Gleser, as 's nit kracht!
Isch's ächter e halb Glas voll, was i ha
Im Plättli do? — So zind's denn, Karli, a,
Du hesch's Papir scho lang parad. Lueg au,
Wie brennt's uf aismol Alles dunkelblau!
Gelt, das isch eppis fir Di? Gschwind dermit
In Taig! gänd Acht, und zinderle mer nit.

'Sisch mit em Fir nit z'spasse: o Herr Je!
Wie bald isch nit dermit en Unglück gscheh!
— — — — — — —
Jetz wänd mer's Mehl dri riehre! Zletst isch doch
Am Taig vo-n allem z'sämme d'Hauptsach noch!
Jä, d'Hauptsach, Karli, oder dunktes di
Der Zucker sig's? — Nai, au fir d' Leckerli
Isch's d' Grundlag und nit z'mangle. 's Mehl nur git
Im Leckerli e rechte Lib, wo's nit
Der Zucker thuet, nit 's Gwirz, wie viel drin steckt.
Es git au d'Habig, as aim 's Gutzi gschmeckt
Und äfig dunkt: denn numme d'Sießigkeit
Isch bald aim z'eberst obe-n . . .
— Jetz bi-n i fertig mit mim Taig! Mer wänd
Bis morn en jetze rueje losse: sehnd,
Do het e Jedes zum Versueche no
Und fir si Hilf e Mimpfeli dervo!

* * *

Ueber die Entstehungsgeschichte der Leckerli kann nicht viel erheblich gemacht werden. Peter Ochs weiß in seiner Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, V. 40, von den Basler Leckerli (Kuchen mit vielen Gewürzen und Zucker) bloß zu melden: „Die sie backen, hießen im 15. Jahrhundert „Lebküchers". Der Name „Leckerli" ist daher wohl eine Verunstaltung des Wortes Lebkuchen und findet auch bei dem bekannten Nürnberger Gebäck seine allgemeine Anwendung, wobei allerdings nicht ausgeschlossen bleibt, daß das braune, angenehm schmeckende, beim Essen wie Nüsse knackende und schließlich im Munde wie Honig zerfließende, mit Zuckerglasur übergossene Basler Gebäck etwas ganz „Leckeres" sei und somit dem Kuchen den Namen verschafft hat. Die Lebküchers zählten zünftig zu den Krämern (später Safran); diese hatten ihr Gesellschaftshaus ursprünglich in der Gasse, in der sie wohnten, in der Krämer- oder heutigen Schneidergasse, das Haus hieß zum „Ingeber" (Imber), nebenan, in dem „Wiele", hatten sie ihre eigene Kapelle, die St. Andreas- oder Krämer-Kapelle; erst später bezogen die Krämer das Zunfthaus zum alten Safran am Rindermarkt. Die Eigenthümlichkeit der Städte im Mittelalter, daß die

einzelnen Berufsarten in Einer Gasse oder Straße betrieben wurden, läßt annehmen, daß dies auch mit den Lebküchlern der Fall war, und diese Annahme, mit der Thatsache, daß die Lebküchler bei den Krämern zünftig waren, zusammengehalten, legt den Beweis klar, daß die Gasse, in welcher die Lebküchler ihren Beruf trieben, keine andere sein kann, als das auf die Krämergasse stoßende Imbergäßlein; ja es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das zwischen Krämer- und Imbergasse und Andreaskapelle eingeklemmte Eckhaus das Zunfthaus war.

Ein Hauptbestandtheil der früheren Lebkuchen, wie dies aus allen Rezepten hervorgeht, war Ingwer (Imber, Radix oder Rhizoma Zingiberis), jene feurige, gewürzhafte Drogue, welche aus Südasien stammt und schon frühzeitig durch Basler Kaufleute, die nach Lyon und Venedig handelten, mit Safran und Pfeffer hier eingeführt wurde. Der Ingwer wird als erregendes, magenerwärmendes Mittel sowohl in Apotheken gebraucht, als im gleichen Sinne in Küche und Konditorei, in der Bäckerei von Lebkuchen und dergleichen, sowie zur Liqueurfabrikation verwendet.

Daß in der Ingwergasse die Lebkuchenfabrikation betrieben wurde, glauben wir noch aus folgender Ansicht herleiten zu können. Als das Zunfthaus an der Krämer- und Imbergasse verlassen wurde, lag es sehr nahe, dasselbe dem Berufe anheimzugeben, der in dieser Gasse betrieben wurde, und in der That wird in diesem Hause diese Fabrikation heute noch betrieben, während sie in allen andern Häusern der Gasse aufgehört hat. Es ist dies das Haus Nr. 20 in der Schneidergasse (alte Hausnummer 589), J. J. Steiger's sel. Erben oder Herrn Ed. Braun gehörend.

Das Haus besteht aus zwei Theilen, aus dem sogenannten „obern Kestlach" (dem Mitz'schen Haus) und aus dem „untern Kestlach" (der von der Wittwe Sara Passavant an Handelsmann Schmidt, von diesem an Jeremias Fatio und von demselben an den Hauptmann Johann Jakob Steiger käuflich überging). Dasselbe stößt vorn an die Schneidergasse, einerseits an das Imbergäßli und stieß hinten an die (ehemalige) St. Andreaskirche (auf dem St. Andreasplatz). Als im Jahre 1733 der Handelsmann Leonhard Schmidt das Haus von der Frau Sara Passavantin um

3800 Pfund Gelds erkaufte, wurde im Erdgeschoß ein Kaufladen erstellt; aber schon viele Jahre vorher war im ersten Stockwerk ein Kafeehaus im Betrieb, das bereits im 17. Jahrhundert von Daniel Mitz (geboren 1648, gestorben 1705) eingerichtet worden war. Das Kafeehaus war bekannt und beliebt; es heißt noch in der Urkunde, mit welcher Bürgermeister und Rath im Jahre 1783 dem „getreuen lieben Bürger“ Johann Jakob Steiger die Erlaubniß zum Kafeehausbetrieb ertheilen, daß in dem von den Erben des seligen Herrn Jeremias Fatio erkauften Eckhaus an der Imbergasse schon lange Jahre ein Kafeehaus gewesen. Man darf sich indessen das Kafeehaus nicht nach den heutigen Anforderungen an Räumlichkeiten und Ausstattung vorstellen und muß nur geringe Ansprüche an Komfort und Auswahl von Getränken mitbringen, sonst könnte man getäuscht werden. Der Rath stellte strenge Forderungen an die Kafeewirthe in Bezug auf den Geschäftsbetrieb. Vor Allem mußte man sich an die Reformationsordnungen halten, durfte an Sonn- und Festtagen zwischen den Predigten keine Gäste aufnehmen und bewirthen, keine hohen und Hazardspiele dulden, keine fremden noch einheimischen Weine aufstellen, keine Weibsbilder zur Bewirthung verwenden, es mußten sogenannte Kafeejungen angestellt werden; das Haus mußte um 11 Uhr geschlossen werden rc. Bei einer derartigen Beschränkung lag es nahe, neben der Kafeewirthschaft noch ein harmonirendes Geschäft zu betreiben, das lange schon im Hause heimisch war: die von Alters her in der Imbergasse betriebene Lebkuchen- oder Leckerlibäckerei. In dem Mitz'schen, später Steiger'schen Kafeehause finden wir in der That alle die alten Einrichtungen der Leckerlibäckerei, einen uralten Backofen, die alten Formen, Modelle und Geschirre; unter diesen letzteren einen Mörser, der zum Zerstoßen von Zucker, Mandeln und dergleichen verwendet wurde. Derselbe trägt in erhabener Schrift die Legende: „Hans Friedrich Weitnavwer gos mich für Herrn Daniel Mitz. Anno 1692.“ Wir haben also hier den evidenten Beweis, daß schon im 17. Jahrhundert die Leckerlifabrikation in der gleichen Weise bestand, wie sie heute noch existirt; daß aber die Gilde der Lebküchler, die weit in die früheren Jahrhunderte zurückreicht, die Vorgängerin der späteren Leckerlifabrikanten ge-

wesen und in der Imbergasse ihren Berufssitz hatte, darf nach dem Gesagten als glaubwürdig erachtet werden.

Die Rezepte der Fabrikation waren weder ein Geheimniß, noch konnten sie ein solches sein, eine ganze Zunft betrieb sie ja; das Geschäft war einträglich und so wandten sich immer mehr Bäcker und Zuckerbäcker dieser Geschäftsbranche zu, so daß wir dermalen gegen vierzig solcher Geschäfte zählen, die meist von Zuckerbäckern betrieben werden.

